AETAS KANTIANA

Das kritische Werk Emmanuel Kants, 1724-1804, bedeutet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Philosophie; besser, der Philosophie überhaupt. Zwischen 1780 und 1800 liess Kant erscheinen : *Die Kritik der reinen Vernunft*, 1781; *Die Kritik der praktischen Vernunft*, 1788; *Die Kritik der Urteilskraft*, 1790; *Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft*, 1793; *Die Metaphysik der Sitten*, 1797. Nicht aufgeführt sind dabei jene unzähligen Schriften, die dazu bestimmt waren, die in diesen grundlegenden Werken ausgesprochenen Prinzipien zu verteidigen.

Kant hatte nicht nur Schüler und Bewunderer. An Gegnern fehlte es nicht. Es waren dies vor allem die Verfechter des Wolff'schen und Leibniz'schen Rationalismus. Andererseitz waren es Fichte, Schelling und andere Idealisten, die aus den von Kant aufgestellten Prinzipien die extremsten Forderungen zogen.

Wenige Perioden waren so fruchtbar an Auseinandersetzungen von Ideen, an Versuchen von Systembildungen. Die Kant'sche Kritik gab den Anstoss zu einer ganzen philosophischen, kritischen und polemischen Literatur. Sie ist auch heute noch sehr mächtig.

Trotz der verschiedenen und oftmals gegensätzlichen Strömungen, die sie charakterisieren, bilded die *Aetas Kantiana* ein unteilbares Ganzes : etwa die ersten vierzig Jahre der Bewegung. Dieses Ganze, diese *Aetas Kantiana*, besagt eine enorme Literatur. Sie umfasst viel mehr als die grössten Autoren dieser Epoche, sie seien nun kantianisch oder nicht.

Dies ist der Grund, warum es nützlich, ja notwendig schien, die Werke in einem möglischt vollständigen Corpus zusammenzustellen. Unter dem Namen *Aetas Kantiana* werden also, im Neudruck, die Originale oder die bestem Ausgaben der repräsentativsten Werke der Kant'schen Aera publiziert werden; mit Ausnahme, wohlgemerkt, der grossen Gesamtausgaben, die leicht zugänglich sind.

IMPRESSION ANASTALTIQUE

CULTURE ET CIVILISATION

115 avenue Gabriel Lebon, Bruxelles

1968

Predigten

nach

Kantischen Grundsätzen.

Königsberg
auf Kosten des Verfassers.
1794.

Vorrede.

Den Namen **Predigten** führen vorliegende Aufsätze, weil jedem derselben ein biblischer Ausspruch als Text zum Grunde liegt. Sie haben außerdem mit Predigten wenig oder gar nichts gemein. Die Aussprüche selbst sind gewählt, durch die Abhandlungen erläutert, oder auch ihnen blos vorgesetzt, in so fern man sich unter Christenthum nicht mehr und nicht weniger, als die Religion des reinen Herzens gedacht hat. Die Predigten heissen nach Kantischen Grundsätzen bearbeitet, in so fern man Gebrauch von den Grundsätzen der kritischen Philosophie gemacht hat, um die Religion des reinen Herzens, so weit es in diesen wenigen Abhandlungen geschehen konnte, in ihrer Reinigkeit darzustellen. Sollte wider alle Erwartung das Christenthum diese Religion des reinen Herzens nicht seyn, für etwas anders, für mehr oder weniger anerkannt werden müssen;

so führen freilich die gegenwärtigen Aufsätze sehr mit Unrecht den Titel Predigten. Und sollten anderer Seits eben so sehr wider Erwartung, Kantische Grundsätze unfähig befunden werden, um durch sie die Religion des reinen Herzens zu erläutern; so wird es freilich für Anmaßung erklärt und erkannt werden müssen, daß man sich unterstanden habe, das Christenthum nach dergleichen Grundsätzen zu behandeln, und aus einem Gesichtspuncte zu betrachten, den die kritische Philosophie angiebt. Außerdem werden in diesem Falle Titel und Unterschrift dieses Buchs nicht ermangeln, das Buch selbst lächerlich zu machen.

Sollte man über beydes, über die Zweckmäßigkeit der genannten Grundsätze und über den Zweck des Christenthums, Reinigkeit des Herzens unter den Menschen zu befördern, zwar einig seyn, nur aber die Art und Weise tadeln, wie Gebrauch von jenen Grundsätzen zum Behuf der christlichen Religion, in gegenwärtigen Versuchen gemacht worden sey; so wird allerdings der Verfasser dieser Versuche bey einem solchen Tadel, wenn er gerecht ist, nicht gleichgültig bleiben können: aber er wird dennoch dadurch nicht überzeugt werden, etwas ganz Unnützes versucht zu haben. Aus dem nehmlichen Grunde, aus welchem er die genannten Grundsätze auf das Christenthum anzuwenden suchte, muß ihm jeder

ähnliche

ähnliche Versuch jedes andern, dem derselbe, unter welcher Form und Gestalt es sey, durch richtigere Entwickelung, durch bestimmtern Gang, durch glücklichere Verknüpfung der Gedanken und durch eine mehr gebildete Sprache gelingt, sehr willkommen seyn.

Der Sache selbst liegt wenig oder gar nicht daran, von wem dergleichen Versuche kommen, aber alles, daß sie, es sey beym erstenmale, oder doch endlich gelingen. Denn wer den gegenwärtigen Zustand der Philosophie und Religion, und das Verhältniß beyder zu einander auch nur zum Theil kennt, der wird dem vortrefflichen Verfasser der Briefe über die Kantische Philosophie von ganzem Herzen beypflichten, wenn er sagt *): „Reine Religion ist gegenwärtig in eben dem Sinne Zeitbedürfniß, als es reine Moral vor achtzehn Jahrhunderten war; und da wir von der leztern im Ganzen genommen ungleich mehr, als von der erstern aufzuweisen haben; so muß der Wiederhersteller des Christenthums die allgemeinere Disposition zur Moral in eben dem Verhältnisse benutzen, in welchem der Stifter desselben, die zu seiner Zeit allgemeinere Disposition zur Religion benutzt hat, das heißt: er muß von der Moral ausgehen, wie Christus von der Religion ausgegangen ist. Mit Einem Wort;

*) Reinholds Briefe 1r Band S. 154.

so wie damals die Religion als eine der allgemeinsten und wirksamsten Triebfedern des menschlichen Herzens, in Bewegung gesetzt werden mußte, um einer wenig bekannten, und den herrschenden Vorstellungsarten und Gewohnheiten so sehr entgegen gesetzten Moral Eingang zu verschaffen; so muß eben diese Moral, die heut zu Tag unter die gewissesten, kultivirtesten und populärsten Kenntnisse gehört, von allen denjenigen zum Grunde gelegt werden, die das Ihrige dazu beytragen wollen, das reine Christenthum in den von Aberglauben und Unglauben gemißbrauchten Besitz zu setzen." Hierzu hat der Verfasser vorliegender Predigten das Seinige, so gut er konnte, beytragen wollen. Sie sind nicht für Leser allerley Standes geschrieben, sondern, wenn ihm seine Absicht nicht ganz mißlungen hat, nur für solche, die mit ihm gleiche Bedürfnisse des Kopfs und Herzens gefühlt, und bisher entweder keine Gelegenheit, oder keine Veranlassung und Muße gefunden haben, dieselben zu befriedigen.

I.

Gerechtigkeit gegen unsern Nächsten.

Ουδεν εγω νομιζω γε ανδρι, αλλως τε και αρχοντι, καλλιον ειναι κτημα, ουδε λαμπροτερον αρετης, και δικαιοσυνης, και γενναιοτητος.

Xenophon.

Einleitung.

Wenn man überlegt, M. A. Z., für welch eine leicht auszuübende Tugend die Gerechtigkeit gegen unsern Nächsten gewöhnlich gehalten wird, wie sehr ihre Ausübung durch bürgerliche Geseze erleichtert, und durch Vorgesezte, durch Aufseher und Richter befördert ist; so kann es völlig überflüßig scheinen, dieser Gerechtigkeit auch von der Kanzel das Wort zu reden und ihr eine besondere Lobrede zu halten. Aber wenn man sich andererseits erinnert, wie häufig Klagen über Ungerechtigkeiten geführt, wie viel ihrer gleichsam unter den Augen der Geseze und ihrer Vorsteher begangen werden, wie unwiderstehlich und allgemein die Achtung gegen den Gerechten, und welch' eine seltene Erscheinung dieser gleichwohl auf Erden ist; so scheint wiederum nichts dringender und zweckmäsiger zu seyn, als die Beschaffenheit dieser Tugend in nähere Erwägung zu ziehen.

Vielleicht ist sie schwerer auszuüben, als wir uns einbilden. Vielleicht ist es unter Menschen, wie sie einmal sind, in den Verhältnissen, worin sie einmal mit einander stehen, nur zur Hälfte wahr, was man insgemein voraussezt oder auch wohl behauptet, nemlich: gerecht zu seyn gegen einander, sey die geringste Forderung, die Menschen an Menschen thun könnten. Vielleicht ist es eine Folge eben dieser einseitigen Behauptung, wenn Gerech-

tigkeit bey weitem von den meisten für das, was sie ist, nicht erkannt wird, wenn sie dem Wort **Nächstenliebe**, womit die wenigsten einen bestimmten, für ihre Tugend fruchtbaren Begriff verbinden, weichen muß, vernachläßigt und nicht selten unter die Füße getreten wird. Vielleicht sind Gesetzgeber, Vorgesezte und Richter zu kurzsichtig, zu eingeschränkt, zu schwach, mit einem Wort, zu sehr Menschen, um durch weislich getroffene Vorkehrungen allen und jeden Ungerechtigkeiten vorbeugen, steuern und wehren zu können.

Ein jedes Vielleicht dieser Art fordert zum Nachdenken über die Tugend selbst auf. Reichlichen Stoff zu diesem Nachdenken bietet uns die menschliche Vernunft und die Geschichte alter und neuer Zeiten an. Man darf sich in dieser Geschichte eben nicht weit umgesehen haben, um es wahr zu finden, daß, so lange die Welt steht, Ungerechtigkeiten ohne Maas und Ziel verübt, Handlungen der Gerechtigkeit hingegen immer nur in sehr kleiner Anzahl verrichtet worden sind. Man kann sich durch eben die Geschichte mit wenigem davon überzeugen, daß fast alle Völker des Alterthums, Heiden und Nichtheiden, die Geseze, die schriftlich oder mündlich unter ihnen herumgingen, und zur Aufrechthaltung der Gerechtigkeit dienen sollten, den Göttern oder der Gottheit, als Gesezgebern zwar zuschrieben, aber diese dennoch nicht durch Gehorsam als ihre Gesezgeber verehrten.

Was auch für ein böser Geist den Saamen des Unrechts ins menschliche Herz gestreuet, Unkraut unter den Waizen gesäet haben mag; es ist einmal da, und keimt, wurzelt und wuchert in diesem Herzen, beinah bis zur Unmöglichkeit einer völligen Ausrottung. Von ihm, als wäre der Hang dazu gleichsam angebohren, zeugen die mehresten Auftritte in dem Leben ehemals berühmter und unberühmter, kühner und furchtsamer, mächtiger und schwacher Menschen. Ein merkwürdiges Beyspiel einer ihres

Ur-

Urhebers wegen noch merkwürdigern Ungerechtigkeit findet sich in dem Leben Davids. Ich lege dies Beyspiel meiner gegenwärtigen Betrachtung über die Gerechtigkeit gegen unsern Nächsten zum Grunde, um durch den Abscheu, den jeder Vernünftige gegen eine solche That und Sinnesart nothwendig hegen muß, die Aufmerksamkeit auf die entgegenstehende Denkungsart zu lenken.

Text:

2. Buch Samuelis, Cap. 12, v. 1—7.

Und der Herr sandte Nathan zu David. Da der zu ihm kam, sprach er zu ihm: Es waren zween Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viel Schafe und Rinder. Aber der Arme hatte nichts, denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte; und er nährte es, daß es groß ward bey ihm und seinen Kindern zugleich; es aß von seinen Bissen und trank von seinem Becher, und schlief in seinem Schoos und er hielts wie eine Tochter. Da aber dem reichen Manne ein Gast kam, schonte er zu nehmen von seinen Schafen und Rindern, daß er dem Gaste etwas zurichtete, der zu ihm kommen war, und nahm das Schaf des armen Mannes, und richtets zu dem Manne, der zu ihm kommen war. Da ergrimmte David mit grosem Zorn wider den Mann, und sprach zu Nathan: So wahr der Herr lebt, der Mann ist ein Kind des Todes, der das gethan hat. Dazu soll er das Schaf vierfältig bezahlen; darum, daß er solches gethan und nicht geschont hat. Da sprach Nathan zu David: Du bist der Mann.

David verführte, während Urias, einer seiner Unterthanen, gegen die Feinde desselben mit zu Felde gezogen war und für ihn sein Leben aufs Spiel gesezt hatte, das Weib dieses Mannes. Noch vor Beendigung des Feldzugs kehrte Urias auf Befehl des Königs nach Jerusalem zurück. Allein dieser, um die zu befürchtende Entdeckung seines Verbrechens zu verhüten, wuste es künstlich genug dahin einzuleiten, daß er wieder zum Heere reisen, dort in der nächsten Schlacht von seinen Gehülfen boshafterweise verlassen und vom aufdringenden Feinde ermordet werden muste. Jezt trat der Prophet Nathan vor den König, erzählte die angeführte Geschichte, und brachte ihn endlich zur Besinnung und zum Nachdenken über sich selbst zurück.

Man wird mich vielleicht der Lieblosigkeit beschuldigen, weil es gerade das Leben eines so allgemein beliebten, von Christen und Juden einhellig gepriesenen Königs ist, aus welchem ich ein Beyspiel von Ungerechtigkeit entlehnt habe. Allein so wichtig dieser Mann in mancher andern Rücksicht seyn mag; so war er doch, wie die eben erzählte Begebenheit sattsam bestätigt, nicht mehr und nicht weniger Mensch, wie jeder andere. Und ein Beyspiel von Ungerechtigkeit kann doch nur von einem Menschen gegeben und entlehnt werden. Ob dieser ein König oder ein Bettler, ein Unterthan oder ein Oberherr, ob er gottlos oder fromm ist, oder war, das kann bey demjenigen, der in dem Menschen nur den Menschen achtet und verehrt, von keiner weitern Bedeutung seyn. Die erwähnte That ist ein Schandfleck in der Geschichte Davids; und so mag sie dann auch hier stehen, wie der Schatten in einem Gemählde, um Licht und Farben zu heben, — ein Beyspiel von Ungerechtigkeit, um der Gerechtigkeit gegen über, diese desto mehr hervorstechen zu lassen.

Wenn gezähmte von wilden, oder wilde von andern wilden Thieren verfolgt werden, wenn der Tieger das Lamm, der Löwe

den

den Tieger zerreißt, wenn die Taube vom Falken, der Falke vom Adler zerfleischt wird; so nennen wir diese Handlungsart höchstens brutal, und es fällt uns sogar nicht ein, etwas ungerechtes darinnen zu finden, daß wir vielmehr behaupten, es könne dem Naturlaufe und der Einrichtung jener Thiere gemäs, nicht anders als so erfolgen. Ein Geschöpf, das gerecht oder ungerecht heißen soll, muß Vernunft, ein Vermögen zu denken, haben. Aber das vernünftigste Geschöpf, wenn es blos wie die Pflanze durch ein nothwendiges Einsaugen und Verarbeiten des erforderlichen Nahrungsstoffs, ernährt würde, und seine Vernunft, wie die Frucht der Pflanze, zur Reife käme, könnte immer noch nicht gerecht oder ungerecht genannt werden. Es muß außer der Vernunft, auch Willkühr, ein Vermögen zu begehren, besitzen. Und diese Willkühr muß frey, unabhängig von äußerm und innerm Zwange seyn; denn wenn einem vernünftigen Wesen seine Begierden abgenöthigt werden, wenn es, wie das vernunftlose Thier, lediglich begehren muß, und nicht zugleich über seine Begierden gebieten kann, wenn es seine Nahrung sucht, wie der Löwe die seinige, bloß vom blinden Instincte getrieben, (wo dann ohne Unterschied bald ein Lamm, bald ein Tieger zerrissen wird und den Hunger zu stillen dient); so wird es mit aller seiner Vernunft bloß ein vernünftiges Thier heißen, und von Recht oder Unrecht wird immer noch nicht die Rede seyn. Sollen diese Worte einen Sinn haben; so muß das Geschöpf, welches gerecht oder ungerecht genannt wird, Vernunft und freie Willkühr, oder einen Willen haben; das heißt, es muß Mensch seyn. Soll dieser Mensch gerecht oder ungerecht gegen andere heißen, so muß er mit andern in Gesellschaft zusammen leben, und sie müssen eben so wie er Vernunft und einen Willen haben. Denn es läßt sich gar wohl denken, daß ein einzelner Mensch, getrennt von aller menschlichen Gesellschaft, etwa auf einer Insel einsam und nur unter unvernünftigen Thieren lebe. Dort wird er im Stande seyn, mancherley Tugenden oder Laster auszuüben; aber Gerechtigkeit oder Ungerech-

gerechtigkeit gegen andere nicht. Wir werden ihn, wenn ers ist, mäßig, muthig, geduldig, sogar gütig gegen die Thiere, aber niemals gerecht oder ungerecht nennen; denn so kann er nur unter andern Menschen heißen. Diese andern müssen etwas haben, welches sie das Ihrige, ihr Eigenthum nennen, und es muß möglich seyn, ihnen dies ihr Eigenthum zu entziehen. Sie müssen den Willen haben können, sich unter einander des Ihrigen zu berauben; aber es muß zugleich ein Gesetz da seyn, welches diesen Willen zu haben, verbietet. Erst dann wird Gerechtigkeit unter ihnen statt finden können, denn sie ist der dem Gesez gemäse Wille, einem jeden das Seine zu lassen.

Drey Dinge sind es also, die bey der Frage, über die Gerechtigkeit gegen unsern Nächsten in Anschlag kommen; 1) das, was ein jeder das Seine nennt; 2) das Gesez, einem jeden das Seine zu lassen, und 3) der Wille, dies Gesez zu erfüllen. Von diesen drey Stücken muß hier in eben so viel Abschnitten noch besonders gehandelt werden.

Erster Abschnitt.

Die Menschen sezen in sehr viele Dinge einen Werth, und nennen sie das Ihrige, die wenn man sie näher ans Licht zieht, in nichts verschwinden, und eben darum niemandes Eigenthum heißen können. Man wähnt inzwischen, die Dinge dieser Art hätten innern Gehalt; und so muß oft derjenige Eingriffe in die Rechte anderer gethan und dafür bestraft zu werden verdient haben, der entweder aus Pflicht oder in der gutmüthigen Ueberredung, man werde ihm beystimmen, Hand an dies sogenannte Eigenthum legte, und mit der Sache, den in anderer Rücksicht verderblichen Wahn auszurotten, oder mit Ausrottung des Wahns die dem wahren Eigenthum nicht selten gefährliche Sache, zu zerstören suchte. Der abgöttische Glaube der Heiden ist etwas hier-

her gehöriges. Wer ihnen das Lächerliche dieses Glaubens hätte zeigen, das Vernunft- und Sittenlose darinnen hätte aufdecken wollen, den würden sie im Betretungs- oder Entdeckungsfalle ohne langes Bedenken sogar am Leben gestraft haben, weil er sie im ruhigen Besitze eines Gutes (obgleich beydes, der Besitz und dies Gut nur eingebildet war) zu stören gewagt habe. So führten die Juden den Erlöser des Menschengeschlechts wirklich zum Tode, und glaubten Recht daran zu thun, weil er ihre Satzungen aufgehoben, ihren Gottesdienst für unzureichend erklärt, und ihren Ceremonien ein Ende gemacht hatte. Glaubensmeinungen, Vorstellungen von eingebildeter Tugend, von erträumten Vorzügen und Verdiensten, und überhaupt die Phantasien Seelenkranker Menschen heißen sehr mit Unrecht das Ihrige. So lange sie freilich diese Dinge für das Ihrige halten, sind sie, wie die Traumbilder eines Schlafenden, auch wirklich ihr Eigenthum; aber ihre eigne Vernunft sollte sie wecken und daran mahnen, sich eines so unwürdigen Eigenthums zu entschlagen. Wenigstens kann es unter gegebenen Umständen Pflicht werden, und muß alsdann demjenigen, der diese Pflicht für die seinige erkennt, erlaubt seyn, ihre Vernunft aufmerksam zu machen, und jenen Schatten von Eigenthum zu vertilgen. Sollte er dabey Gefahr laufen, seine Ruhe, sein irdisches Glück, ja sogar sein Leben zu verlieren; wenn er Vorurtheile angreift und zu bekämpfen sucht, welche die Menschen darum nicht ungestraft antasten lassen, weil sie unbekümmert und gewissenlos hinter ihnen leben, wohl gar vermittelst ihrer Bosheiten an andern ausüben, Ungerechtigkeiten begehen können, kurz, weil sie dieselben zum Surrogat wirklicher Tugenden, die sie besitzen oder doch erringen sollten, gemacht haben; so darf ihm dennoch dieser zu befürchtende Verlust keinen Augenblick Bedenklichkeiten verursachen. Er soll sich seinerseits in seinem aus Pflicht, nicht aus Wahn, aus Dünkel oder aus Aufklärungssucht, übernommenen Geschäft durch nichts abschrecken und hindern lassen, selbst dadurch nicht, wenn er vorauszusehen glaubt, daß er an

die

die Stelle weggeräumter Vorurtheile, nichts besseres werde zu sezzen haben. Ein Wahn, der uns beglükt, wiegt nur dann eine Wahrheit auf, die uns zu Boden drükt, wann er uns des Glüks, das mit ihm und durch ihn statt findet, nicht unwürdig macht. Widrigenfalls mag uns immer die Wahrheit zu Boden drücken; es ist besser, als wenn wir uns durch den Wahn um unsere Selbstständigkeit, um unsere Tugend berücken lassen, denn was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt und dabey Schaden an seiner Seele nimmt? Wer Irrthümer und Vorurtheile, die auf das Thun und Lassen der Menschen Einfluß haben, aufdekt und vernichtet, der macht wenigstens in ihnen das Bedürfniß rege, und sezt sie in die Nothwendigkeit, Wahrheit zu suchen. Der Erlöser der Menschen that freilich mehr; er benahm ihnen den unvernünftigen Wahn, und gab ihnen dafür einen vernünftigen Glauben.

Je länger sich der Mensch im anhaltenden scharfen und tiefen Nachdenken und Ueberlegen geübt hat; desto weniger werden ihn Vorurtheile, witzige Aus- und Einfälle blenden, desto weniger wird er sich geneigt fühlen, das Heil seiner Seele blos durch alte Sagen und abentheuerliche Erzählungen für geborgen zu halten, oder die eigne Sorge für sein Seelenheil, damit er sich neuern, lustigen, oft eben so abentheuerlichen Spöttereien nicht aussetze, zu vernachläßigen; desto weniger wird er alle dergleichen Dinge für sein Eigenthum anerkennen. Aber desto lebhafter und inniger wird er sich davon überzeugen, daß es ein Eigenthum gebe, welches diesen Namen ganz eigentlich, und besonders in der Rücksicht verdient, weil es seinem Besitzer durch keine Macht über und unter der Erde, weder durch List noch durch Gewalt entrissen werden kann, und daß er dies zu suchen und vor allen Dingen zu dem seinigen zu machen habe. Und das ist — ein guter Wille, ein reines Herz, das Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben. — Dies seinem Eigenthümer rauben oder ihn darum betrügen zu

wollen,

wollen, so weit reicht kaum die Bosheit auch selbst des Boshaftesten. Und sollte sie auch so weit reichen können; so erschöpfen sich doch daran Kunst und Gewalt vergebens, und jeder dagegen angestellte Versuch muß mislingen. Wenn daher in der heiligen Schrift ein böser Geist als derjenige vorgestellt wird, der die ersten Menschen zur ersten Sünde verführte; so mag man immerhin annehmen, daß es ihm nicht an Bosheit gebrach, um zu wollen: sie mögten auch ihrer vorigen bis zu diesem ersten Vergehen ausgeübten Tugend beraubt werden können. Allein bey diesem Wollen muste es dann auch bleiben. Sie hatten durch seine Schlangenkünste das Ebenbild Gottes verlohren; aber die Spuren dieses Ebenbildes konnte er, auch wenn er es gewollt und wirklich versucht hätte, doch nimmer vertilgen.

Dies Eigenthum ist so sehr Eigenthum des Menschen, daß es ihm nicht einmal mit dem Leben entrissen werden kann. daß es sogar Fälle giebt, wo er sich lieber das Leben nehmen lassen, als durch eine böse That Herz und Gewissen beflecken, — wo er das Leben verlieren soll, um es zu gewinnen. Uebrigens ist dies Leben gleichfalls ein wirkliches Eigenthum des Menschen, und ihn dessen zu berauben, bedarf es nicht erst der Bosheit und Macht eines abgefallenen Engels. Nur zu oft haben andere Menschen die Macht, und noch östere den Willen dazu. Es ist freilich wohl selten oder nie die bloße Lust zu quälen, und das Vergnügen zu morden, was sie geneigt macht, einander den Dolch ins Herz zu stoßen. Allenfalls mögen ganz rohe Barbaren eines solchen Blutdursts fähig seyn. Menschen, die schon zum Theil aus dem Stande der Wildheit hervorgetreten sind, werden zu diesem Laster gewöhnlich durch Rache, Habsucht oder Furcht verleitet. Das leztere war vielleicht der Fall Davids, der sich bey andern Vorfällen nichts weniger als ungerecht bewieß. Als sein guter Geist von ihm gewichen war und er seinem Feldherrn Befehl gab, den Urias im Treffen an die Spitze zu stellen, wo er vom Feinde erreicht

werden

werden muste; da schwebten ihm wahrscheinlich die Worte: Gerechtigkeit ist besser als Opfer, in Gedanken. Aber Furcht legte der Vernunft Schweigen auf, Furcht, Urias mögte seine erste Ungerechtigkeit entdecken und kund machen, bewog ihn zu dieser zweiten. Oder war es vielleicht der Wunsch, im Besitze des einmal Geraubten zu bleiben, der ihm diese Mordthat zuflüsterte? Wenn er es war, dann desto schlimmer für den König! Oder war vielleicht nach der ersten That das Gewissen in ihm laut und vernehmlich geworden, und suchte er vielleicht in der Bestürzung durch das erste, beste Mittel die Stimme dieses Gewissens zum Schweigen zu bringen? Das Mittel — ein Mord — war freilich das unglücklichste von der Welt, und der sonst überall so weise König hätte dann diesmal wenigstens sehr unweise gewählt. Allein man weiß ja, daß in der Bestürzung, besonders wenn sie vom Bewustseyn einer bösen That, also eines Mangels an Weisheit herrührt, zuweilen selbst der Weiseste fehl greiffe. Wie es hiermit auch immer seyn mag; die Veranlassung — sie sey äussere oder innere — entschuldigt einen Menschenmord nun und nimmer.

Einem Menschen das Leben, oder ihm das Recht nehmen, Mensch, Bürger, Unterthan, Vater einer Familie zu seyn, kurz, ihn zum Sklaven zu machen und zu einer bloßen Sache herabzuwürdigen, das ist ziemlich eins und das nemliche; denn das Recht eines jeden, sein eigner Herr zu seyn, ist so sehr sein Eigenthum, daß er darauf nicht Verzicht thun kann, ohne sich zugleich alles dessen zu begeben, was ihn zum Menschen macht, seiner Vernunft und seines Willens, ohne also zu einem vernunftlosen Thiere herabzusinken, wo es dann jedem andern, der Lust und Kraft dazu hat, erlaubt seyn müßte, ihn nach Gutdünken umzubringen. Allein dies kann niemals erlaubt seyn; es kann folglich auch niemals erlaubt seyn, einem Menschen das Recht auf sich selbst zu nehmen. Weder Vortheile, die dadurch andern, und wären die-

ser

ser auch noch so viele, zuwachsen könnten, noch bemerkte Mängel an demjenigen, der das Opfer der übrigen werden soll — Körper- und Geistesschwächen, Dummheit und viehische Laster, können dazu berechtigen; denn nimmer kann der Vorzug unbemerkt bleiben, daß der Unglükliche dieser Art ein Mensch sey. Mag er immerhin ohne alle Anlagen zu einem grosen Künstler, zu einem Gelehrten, oder auch nur zu einem klugen Menschen seyn, der Keim zu einem guten Menschen liegt dennoch in ihm, wie in jedem andern, und jedem andern muß dieser Keim ein nicht zu verletzendes Heiligthum seyn.

Diese gewaltsame Sklaverey und jenes gewaltsame Berauben des Lebens werden eben durch den äußern Zwang, wodurch beyde allein möglich sind, gar bald für das anerkannt, was sie sind — für Ungerechtigkeiten. Aber es giebt noch eine andere Art, Sklaven zu machen, und zu morden, die je feiner sie ist, je weniger Zwang sie zu verrathen scheint, nur um desto mehr den Namen Ungerechtigkeit verdient. Gesundheit des Geistes, Gesundheit des Körpers sind gleichfalls Eigenthum des Menschen; ihm jene rauben oder ihr Wachsthum hindern, heißt ihn fesseln, ihm diese untergraben, heißt ihn tödten.

Entwenden kann freilich keiner dem andern seinen Verstand, aber ihn doch darum betrügen. Wer denkt nicht mit Wehmuth an die Zeiten zurück, wo man wenigstens den Versuch machte, durch Legenden, durch Erzählung, und wohl gar durch wirkliche Vorspiegelung von Zeichen und Wundern die Menschen nach und nach ganz um ihren Verstand zu bringen, wo man sie gewöhnte, blos hinzugaffen und anzustaunen; und wo man jede Frage dessen, der sich das Unbegriffene begreiflich zu machen den Trieb fühlte, immer mit der Antwort abfertigte, es gehe mit übernatürlichen Dingen zu? Diese Versuche, Verstand und Vernunft gänzlich zu unterdrücken, mußten freilich zum Theil immer mis-

lingen;

lingen; denn so kärglich die Natur in allem übrigen den Menschen ausstatten mag; so freygebig ist sie in Absicht auf seinen Geist. Nicht blos dieser Geist, sondern auch der unüberwindliche Trieb, ihn auszubilden, keine seiner Fähigkeiten beständig schlummern zu lassen, ist ihre wohlthätige Mitgift. Das wuste man, oder erfuhr es doch bald, und darum traf man Vorkehrungen, den menschlichen Verstand wenigstens in Beschlag zu nehmen. Verschmizte Priester und habsüchtige Mönche wurden über denselben zu Vormündern bestellt. Sie übernahmen das in einem gewissen andern Sinne sehr ehrwürdige, in diesem hingegen durchaus abscheuliche Geschäft, für das ganze Menschengeschlecht zu denken. Sie verbreiteten, so viel an ihnen war, Finsterniß über alles Wissenswürdige, und suchten den Funken, der hier oder da in helles Licht aufzustrahlen drohte, auf der Stelle auszulöschen. Ein Buch, das vorzüglich im Stande war, den Menschen Licht über ihre Bestimmung zu geben — die Bibel — wurde von ihnen in ausschliessenden Gewahrsam genommen, und derjenige, der in diesem Buche sagt: Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure gute Werke sehen und euren Vater im Himmel preißen, der wurde selbst auf diese Art von ihnen gehindert, sein Licht leuchten zu lassen, und seine Absicht, die Menschen ihrer Bestimmung näher zu bringen, muste der ihrigen weichen, sie nur weiter von derselben zu entfernen. Denn die Folge davon, daß der Verstand erst umnebelt, und dann bestrickt wurde, konnte keine andere seyn, als daß das menschliche Herz erst sich selbst vergessen lernte, und dann durch allerley Kunstgriffe berükt, und zu allerley Lastern, wie man ihrer zu seinen Absichten bedurfte, verführt wurde. Auch noch in unsern Tagen geschehen zuweilen Versuche, nicht zwar den Verstand zu unterdrücken, davon sieht man die Unmöglichkeit immer mehr ein, auch nicht ihn gänzlich in Beschlag zu nehmen, denn selbst dies fängt allmählich an, für unmöglich gehalten zu werden; aber doch ihm Gewalt anzuthun, als wozu einerseits eine überfliegende oder gelähmte

Einbildungskraft, andererseits gröbere oder feinere Neigungen und Affekten hauptsächlich Anlaß geben. Man ist zu bequem, zu nachläßig oder auch zu voll von Eigendünkel, um sich selbst über beydes mit Ernst zur Rechenschaft zu ziehen; und so geschieht es dann, daß frömmlende Schwärmerey, gutherzige Einfalt und ungestümer Eifer ihre phantastischen Eingebungen, abergläubischen Meinungen und halbwahren oder doch oberflächlichen Behauptungen dem Verstande anderer aufzudringen suchen. Dabey vergißt der Schwärmer, während er blos zu rühren oder zu erschüttern die Absicht hat, wie ungerecht es sey, durchs Herz auf den Kopf zu wirken, Neigungen rege zu machen, und dadurch den Verstand zu verwirren. Und der Eiferer denkt nicht daran, daß seine Ueberzeugungen nur die seinigen sind, daß, wenn er sie glaubt mittheilen zu müssen, dies weder durch Empfehlung und Lob, noch durch Drohen und Trotzen, sondern lediglich durch deutliche und bestimmte Entwickelung, und durch Darlegung d Gründe, die sie zu den seinigen gemacht haben, geschehen müsse. Halten dann diese Gründe vor der Vernunft und dem Herzen anderer die Probe; so werden seine Ueberzeugungen von selbst auch die Ueberzeugungen dieser andern werden; woran ihm überdem nur in so fern gelegen seyn sollte, als diese andern durch sie in Stand gesetzt werden, sich selbst zu sittlich bessern Menschen zu machen, ihre Pflichten getreu zu erfüllen, oder ihren irdischen Wohlstand zu erhalten und zu vergrößern.

Der Verstand erkennt keine andern Gesetze für die seinigen an, als seine eignen. Er kann berükt, aber es kann ihm nichts aufgedrungen werden. Wäre dies von jeher in Ueberlegung genommen worden; so würde die Anzahl der Glaubenspartheyen sehr klein geblieben seyn, und von Spöttern des Christenthums würde man gar nichts wissen. Das Christenthum bedarf keiner Anpreisungen und Empfehlungen, noch weniger eines heiligen Eifers, um ihm Eingang zu verschaffen. Seine Wahrheiten wollen blos entwickelt seyn, um

ver-

verstanden, blos verstanden seyn, um für die eignen Wahrheiten eines jeden, der sie verstanden hat, anerkannt zu werden. Die Versuche, durch wohlgemeinte Kunstgriffe, durch Ueberredung u. dergl. die Lehren desselben andern anzuschmeicheln und aufzubürden, müssen im Ausgange unstatthaft und ungerecht befunden werden, und sind wirklich von jeher so befunden worden. Die meisten wurden dadurch Spötter des Christenthums, weil sie endlich einsehen lernten, daß man statt zu überzeugen, ihren Verstand nur berükt, und ihnen aufgedrungen hatte, was man blos hätte erklären, und sie dann selbst finden lassen sollen. Dieser gewaltsame Eingriff in ihr heiligstes Recht, in das Recht, selbst zu denken, muste sie erbittern. Und was sie erbitterte, das empört uns noch; doch ohne darum sofort zu Religionsspöttereyen Anlaß zu geben.

Wir lassen uns nemlich, auch bey der Ueberzeugung: ein jeder müsse selbst denken und sein Seelenheil für sich selbst besorgen dürfen, zuweilen dennoch, wenn wir nicht sehr auf unsrer Hut sind, durch die Rührung und Feierlichkeit, womit der geübte Schwärmer aufzutreten gewohnt ist, hinreissen, bewundern ihn, und folgen wohl gar eine Zeitlang seinen Eingebungen. Aber endlich verschwindet dann doch der Zauber; der Verstand behauptet sein Recht gegen die Einbildungskraft, wir sehen uns getäuscht, und je mehr wir erkennen, daß der Zauberer mit Hülfe unsrer Einbildungskraft unsre eigne Vernunft entführt hatte; desto höher steigt die Erbitterung, so daß wir nun unsrerseits gar leicht zu der Ungerechtigkeit verleitet werden, ihn für einen baaren Betrüger zu erklären, und ihm Absichten die ihm schwerlich in den Sinn kommen konnten, auf den Kopf schuld zu geben.

Die Ungerechtigkeit, den Verstand der Menschen zu fesseln, es sey auf welche Art es wolle, ist unter allen bey weitem die größte; denn aus ihr gehen alle die unseligen Folgen hervor,

deren

deren Grund in einem, mit einem verkehrten Verstande zugleich verkehrten Herzen zu suchen ist. Freygeister, Ketzer und Irrglaubige werden nur da verfolgt, Scheiderhaufen nur da angezündet, wo die Vernunft verachtet und die Denkkraft gelähmt ist. Wer bey jenen Verfolgungen und Grausamkeiten seine Rechnung findet, der muß freylich alle List nnd Gewalt aufbieten, um zu verhüten, daß niemand über seine Rechte und Pflichten Aufschluß erhalte. Aber wohl denen, die ihre Rechnung vor allen Dingen bey einem guten Gewissen finden, und unschuldig sind an einer jeden Krankheit, die den Geist und das Herz der Menschen befallen mag.

Man sollte denken, die Gesundheit des menschlichen Körpers, Lebenskraft und Lebensgefühl würden unter Menschen wenig oder gar nicht gefährdet seyn, indem die Vorstellungen von Nutzen oder Schaden, die wohl sonst das große Triebrad alles menschlichen Thuns und Lassens sind, hier ihre Wirksamkeit zu verliehren scheinen; denn der kranke Körperzustand des einen kann, wenige Fälle ausgenommen, einem andern weder Vergnügen noch Vortheil gewähren. Auch ist nicht zu leugnen, daß Verstümmelungen, Peinigungen aus Muthwillen, unter gebildeten Völkern ziemlich allgemein verabscheuet werden. Was inzwischen hierbey nicht unmittelbar in der Absicht geschieht, andere um ihre Gesundheit zu bestehlen, das geschieht zuweilen mittelbar in einer andern Absicht, die dem Handelnden so sehr am Herzen liegt, daß er darüber alles davon zu befürchtende Unheil übersieht. Wenn der Herr seinem Diener, bey höchstsparsamer Kost, übermäßige Arbeiten abfordert; wenn ein Bürger den andern durch den Verkauf verfälschter Nahrungsmittel gleichsam vergiftet; wenn einer den andern nekt oder verspottet; wenn der sogenannte Freund verdekte Ausfälle gegen den Freund thut, oder ihm ungerechte Vorwürfe macht, während dieser zu edel ist, um seinem Unwillen durch ein ähnliches Benehmen Luft zu machen; so haben

alle diese nicht die Absicht, andere ihrer Gesundheit zu berauben, sondern nur ihren Geiz zu befriedigen, ihrer Eitelkeit ein Fest zu geben, sich durch erregten Verdruß für das unangenehme Gefühl eigner Geringfügigkeit schadlos zu halten, und ihren Neid oder Leichtsinn ausbrechen zu lassen, ohne übrigens dabey sich dieser Absicht besonders bewust zu seyn; denn träte dies Bewustseyn noch hinzu; so mögte wohl das Gefühl eigner Nichtswürdigkeit auch das seinige beytragen, um dem, der es geweckt hat, Kummer zu verursachen, und so seiner Gesundheit Abbruch zu thun.

Sobald und so lange Menschen mit einander in Gesellschaft leben; ist einem jeden nach Beschaffenheit seines Temperaments, seines Muths oder seiner Furchtsamkeit, seiner Stärke oder Weichlichkeit, seiner Selbstsucht oder Uneigennützigkeit, mehr oder weniger daran gelegen, außer dem bisher benannten noch ein Eigenthum, zu seiner Erhaltung, Bequemlichkeit und so weiter zu besitzen, das man in Betreff des oft vergeblichen Bemühens um dasselbe und der nicht immer in unsrer Gewalt stehenden, oder auch selten gerechten Mittel beym Erwerb, mit dem nicht übelgewähltem Wort, Glücksgüter bezeichnet. Fühlte man sich durch diesen Ausdruck beleidigt, oder nannte man dies Eigenthum darum auch Vermögen, weil man es für das einzige hielt, wodurch der Mensch etwas auszurichten vermag, oder darum, weil er vermittelst seiner so viel Gutes und Uebels stiften kann? Wie dem auch sey; wer uns unser Vermögen, oder einen Theil desselben mit Gewalt und unter unsern Augen entzieht, heißt ein Räuber, wer das nemliche, aber heimlich, thut, ein Dieb. Wer durch List, durch Ueberredung und Täuschung, fremdes Gut zu dem seinigen zu machen sucht, wird ein Betrüger genannt. Gegen den Räuber schützen, wo nicht in allen, doch in den meisten Fällen, bürgerliche Gesetze und Strafen; eben so gegen den Dieb. Unter einigermasen kultivirten Menschen ist außerdem zu hoffen, daß die Verachtung gegen beyde und das Gefühl der ihnen sicht-

bar

bar aufgedrükten Schande sich immer mehr verstärken, und diese Art von Ungerechtigkeit mehr und mehr vermindern werde.

Nicht so, was den Betrug anlangt. Gegen diesen helfen weder göttliche noch menschliche Geseze. Er ist von zweyfacher Art: der Betrüger nemlich betrügt entweder in der Ueberzeugung, es sey Betrug, oder ohne dieselbe. Der leztere ist schlimmer daran, als der erstere, denn er kann sich selbst nur sehr schwer beykommen. Jener, der wissentliche Betrüger, beugt, aus Furcht vor öffentlicher Schande, und um für die Zukunft Spielraum zu immer neuem Betruge zu behalten, jeder Gefahr, entdekt zu werden, so gut sichs thun läßt, vor, und beschwichtigt sein Gewissen, wenn es troz seiner Schamlosigkeit zuweilen laut wird, so gut er kann. Dabey kommt ihm das leidige Sprüchwort: „Jeder ist sich selbst der Nächste", nicht selten treflich zu statten. Inzwischen das oft und immer unwillkührlich wiederkommende Geständniß, er thue Unrecht, die wiederholten und bey aller Müh' nie ganz zurükzuhaltenden Vorwürfe, die er sich selbst darüber machen muß, können nicht unwirksam bleiben. Er ist in die Länge nicht im Stande, dem innern Richter, dessen Stimme immer lauter und deutlicher wird, zu widerstehen. Er beßert sich.

Nicht so der Betrüger, der es ohne sein Wissen ist. Dieser geräth nicht leicht in Gefahr, von seinem Gewissen beunruhigt zu werden; indem vieljährige Gewohnheit, Eigenliebe, Eitelkeit und auch wohl das Vertrauen auf das öffentliche Ansehen, welches ihm sein Amt giebt, auf die allgemeine Achtung, die man ihm als einem anerkannt redlichem Manne erweißt, das ihrige thun, um die Ueberredung: er gehe überall gerecht zu Werke, bey ihm in unerschütterliche Ueberzeugung zu verwandeln. Was er besizt, das schlägt seine Eigenliebe in einem weit höheren Preiße an, als es für ihn haben würde, wenn er das nemliche in den Händen eines andern sähe. Er sucht so wohlfeil zu kaufen und so theuer zu verkaufen, so viel zu nehmen und so wenig zu geben,

daß alle die mit ihm in Unterhandlungen zu treten genöthigt sind, seine besten Freunde nicht ausgenommen, ohne sich über Ungerechtigkeit beklagen zu können, durch ihn von dem Ihrigen einbüßen müssen. Diese Art von ungerechter Gerechtigkeit findet am häufigsten unter denen, die Reichthümer besitzen, bey so genannten rechtlichen Männern statt, von denen man sagt, sie nähmen alles sehr genau, um nur keine Ungerechtigkeit zu begehen, und ihr Gewissen nicht zu belästigen. Es sind dies Leute von einem, dem Schein nach, so zarten Gewissen, daß sie, wenn ihnen durch ein Versehen oder durch Zufall fremdes Gut in die Hände geräth, dies jedesmal und ohne sich lange zu bedenken, seinem Eigenthümer wieder überliefern; und dennoch würden sie sich selbst weder gewissenhaft noch gerecht nennen können, wenn ihre Eigenliebe und Eitelkeit verstattete, einen unbefangenen Blick auf ihre Verfahrungsart zu werfen.

Es kömmt bey diesem Raube, Diebstahl und Betrug gar nicht darauf an, wie viel oder wie wenig einer dem andern, und wer und wem er es unrechtmäßiger Weise entzogen hat. Ob der Reiche den Armen seiner einzigen Habseligkeit, eines Lammes, oder der Arme den Reichen seines Ueberflusses zu berauben sucht; ob beyde aus einer Stadt, aus einem Lande sind, und sich zu ein und demselben Glauben bekennen, oder nicht; das Unrecht bleibt in allen Fällen das nämliche, und vor dem Gerichtshofe des Gewissens, so wie vor bürgerlichen Gerichten, wo nach dem Gesetz geurtheilt wird: „Du sollst einem jeden das Seine lassen", wird der eine wie der andre beurtheilt und für strafwürdig erklärt. Unser Mitleid wird allerdings stärker rege, wenn es heißt, ein reicher Mann habe einem Armen sein einziges Lamm geraubt, um seinem Gaste ein Mahl zu bereiten, als wenn wir hören, ein Armer habe zu seiner eignen Nothdurft einem hartherzigen Reichen einen Theil seines Ueberflusses entwendet. Jenes ist lieblos und unmenschlich, aber beydes ist unrecht.

Ein Eigenthum, wichtiger als das vorige, ist die Stelle, die der Mensch als Glied in der bürgerlichen Gesellschaft einnimmt, das Amt, welches er bekleidet, das Verhältniß, worinn er als Bürger zu andern Bürgern steht — kurz, der Wirkungskreis eines jeden; wo er seine Körper- und Geisteskräfte üben und bilden, sich Güter erwerben, sein Leben erhalten, minder oder mehr Tugenden und Laster ausüben, und zu einem immer größern Wachsthum im Guten gelangen kann. Ihn aus diesem Wirkungskreis herauslocken oder drängen, ist nicht viel besser, als ihm alles rauben, was er nur irgend sein Eigenthum nennen kann. Denn ohne einen solchen Wirkungskreis verstummt allmählig das Gesetz, das einem jeden gebietet, Gutes zu thun, so viel er vermag; der Wille ihm zu gehorchen, ermattet, die Lust am Leben vermindert sich, der Geist erstarrt, und alle Tugenden sterben ab. In despotischen Staaten kann eben darum niemand irgend etwas sein Eigenthum nennen, weil es von der Willkühr eines oder mehrerer Menschen abhängt, ob er von Bedeutung oder eine Null unter seinen Mitbürgern seyn, ob und wie lange er einen einmal von ihm besezten Posten behalten soll, oder nicht. In menschlich eingerichteten Regierungen hingegen sprechen die Gesetze, und diese lassen und schützen einen jeden, den geringsten Bürger, wie den Staatsmann, auf dem Platze, den er einmal eingenommen hat. Verliert er ihn dennoch; so ist das gewöhnlich seine eigne Schuld, so hat er ihn durch ein Vergehen gegen eben diese Gesetze verwirkt. Zum Glück für einen jeden, als Mensch, ist in diesen Staaten die Achtung vor ihm als Bürger so groß, daß er, was seinen Stand betrifft, von Gewalt nichts, und von List selten etwas zu fürchten hat, und daß diese, wenn es ihr auch gelingt, seinen Wirkungskreis zu verengen, ihn zu verdrängen und sich an seinen Platz zu stellen, dennoch nicht im Stande ist, aller seiner Thätigkeit, seinem bürgerlichen Leben, ein Ende zu machen.

An-

Ansehen unter den Menschen, bürgerliche Ehre und ein guter Name bedeuten an und für sich gar nichts; denn zwischen seinen vier Wänden, unter seinen eignen Augen, hat ein jeder genau so viel Ansehen, als er sich selbst zu respectiren, Achtung vor sich selbst zu haben gewohnt ist. Der beste Ruf, die größte Ehre, die man ihm öffentlich erweist, kann ihn keineswegs für das drückende Gefühl entschädigen, das ihn, so oft er an sich selbst einen Nichtswürdigen erblikt, nothwendig peinigen muß. Nur erst in der menschlichen Gesellschaft werden diese Dinge, besonders aber ein guter Name wichtig und schäzbar; indem von diesem hauptsächlich die größere oder geringere Wirksamkeit eines jeden abhängt, indem eben derselbe zuweilen das einzige ist, was nach dem Verlust alles andern dem ohne sein Verschulden unglücklich gewordenen, als das lezte Eigenthum, übrig bleibt. Wenn es wirklich einen Hang des menschlichen Herzens giebt, Ungerechtigkeiten zu begehen; so läßt sich eben daraus leicht begreifen, warum gerade dies Eigenthum am meisten angefochten wird, und am häufigsten Gefahr läuft, zu Grunde zu gehen. Es erfordert so wenig Anstrengung, Kunst und Geschiklichkeit, dem guten Namen unsers Nächsten einen Schandflek anzuhängen; man wagt dabey so wenig, besonders wenn jener abwesend ist, und über ihn unter seinen guten Freunden Gericht gehalten wird; es ist außerdem ein so süßes Gefühl, andere, die für etwas gelten, tief unter sich selbst zu sehen, daß es einem Wunder gliche, wenn die Ehre des Nächsten, sein guter Ruf stärker geschont würde, als dermalen wirklich geschieht. Dazu kommt, keiner ermangelt, weil keiner die Hinfälligkeit und Schwäche der menschlichen Natur an sich verläugnen kann, irgend selbst Anlaß zu Lästerungen und Verläumdungen zu geben. Davon ist die Folge, daß man denjenigen, von welchem nur eine einzige Handlung bekannt ist, die einen Schein von Zweydeutigkeit hat, ohne weiteres für ausgemacht zweydeutig hält und erklärt. Niemand kann von wem es auch sey, um seine Tugend beneidet werden,

wie ein jeder ohne Bedenken einräumt. Und demnach sollte der gute Name des Nächsten gegen alle Angriffe, und würde auch in der That hinlänglich dagegen gesichert seyn — wenn man nur Beweise dafür hätte, daß er denselben durch Tugend, durch wahren Seelenadel erworben, nicht aber erschlichen habe, und folglich seiner nicht unwürdig sey. Allein diese Beweise sind so schwer zu finden, und man giebt sich aus guten Gründen so wenig Mühe, sie aufzusuchen, daß man im Gegentheil die meisten Menschen geradezu der gehäßigsten Absichten beschuldigt, und ihnen die gröbsten Laster aufbürdet, ohne doch mehr von ihnen zu wissen, als daß sie keine Engel sind. Wenn vollends unter aufgeklärten Männern von moralischem Todschlag die Rede ist; so muß man sich wenigstens über ihre Unbesonnenheit wundern: denn wo nehmen sie das Recht her, ihrem Feinde, auch selbst nach der gröbsten Beleidigung Ehre und Glimpf abzuschneiden? Darf die Warnung vor einem gefährlichen Menschen sich weiter als über den Zirkel erstrecken, wo er gefährlich werden kann? Und soll der, welcher andern gefährlich ist, darum sofort für boshaft ausgeschrieen werden? Vater vergieb ihnen, sagte der große Menschenkenner, der Stifter des Christenthums, denn sie wissen nicht was sie thun. Weit entfernt, das höchste Unrecht, das sie an ihm verübten, ihrer Bosheit schuld zu geben, schrieb er es vielmehr ihrer Unwissenheit zu. Beleidigungen können nur ein Recht geben, auf Ersatz zu dringen, nicht aber neue Beleidigungen zuzufügen. Und giebt es wohl eine größere Beleidigung als die, irgend einen der Unsittlichkeit zu beschuldigen? Ja darf der, den man ihrer beschuldigt, dessen Absichten von andern verkannt werden, darum sofort diesen andern eben so Unsittlichkeit schuld geben? darf er glauben, hierdurch gleiches mit gleichem zu vergelten? oder soll er nicht vielmehr annehmen, daß die Gründe ihrer falschen Beurtheilung zwar in einem bösen Willen liegen können, aber nicht nothwendig darinnen liegen müssen, daß er also falsch von ihnen verstanden und daher falsch, nicht

aber

boshaft beurtheilt worden sey? Und jemanden falsch verstehen, ist doch wohl kein Verbrechen, besonders wenn er etwa selbst mit Vorsatz oder unwillkührlich Anlaß zu Mißverständnissen gegeben hat?

Es ist in der That nichts leichtes, unter seinen Mitbürgern allgemein zu einem guten Rufe zu gelangen, und noch viel schwerer ists, bey allem guten Willen dessen, der einmal darinnen steht, sich fortan dabey zu erhalten; denn der gute Name des einen hat immer an der Eitelkeit, der Ehr- Geld- und Rachsucht des andern die ärgsten Feinde. Dabey kommt es diesem andern selten oder gar nicht in den Sinn, seine Lästerungen für Lästerungen zu erkennen, für ungerecht zu halten und sich Vorwürfe darüber zu machen; denn so unnatürlich es seyn sollte, so natürlich ists, Fehler, die man an sich selbst findet, auch allen andern anzudichten, hiermit die Vorstellung von menschlicher Gebrechlichkeit und Unvollkommenheit immer lebhaft im Andenken zu erhalten, dadurch in einen sorglosen aber abmattenden Schlaf eingewiegt zu werden, ohne alle Gewissensbisse fortzuleben und nur nicht daran gemahnt zu werden, daß man sich jener trostlosen Unvollkommenheit immer mehr entschlagen sollte.

So weit überhaupt von demjenigen, was die Menschen das Ihrige nennen, und von den vornehmsten Gründen, die sie bewegen, sich einander desselben zu berauben. Es folgt die Untersuchung über das Gesetz, welches einem jeden das Seinige zu lassen, gebietet.

Zweyter Abschnitt.

Würde der menschliche Verstand weniger durch Irrthümer geblendet, das menschliche Herz weniger von Leidenschaften bestürmt; so könnte man der Fragen, welches dies Gesetz sey, wer es gegeben habe, was es verheiße, oder im Uebertretungs-

fall

fall androhe? völlig überhoben seyn. Zu thun, was recht ist, ohne weiter weder zur rechten noch zur linken zu blicken, das würde in diesem erwünschten Zustande ein jeder zu seiner Hauptangelegenheit machen, und dem Menschengeschlecht würde mit dieser Gerechtigkeit in Werken weit besser geholfen seyn, als bey aller Gerechtigkeit in Worten. Allein es sind nun einmal Leidenschaften durch Irrthümer, und Irrthümer durch Leidenschaften da, der Wille ist einmal verwöhnt, die Vernunft hat durch ihre zahlreichen Klugheitsregeln, die alle auf Bequemlichkeit und Wohlhabenheit abzielen, im Menschen ein so starkes Bedürfniß rege gemacht, sich überall nach Mitteln umzusehen, die ihn jener Wohlhabenheit immer näher bringen; sie hat dadurch eins der einfachsten, edelsten Gesetze, das gar nichts mit jener Bequemlichkeit und Wohlhabenheit zu schaffen hat, so tief in Schatten gestellt, daß sie es kaum selbst wieder zu erkennen vermag. Und eben darum war es von jeher, und ist immer noch Pflicht eines jeden, alles anzuwenden, um seine Pflicht kennen zu lernen, jenes Gesetz aufzusuchen, und so gut er kann, in seiner Reinigkeit darzustellen. Jesus Christus drükt dasselbe mit den Worten aus: „was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut auch ihnen." Hiermit gab er den Menschen nicht etwa ein neues und bis zur Einführung des Christenthums völlig unbekanntes Gesetz; denn gerecht zu seyn, sich einander das Ihrige zu lassen, als welches der Sinn dieser Worte ist, dazu waren sie auch schon vorher verpflichtet; sonst würden wir in Davids Verfahren nichts unrechtes finden können, Cain würde keine Ungerechtigkeit begangen haben, als er seinen Bruder erschlug, und die Heiden dürften nicht gerichtet werden: denn sie alle wußten nichts von dieser christlichen Vorschrift. Der Erlöser bringt den Menschen blos ins Andenken, und macht sie aufmerksam auf das, was sie selbst hätten finden können, wenn sie weniger verderbt gewesen wären, und, wie sie sollten, ernstlich darnach gesucht hätten; denn jenes Gesetz ist ihnen allen gleichsam ins Herz geschrieben. Es ist früher

da gewesen, als der gottesdienstliche Glaube aller Völker zu allen Zeiten; früher als alle bürgerlichen Gesetze aller Nationen, indem selbst Menschen, die nicht in Staaten leben, nicht unter bürgerlichen Gesetzen stehen, Recht oder Unrecht thun können, und folglich diesem Gesetz unterworfen sind.

Wilde Völker können treulos an einander handeln, morden, rauben, stehlen und betrügen. Das alles würde erlaubt seyn, und man dürfte sie darum nicht tadeln, wenn ihrem Herzen das Gesetz, einem jeden das Seine zu lassen, nicht eingepflanzt wäre; denn woher sollte es ihnen außerdem geworden seyn? Kurz, Menschen haben dies Gesetz nicht ersonnen, nicht gemacht, nicht erfunden; es hängt nicht von ihrem Willen ab, sich dasselbe zu geben oder zu nehmen. Es wird mit und in ihnen entwickelt, wie die Glieder ihres Körpers, und sie selbst sollen es in ihrem Innern suchen und aufspühren; ihre eigne Schuld bleibts, wenn sie es da nicht finden. Auch ist es nicht etwa dem einen gegeben, dem andern versagt, sondern alle ohne Ausnahme tragen es mit sich herum; denn so lange sie nur nicht ihrer Vernunft beraubt sind, schreiben wir ihnen allen Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit zu. Und dies erstrekt sich sogar bis auf das Kind, sobald es aus dem bloßen Pflanzen- und thierischen Zustande heraustritt, zu sprechen und seinen Verstand zu gebrauchen anfängt. Auch ist es nicht etwa der Eigennutz, der allen und jeden dies Gesetz gegeben hat, denn um es zu befolgen, bedarf niemand irgend eines Blicks in die Zukunft weder für unser gegenwärtiges noch für ein erst nach dem Tode folgendes anderes Leben.

Wir sollen einem jeden das Seine lassen, nicht damit er uns gleichfalls unser Eigenthum lasse, oder damit wir Zutrauen und Achtung dadurch bey andern gewinnen, damit es uns wohl gehe auf Erden; sondern damit wir Achtung vor uns selbst behalten, damit wir unsre Vernunft nicht verläugnen; nicht aufhören zu

seyn,

seyn, die wir seyn sollen. Es hängt nicht von unsrer Willkühr ab, mit andern darinn übereinzukommen, daß wir sie nicht beleidigen wollen, wenn sie uns ein gleiches versprechen; sondern diese Uebereinkunft ist schon vorher durch unsre eigne Vernunft begründet, indem diese dem Willen eines jeden gebietet: sey weise, handle vernünftig, beleidige niemand. Auch würde eine Handlung, die eines vorausgesehenen Vortheils wegen unternommen wird, wenigstens von dem andern, auf dessen Nichtschaden sie unmittelbarer Weise abzielt, nicht für eine Handlung der Gerechtigkeit, sondern allenfals für einen Kunstgriff erklärt werden, ihm das Eine zu lassen, um ihm selbst oder einem dritten etwas anderes dafür zu entziehen. Betrug würde unterlassen, um nur desto künstlicher zu betrügen. Mord, Diebstahl, Lügen, unterblieben, damit wenigstens die Möglichkeit bliebe, zu morden, zu stehlen, oder zu lügen, sobald man dies irgend einmal zuträglicher fände; und wer steht sich selbst dafür, daß er es niemals so finden werde? die angeführten Worte: „was ihr wolt, das euch die Leute thun sollen, das thut auch ihnen", bedeuten also nicht: ihr wünscht das Eurige zu behalten, laßt andern folglich das Ihrige; sondern: wenn ihr auch überall nichts Eigenthümliches besäßet; so dürft ihr dennoch andern nicht das Ihrige entziehen wollen — dieser Wille bleibt dann wenigstens euer Eigenthum, und zwar ein Eigenthum, das nicht zufällig ist, das euch nimmer entrissen werden kann, ohne das ihr selbst zu seyn aufhört. Seyd gerecht, nicht wegen irdischer Vortheile — aber auch nicht um der himmlischen, nicht um der Glückseligkeit willen, die euch etwa dann nach diesem Leben erwartet. Ihr dürft allerdings auf diese Glückseligkeit rechnen, weil ihr gerecht waret, aber nicht, weil ihr um eben dieser Glückseligkeit willen Gerechtigkeit ausübtet; dies Verfahren heißt nicht Gerechtigkeit, sondern Heucheley, ein Versuch den, der dort Belohnungen und Strafen ertheilt, zu bestechen. — Ein vergebliches Bemühen, denn er selbst sagt, wenn ihr auch alles gethan habt; so seyd ihr doch

nur

nur unnütze Knechte; so habt ihr gethan, was eure Pflicht und Schuldigkeit war.

Was das Daseyn dieses ewigen, unveränderlichen, nicht von außen, nicht vom Zufall, sondern vom Geist Gottes, der im Menschen ist, nicht von seiner nachsinnenden, grübelnden und berechnenden, sondern von seiner uneigennützigen Vernunft gegebenen Gesetzes betrift; so kann sich der eine immer mit Zuverlässigkeit auf das Bewußtseyn des andern berufen, und beruft sich auch wirklich darauf; sobald von Handlungen der Gerechtigkeit auch nur die Rede ist. Derjenige andere, der es in seiner Seele nicht zu lesen glaubt, wird sich wenigstens hüten, diesen Glauben öffentlich kund zu geben; oder er verläugnet, wenn es dennoch geschieht, an sich den Menschen, und alles, was die einzige Würde desselben ausmacht. Auch würde ohne das wirkliche Daseyn dieses Gesetzes niemand von dem, was er in Händen hat, sagen können: es sey sein Eigenthum. Allenfalls wäre es dies so lange, bis ein anderer über ihn käme, und es zu dem seinigen machte. Und darüber würde jener sich nicht einmal beklagen können, denn ohne das Gesetz der Gerechtigkeit würden die Worte der Bibel: „wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat", im eigentlichsten Sinne zu nehmen seyn.

Aber ist es möglich, diesem Gesetz unter allen Umständen Genüge zu thun? Soll und kann ein jeder zu allen Zeiten daran denken? Und ist der Reiche nicht wenigstens zu entschuldigen, wenn er damals, als er dem Armen das Lamm, David, als er dem Urias das Leben nahm, vergaß, einem jeden das seinige zu lassen? Dieser Einwurf führt die dritte hierher gehörige Untersuchung herbey, nemlich über den Willen, den jeder haben sollte, das Gesetz zu erfüllen.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Jedes Laster M. A. Z. läßt sich entschuldigen, sobald man auf die dabey obwaltenden Umstände Rücksicht nimmt. Diese herbey oder nicht herbey zu führen, das hängt selten oder nie von dem Willen des Handelnden ab. Aber dadurch hört kein Verbrechen auf, Verbrechen zu seyn, dadurch wird kein Laster zur Tugend, keine Ungerechtigkeit zur Gerechtigkeit. In einem andern Lande, unter einem andern Volke, bey andern Sitten und Gebräuchen, würde sich David durch ein so verzweifeltes Mittel, als ein Menschenmord war, aus der Verlegenheit zu ziehen nicht nöthig gehabt haben. Auch würde dieser Mord von ihm nicht begangen worden seyn, wenn der frühere Raub unterblieben wäre. Zu diesem aber verführten den König die Umstände, die Gelegenheit, der Mangel an Wachsamkeit über sich selbst. Wahrscheinlich sah er, als ihm Nathan die Binde von den Augen nahm, mit seinem Verbrechen zugleich die meisten dieser Entschuldigungsgründe vor sich, denn sie sind nicht erst weit hergeholt. Aber ob er wohl selbst hiermit zufrieden seyn, ob er sich wohl dabey beruhigen konnte? — der Erfolg beweist wenigstens das Gegentheil. Aus dem Urtheil, das er über den Reichen in der Erzählung des Propheten fällte, aus seiner nachher bewiesenen Reue fließt von selbst, daß er sich für einen Verbrecher hielt, der gestraft zu werden verdient habe, daß er folglich davon überzeugt war; er hätte an das Gebot, einem jeden das Seine zu lassen, vor der That denken, und die Hindernisse, die der Erfüllung desselben im Wege standen, überwinden können und sollen. Ueberhaupt würden die Menschen auf dies Gesetz, so oft es zu ihnen spricht, das ist: so oft eine über das Mein und Dein entscheidende Handlung von ihnen unternommen wird, leichter und williger achten, und ihm gern Genüge thun; wenn nur nicht ein beynah unbezwinglicher Tyrann — der Eigennutz — sich so tief und fest in ihrem Herzen angebauet hätte; wenn nur nicht ein

Heer

Heer von Begierden, Hang zum Vergnügen, Streben nach Ehre und Gewinn sie so dicht umlagerte und so mächtig bestürmte.

Alle diese Begierden dürfen freilich befriedigt werden, denn sie sind Forderungen der sinnlichen Natur an den Menschen selbst, und dieser kann er nicht zuwider handeln, ohne ihr Abbruch zu thun, oder gar sie zu zerstören. Aber wenn ihre Begierden auf Befriedigung dringen, insofern sie nur auf fremde Unkosten möglich ist, andern damit unausbleiblich Abbruch geschehen muß; kurz, wenn durch die Begierde des einen, ein anderer Gefahr läuft, von seinem Eigenthum einzubüssen; so ist's rühmlicher, den Gast, der bewirthet seyn will, vor der Thür abzuweisen, als ihm von dem geraubten Lamme eines Armen ein Mahl zubereiten. Es ist rühmlicher und besser, in so fern dadurch jenem heiligen Gesetz, das schlechterdings keinem andern, so unschuldig und natürlich dies auch immer auftreten mag, nachstehen kann, Genüge geschieht, und dem Richter in uns sowohl, als dem, der über uns ist, nicht Troz geboten wird. Zwar schweigt dieser innere Richter bey den meisten Menschen, sie nehmen es getrost mit einer Menge Ungerechtigkeiten auf, leben dabey in völliger Ruhe und Zuversicht, und wähnen wohl gar, weil sie nichts von innern Vorwürfen vernehmen — das Gewissen sey ein Unding — eine Erfindung anderer Menschen, ein Schreckbild, das sie aus Eigennutz — um das Eindringen in das, was sie ihr Eigenthum nennen, zu verhüten — aufgestellt hätten.

Hierbey ist nun freilich nichts zu thun, als daß alle, die durch eigne oder fremde Erfahrung davon überzeugt worden sind, das Gewissen sey nichts weniger als ein Hirngespinst, dies offenherzig gestehen, um wo möglich, dadurch Veranlassung zu werden, daß jene über ihre Sinnesart nachzudenken und sich selbst zur Rechenschaft zu ziehen wenigstens den Versuch machen. Zuweilen bedarf es nicht einmal dieser fremden Hülfe; denn oft ist ein kleiner Umstand vermögend, sogar den Verstoktesten, wenn er

ihn

ihn an sich erfährt, zu sich selbst zu bringen, und sein Gewissen zu wecken und zu schärfen. Es kündigt alsdann sein Daseyn zuverläßig auf eine schmerzhafte Art an, und das so oft, als er an irgend eines seiner Verbrechen zurükdenkt. Dies leztere muß David erfahren haben. Seine That mußte er misbilligen, mit sich selbst mußte er eben darum unzufrieden seyn, so oft er sich ihrer erinnerte; sogar dann noch, als er hinlänglich dafür gebüßt, und durch Opfer Jehova, seinen Richter versöhnt zu haben glaubte; denn kein Ringen und Krümmen im Staube konnte die Handlung ungeschehen machen, einem Menschen das Leben wieder geben, und das zu Grunde gerichtete Glück einer Familie wieder herstellen.

Es ist überhaupt ein wunderlicher und oft fruchtloser Versuch, durch eine, wie man glaubt, genügende Versöhnung mit dem Weltrichter, jenen innern Richter zu betäuben, und von ihm gänzliches Schweigen zu erschmeicheln. Wenn auch diese Absicht erreicht wird; so kann doch jene Versöhnung wirklich nur statt finden, wenn es ernstlich damit gemeint ist, das heißt, wenn dem Beleidigten völliger Ersatz geschieht. Außerdem ist alles Bereuen, alle Büßung von Seiten des Beleidigers bloße Täuschung, ein ungerechter Versuch, sich selbst und den obersten Richter zu hintergeben, welches leztere schon darum mislingen muß, weil das durchdringende Auge des Weltrichters auf keine Weise durch gottesdienstliche Handlungen, durch Gebät und Gesang, durch Liebesdienste und fromme Stiftungen geblendet werden kann: denn Gott ist gerecht; und wenn auch der Lieblose, wenn der, welcher die Pflichten der Menschenliebe, des Wohlwollens, der Barmherzigkeit nicht erfüllte, Gnade findet vor seinen Augen; so wird doch der Ungerechte kaum vor seinem Richterblick bestehen.

Gott ist gerecht, und eben darum wird er den Ungerechten recht richten, dem Unterdrükten Recht zu verschaffen wissen. —

Er

Er ist gütig; aber seine Güte ist nicht die Schwäche einer Mutter, die, wenn das eine ihrer Kinder von dem andern seines Eigenthums beraubt wird, dies unangefochten gehen läßt, und jenem ein neues Geschenk macht, um nur selbst nicht beunruhigt zu werden. Nach Gottes Gerechtigkeit wird der Ungerechte bestraft, nach seiner Güte; wer Unrecht duldete, wieder in sein Eigenthum eingesezt werden: denn Gerechtigkeit ist die erste und oberste Forderung, die jeder an sich selbst, die die Gottheit, als unumgängliche Bedingung der Glückseligkeit an einen jeden thut. Die Menschen selbst würden in den meisten Fällen einander ihre Ausbrüche eines guten Herzens, ihre Beweise von Liebe und Zärtlichkeit, vom Wohlwollen und Ergebenheit gern schenken: denn dies alles ist oft nur Geräusch und eitel Prahlerey, eine erlernte Kunst, andere für sich einzunehmen, um sie nach Gefallen zu handhaben. Sie würden gern darauf Verzicht thun, wenn nur ein jeder immer und überall den Willen hätte, Gerechtigkeit aus reinem Herzen auszuüben. Dieser Forderung an einander können sie sich freilich niemals begeben, ohne ihre eigne Vernunft zu verläugnen, und damit alles dessen unwürdig zu werden, was sie ihr Eigenthum nennen.

II.

II.

Nächſtenliebe.

The friend, thon haſt and his adoption try'd,
Claſp to thy ſoul and quit the world beſide.

Shakeſpeare.

Einleitung.

Im gemeinen Leben heißt derjenige Vorzugsweise ein Menschenkenner, der den Schleier, welchen Menschen von mancherley Anlagen, von allerley Stand, Alter und Temperament ihren Entschlüssen und Planen, ihren Vorstellungen, Gefühlen und Begierden, nothgedrungen, oder aus Laune überwerfen, aufzudecken, das Gewebe alles Sehnens und Strebens, Tichtens und Trachtens in seine Grundfäden aufzulösen, und für sich selbst den vielfältigsten Nutzen aus den gemachten Entdeckungen zu ziehen versteht. Besizt er überdem die Kunst, jenen Schleier unmerklich zu lüften, an diesen Fäden die vor den Augen seines Geistes in völliger Naktheit erschienenen, auf die behutsamste Art und zu ihrer eignen Befriedigung zu lenken, durch sie seine Zwecke zu erreichen, und sich selbst nebst diesen Zwecken in das undurchdringlichste Dunkel zu hüllen; so rühmt man ihn, als einen Menschenfreund. Wirft sich ein Zufall verrätherisch zwischen das Getriebe seines Kunstwerks und entdekt den Betrogenen, was sie bereits von diesem Menschenfreunde gelitten, und was sie ferner noch von ihm zu fürchten haben; so rufen sie anfangs wohl einstimmig: Betrug, Verrath! und verwünschen den Verräther. Aber nach und nach kühlt sich ihr Unwille. Und wenn sie nur nicht alles durch ihn eingebüßt haben; so verschwindet allmählig die Furcht, sie werden allgemach von neuem bestrikt, und er bleibt Menschenfreund nach wie vor. Denn, sagt man zu seiner Ent-

schuldigung, ein jeder ist ja auf seinen Vortheil bedacht, und derjenige oft am meisten, der dies andern, der es sogar sich selbst nicht gesteht. Und das muß eingeräumt werden.

Eigennutz ist so sehr die Triebfeder alles menschlichen Beginnens, daß es sogar nicht einmal ein Wort giebt, wodurch man mehr als das verneinende Gegentheil davon, auszudrücken im Stande wäre. Wenigstens kann Edelmuth dies Wort nicht seyn; denn wir reden nach Gelegenheit von einem eigennützigen und uneigennützigen Edelmuth. Und der Ausdruck Tugend muß erst von den Flecken gereinigt werden, die ihm der Eigennutz eingedrükt hat, wenn er für das gerühmte Wort gelten soll. Wurde doch bisher mitunter einer uneigennützigen Tugend erwähnt, gleichsam als wenn Tugend aus Eigennutz auch eine Tugend, und nichts weniger als widersprechend wäre. Eigennutz, Selbstsucht war und ist die Losung aller Zeiten und Völker, so daß derjenige, der von sich selbst sagt: er habe irgendwo ganz ohne Eigennutz gehandelt, oder: sein Wille sey, uneigennützig zu handeln, damit geradeswegs der Heucheley, des Betrugs, der Eitelkeit oder der Selbsttäuschung beschuldigt zu werden pflegt. Eigennutz warf von jeher und wirft immer noch dem Eigennutz, der Vater dem Sohn, der Freund dem Freunde vor, daß er eigennützig sey. Ja, das eigennützige Herz tadelt sich selbst über seinen Eigennutz. Eigennutz von allen gehegt und gepflegt, und doch von allen gefürchtet; von allen gepriesen und doch von allen gehaßt; Eigennutz hat die Bemerkung gemacht und dargebracht, es sey nützlich, heilsam und zuträglich, daß die Menschen irgend wodurch in beständiger Thätigkeit erhalten würden, daß irgend etwas sie zum leben und weben ohne Unterlaß bewege, treibe und stachele. Und dies etwas, dies Salz der Erde, das selbst nimmer taub werden könne, und keinen liegen, stocken und verwittern lasse; diese Seele des Menschengeschlechts sey der Eigennutz.

Was

Was doch wohl den Erfinder dieser Bemerkung, was doch wohl das menschliche Herz, insofern es aus Eigennutz sich selbst seinen gefühlten Eigennutz vorrükt, was doch wohl den Menschen überhaupt zu einem so selbstsüchtigen, sich ewig in sich selbst herumdrehenden, in sich selbst verlierenden Wesen machen mag? Oder verbietet wohl gar der Eigennutz, eine solche Frage über seinen Ursprung aufzuwerfen? Besorgt er einzubüßen, wenn seine Quelle entdekt, und um das Ueberströmen derselben in die benachbarten Felder zu verhüten, mit einer tüchtigen Einfassung versehen werden sollte? Läßt sich vielleicht der Fragende durch Seitenblicke abschrecken, die Antwort zu suchen? Oder, wenn er sie gefunden hat, bewegt ihn vielleicht Hofnung des Gewinns, sie öffentlich auszustellen, oder Furcht vor Verlust, sie in dem Schrein seines Herzens verschlossen zu halten?

Ist der Mensch aufgezogen, gleich einer Uhr? Vermag er so wenig wie diese, irgendwo in das Getriebe seiner Vorstellungen, Gefühle und Begierden einzugreiffen, sich selbst zu hemmen, zu stellen, zu richten diesseits oder jenseits? Und wer hat ihn aufgezogen? Und gehört diese Frage auch zu dem, was nothwendig kommt und geht? Wenn alles an ihm den Gang einer, von ihm selbst höchstens eingesehenen, niemals abzuändernden Nothwendigkeit gehen muß; wenn z. B. die Vorstellung von einem nahen oder entfernten Gegenstande, dessen Besitz, wie eine frühere Erfahrung lehrte, ein Gefühl der Lust erzeugt, unter den nemlichen Umständen jeden ohne Ausnahme bestimmen muß, den Gegenstand selbst zu begehren; wenn die Begierde einen jeden unhintertreiblich nöthigt, sich mit demselben zu vereinigen: so ists eine nothwendige Regel für den, der sich bereits mit ihm vereinigt hat, oder zu vereinigen im Begriff steht, sobald er die Begierde darnach in einem andern erwachen sieht, dieser Begierde, um selbst ungestört fortgeniessen zu können, irgend einen andern Gegenstand unterzuspielen, und so dieselbe von dem seinigen

gen abzulenken. Versäumt er dies, oder vermag er es nicht; so muß er schweigen, wenn ihm entrissen wird, wobey er sich wohl befand: denn Klagen und Vorwürfe sind bey dieser wechselseitigen Nothwendigkeit unstatthaft und lächerlich. Gewaltsame Einbrüche des Einen in das Gebiet des Andern sind unmöglich. Alles ist nothwendiger Gang ein und der nemlichen, aus einer Menge anderer zusammengesezten Maschine. Eingriffe der einen in die andere können nicht eigentlich Störungen heißen, sondern sind nur eben so viele Arten, die Hauptmaschine im Gange zu erhalten. Formeln, die wie Befehle lauten, z. B. thue das eine, unterlaß das andere, sind unter der genannten Voraussetzung entweder ganz ohne Bedeutung, oder wenigstens völlig überflüssig: denn schlechthin kann sich niemand nach ihnen bestimmen, und ausserdem darf man ja nur den Schaden oder Nutzen, den Gewinn oder Verlust nennen; so wird das Thun oder Lassen ohne weiteres von selbst folgen. Gleichwohl sind jene Formeln da, und zwar nicht blos als kahle Formeln, sondern als Forderungen, die du nur um destomehr an dich selbst thust, oder doch thun solltest, je eigennütziger du bist. Sind sie etwa auch ein Erzeugniß des Eigennutzes? — Sie sind es nicht, wie ihr blosses Daseyn schon beweist: denn der Eigennutz kann unmöglich ein Gebot geben, nicht eigennützig zu seyn. Die Frage eines jeden: warum bist du so ausschliessend eigennützig? und die Klage über seinen und den an andern bemerkten Eigennutz, muß als solche wohl höhern Ursprungs seyn, kann diesem Eigennutz nicht angehören. Eben so wenig kann die Antwort auf beydes: woher immer dein Eigennutz rühren, wie stark er auch seyn mag; du sollst dich wenigstens nicht lediglich von ihm leiten lassen, ihr Daseyn dem menschlichen Nachdenken, der Speculation, dieser Tochter des Eigennutzes verdanken, denn es bedarf keines langen Nachdenkens und gar keiner Speculation, um zu sich selbst zu sagen: thue das, unterlaß jenes! wohl aber bedarf es derselben,

wenn

wenn durch Thun und Lassen viel oder wenig gewonnen oder verhütet werden soll.

Mag immerhin der Mensch, so wie er da ist, ganz in den Ketten der Selbstsucht befangen seyn, höchstens nur damit zu spielen verstehen; die Antwort, die er sich giebt, so oft er frägt: was mit diesen Ketten anzufangen sey? Die Antwort, du sollst sie zwar nicht abstreifen, aber doch jedes Glied derselben in deine Gewalt zu bekommen suchen; sie sollen nicht dich, sondern du sollst sie halten, diese Antwort beweist sattsam, daß er für sich selbst mit diesen Ketten und mit dem, wodurch sie ihm angelegt sind, gar nichts zu schaffen habe, daß er ungefesselt und unabhängig vom Eigennutz, über denselben gebieten könne. Aber die nemliche Antwort beweist auch, daß er von der andern Seite nicht schlechterdings ungebunden, sondern abhängig von dem in dieser Antwort liegenden Sollen sey. Du sollst dich selbst überwinden, du sollst deine Neigungen und Leidenschaften im Zügel halten, ohne hiermit etwas weiteres zu wollen, als dich selbst zu beherrschen, ohne es mit dieser Selbstherrschung auf nahe oder ferne Vortheile anzulegen, — dies Gebot hat der Eigennutz nicht gegeben, sonst würde es ein unbegreifliches Räthsel seyn und bleiben.

Ein anderer außer jedem einzeln für sich, kann es gleichfalls nicht gegeben haben: denn sonst würde ein jeder diesen andern fragen: warum soll ich? und die Antwort: um des Lohns oder der Strafe, um der Furcht, oder der Liebe und Dankbarkeit willen, würde das Gebot wiederum in ein unauflösliches Räthsel verwandeln. Keiner hat es sich selbst, und keinem ist es von einem andern, sondern einem jeden ists mit ihm und durch ihn selbst gegeben worden, und er ist in so fern Herr und Unterthan in einer Person. Zwar kann dir ein dritter dies Gebot vortragen, aber nicht als ein anderes, sondern als dein eigenstes eigenes,

nes, das du selbst gefunden haben würdest, wenn du die Kunst, es in Worte zu kleiden, früher verstanden hättest. Befolgst du es um dieses andern willen, nicht als dein eignes, sondern als sein Gebot; so erfüllst du, wider seine Absicht, (denn ihm kann eben wegen diesem seinem und deinem Gebot, unmöglich an deiner Gunst und Schmeicheley gelegen seyn,) nicht den Geist, sondern den Buchstaben desselben, rufst Herr, Herr! und hoffst damit ins Himmelreich zu kommen.

Zwar wird dies Gebot, wenn es nur deutlich vorgetragen ist, bald genug von einem jeden für das seinige anerkannt; aber sonderbar genug, daß er es, auch bey der größten Deutlichkeit, über lang oder kurz in einem ganz andern Sinn zu dem seinigen macht, als der ist, worinn es allein das seinige heißen kann. Dies Seinige wird nemlich nach gerade nur in so fern das Seine, als er Nutzen daraus zu ziehen hoft, als er es zu einem Erwerbmittel macht. Ist es dies einmal geworden, und sucht ein anderer darzuthun, es könne in dem Sinne sein Gebot gar nicht heißen; so erbittert ihn das, und wenn er den geführten Beweisen nichts entgegen zu setzen vermag; so ist sein lezter Zufluchtsort eben der Eigennutz, um deswillen er seinem Gebote eine so bequeme Deutung gegeben hatte. Die Menschen, sagt er, sind einmal eigennützig, und ein Gebot, das ihnen gar nichts verspricht, gar nichts androht, warum sie es beobachten mögten, kurz, das ihre Gunst nicht zu erkaufen vermag, muß eben darum unwirksam bleiben.

Wer sich hierbey beruhigen kann, der thue es; der lasse einem jeden das Seinige, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, oder um den Credit, dessen er bedarf, zu behalten; der sey Menschenfreund, Wohlthäter, Samariter, und stecke sich, um alles das seyn zu können, da doch einmal Preiße, wenn es zum ernstlichen Laufe kommen soll, ausgestellt werden müssen, und stecke sich Preiße aus nach Gelüsten, in der Nähe oder Ferne, in die-

sem

sem oder in einem andern Leben; nur tadele er den nicht, der sich an die Worte hält: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig", und dem die Frage am Herzen liegt: wer wohl mit Recht den Namen Menschenfreund verdiene? Die Antwort darauf: Jesus Christus, erschöpft freilich alles, was sich darüber sagen läßt. Da aber ein warum? auf diese Antwort unvermeidlich ist; so wird eine zweite nöthig seyn, diese: weil er das Gebot gab und erfüllte, welches der gegenwärtigen Betrachtung als Text zum Grunde liegen soll.

Text:

Evang. Marc. 12, 31.

Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst.

Zusammenhang.

Ein Pharisäer legte dem Erlöser die verfänglich seyn sollende Frage vor: welches er für das wichtigste unter allen Geboten halte? Jesus, ohne im geringsten auf die Absicht des Fragenden zu achten, antwortet unbefangen: „Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst." Und diese Antwort überrascht und befriedigt den Frager so sehr, daß er die Absicht, in der er gekommen war (seinen pharisäischen Scharfsinn mit der Weisheit des Erlösers zu messen; s. Matth. 22, 34—40.) vergißt, und hinzusetzt: das ist wahrlich mehr, als Brandopfer und alle Opfer. Jesus aber, so wie jener diese Gesinnung äußert, erwiedert: du bist nicht fern vom Reiche Gottes. Hätte der Mann, so wie er dies Gebot vernahm, nicht unmittelbar darinn ein Gebot seiner eignen Vernunft, seines eignen Selbsts erkannt; so mögte er wohl die Absicht seines Kommens nicht vergessen, so würde er, wie von einem Pharisäer zu erwarten stand, zuverläßig alles aufgeboten haben, um seinen Witz gegen die bedachtsame Ueberlegung

des

des Erlösers geltend zu machen, und ihn aus der Fassung zu bringen. Und andererseits hätte er es zwar für das Seine, aber in so weit er Pharisäer war, also für ein Gebot erkannt, das seinem Pharisäismus zu Hülfe kam, ihn ruhig bey seinen Planen und Entwürfen ließ, und ihm die Religion vollends zu einem bloßen Werkzeuge machen half, wie er sich und andere hintergeben, und durch das zu befördernde Wohl dieser andern blos die Absicht, sein eignes zu befördern, erreichen könnte; so würde ihn Jesus, der allen Pharisäismus innig verabscheute, wohl nicht für würdig erklärt haben, Theil am Reiche Gottes zu nehmen.

In welchem Sinne er das Gebot selbst nehmen, wie er es verstanden haben mußte, wenn Jesus seine Zufriedenheit über ihn bezeugen sollte, das wird vielleicht deutlicher erhellen nach folgenden zwey angestellten Untersuchungen:

1) über das, was wir unser Selbst und Liebe zu diesem unsern Selbst nennen?

2) wer uns Nächster heiße, und was unter Liebe zu diesem unsern Nächsten zu verstehen sey?

Erster Theil.

Wir Selbst.

Wenn wir von unserm Selbst, im engsten Sinne des Worts, reden, so ergiebt sich leicht, daß alles dasjenige, was blos dazu gehört, und was wir Selbst nicht sind, sondern nur haben, davon ausgeschlossen werde. Wir verstehen also darunter nicht unsern Körper, und nichts von dem, was zur Erhaltung, Pflege und Vervollkommnung desselben dient; denn ein jeder sagt ja: mein Körper, meine Glieder, mein Auge; der Körper, die

Glie-

Glieder, das Auge, gehören mir an, nicht aber: ich bin Körper, Glied, Auge. Er unterscheidet dies alles, was er besizt, von dem, der es besizt, von sich Selbst. Eben so unterscheidet er, wenn von seinem Gemüth, von den Eigenschaften desselben, von der Erhaltung, Erhöhung und Erweiterung des geistigen Lebens die Rede ist; dies alles, als das seine, als etwas ihm zugehöriges von sich selbst, dem es angehört. Das, wodurch er empfindet — Gefühl-Vermögen und Kraft, nebst dem, was ihm anhängt, den Empfindungen und Gefühlen, das, wodurch er Vorstellungen erzeugt, nebst diesen Vorstellungen; wodurch er urtheilt, wodurch er ins Unendliche fortschreitend schließt, und Regeln der Klugheit entwirft, diese Urtheile, Schlüsse und Regeln selbst; kurz, alle Erkenntnisse, alle Gelehrsamkeit, nebst dem, wodurch sie erzeugt, und worinn sie aufbehalten werden — Verstand, Vernunft und Gedächtniß unterscheidet er immer noch von sich selbst, dem alles das, als Eigenthum angehört.

Alle diese Vermögen, diese Kräfte und die Wirkungen derselben können sich verändern, verdrängen, verlohren gehen; sein Körper kann gemartert, verstümmelt, ihm selbst entrissen werden, seine Empfindungen können aufhören, seine Vorstellungen verlöschen, das Empfindungsvermögen kann zerstört, Gedächtniß, Verstand und die Kraft zu schließen, und Entwürfe zur Befriedigung seiner Begierden — zur Glükseligkeit zu machen, können zerrüttet und wieder hergestellt werden; er kann aufhören zu begehren, seine Begehrungskraft kann gelähmt, vertilgt werden; — alles, was er denkt, weiß, sich vorstellt, fühlt und begehrt, kann immer anders, immer in ununterbrochenem Wechsel seyn, es kann seine Brust bald engen, bald erweitern, jezt ihn heben und spannen, dann wieder niederbeugen und zusammendrücken, in diesem Augenblick Lust, Freude, inniges Gefühl seiner selbst, im folgenden Eckel, Ueberdruß, Angst und hingebendes Zagen über ihn ausgießen; — er selbst bleibt immer der nemliche, immer, wie er ist und war.

Was ist nun dies wundersame, dies räthselhafte Selbst, wenn es nicht einmal der Verstand, nicht die speculirende Vernunft des Menschen seyn soll? Was ists, das der Krüppel wie der Wohlgestaltetste, der Gefühllose wie der Empfindsame, der Thor und der Kluge, der rohe Sohn der Natur und der geschliffene Höfling, der Dümmste und Unwissendste wie der Scharfsinnigste und Gelehrteste, nicht etwas ihm angehöriges, sondern sich Selbst nennt? Warum kann der eine auf die Schönheit, den Geschmack, die Politur und Gelehrsamkeit des andern Verzicht thun, alles dies für zufällig, für Glücksgüter erklären, ganz unbeneidet lassen, und dennoch von sich als von einem Wesen, das innern Werth hat, ein Bewustseyn haben? Kurz was ists, das sich durchaus keine Gesetze, sie mögen herrühren, von wem sie wollen, aufdringen, nicht, wie der Verstand, wenigstens von der Natur annöthigen läßt, das sich niemals leidend, sondern immer nur thätig verhält? Es ist unverständlich und unbegreiflich dies wunderbare Selbst eines jeden, dies ewige nemliche beym Kinde und Jünglinge, bey Mann und Greis, das ihm nicht angehört; sondern das er selbst ist. Ein jeder ist sich seiner bewust, aber niemand vermag's zu erklären. Nur durch die Gesetze, die es sich nothwendigerweise selbst giebt, und die es von sich selbst befolgt wissen will, wird es verständlich, und ein Gegenstand seiner eignen Achtung; denn diese Gesetze — sein Werk, so wie das Folgeleisten derselben — sind sehr bestimmt und verständlich, und können in Worte gefaßt werden. Und so ist dann unser Selbst dasjenige, was zur Vernunft spricht: du sollst in deinem Raisoniren bis hierher, in deinem Planmachen von hieraus; zu den Vorstellungen, Gefühlen und Begierden: so weit sollt ihr gehen und nicht weiter! das zu sich selbst spricht, du sollst dich nicht verletzen, du sollst dich selbst achten, nichts wollen, nichts beschliessen, wodurch du dich selbst unter etwas anderes, das du nicht selbst bist, herabsetzen und gleichsam vernichten würdest! Der Körper, Gefühl- und Begehrungsvermögen,

Ver-

Verstand und Vernunft sind nur um deinetwillen da. Sie sind deine Diener; du sollst sie so richten, lenken und gebrauchen, daß du selbst darunter nicht leidest, daß sie dich nicht überwältigen, daß du zu allen Zeiten die Oberherrschaft über sie behältst. Bedroht dich eine dergleichen Gefahr, will man dich nöthigen, eins deiner Gesetze zu übertreten — ein Laster zu begehen; so sollst du dich lieber des Deinigen insgesammt entschlagen, um nur Du selbst zu bleiben.

Dies uneigennützige, niemals genießende, alles andere, sobald es erfordert wird, aufopfernde Selbst des Menschen ist es, was sogar den Wahnsinnigen nie zu einem bloßen Thiere herabsinken läßt, was den Grund enthält, warum die, welche bey Verstande und im Gebrauch ihrer Vernunft sind, eben den Wahnsinnigen noch immer für einen Menschen, nie für eine bloße Sache, mit der sie nach Belieben schalten und walten können, erklären oder doch erklären sollten; warum sie von ihm sagen: sein Verstand, seine Vernunft hätten ihm ihre Dienste versagt; nicht aber: er selbst sey zu Grunde gegangen, er habe aufgehört ein vernünftiges Wesen, eine Person zu seyn, wenn gleich mit seiner Vernunft auch das Gefühl seiner Persönlichkeit unterdrükt seyn mag. Dies von keinem Wesen zu verletzende, dies heilige Selbst eines jeden ist es, das sich selbst zu verletzen oder zu verleugnen verbietet, das sich selbst zu lieben gebietet. — Ein Gebot desselben an sich selbst.

Liebe dich selbst.

Wenn gewisse Worte in der einen Sprache außer der ursprünglichen Bedeutung, welche die diesen ähnliche Worte in einer andern gleichfalls führen, noch eine Nebenbedeutung erhalten haben, die in dieser andern bey denselben Worten nicht statt findet; wenn das Wort Zorn in der einen, außer dem daß es den Affekt dieses Namens ausdrükt, auch die blos richtende Gerechtigkeit

keit

keit bedeutet, in der andern aber nur zur Bezeichnung dieses Affekts gebraucht wird; oder wenn dieselben Ausdrücke in der nemlichen Sprache nicht zu allen Zeiten dieselbe Bedeutung behalten; so kann das keinen befremden, der da weiß, welchen Zufällen jede Sprache ohne Ausnahme, während sie sich erzeugt und bildet, unterworfen ist, und wie oft sie, wenn ihre Bildung beynah vollendet ist, theils von Launen und modischen Einfällen tyrannisirt wird, und sich theils nach der Unwissenheit oder nach der Sorgfalt, Kunst und Geschicklichkeit derer, die vermittelst ihrer mit einander in Verkehr stehen, bequemen muß. Wenn in der Sprache der Bibel vom Feuer der Hölle, von Heulen und Zähnklappen der Verdammten, vom Fleisch das wider den Geist gelüstet, von den Sünden dieser Welt geredet wird, wenn es heißt: so dich dein Auge ärgert, reiß es aus und wirf es von dir; so trägt nicht leicht jemand Bedenken, alle diese Ausdrücke für uneigentlich zu erklären, unter dem Feuer den unseligen Zustand der Lasterhaften nach dem Tode, unter dem Fleisch die sinnlichen Begierden, oder des etwas, zu verstehen.

Warum soll demnach das vieldeutige Wort Liebe, dessen sich die Schriftsteller des N. T. aus Ermangelung eines andern, aber darum noch nicht ohne allen Grund, ohne irgend eine Beziehung bedienen, genau oder nicht genau in eben dem Sinne genommen werden müssen, den wir in unsern Sprachen bald unter Einschränkungen, bald erweitert diesem Worte geben? Werden wir wohl die Bedeutung desselben, wie sie Christus in Gedanken haben muste, wenn seine Antwort auf die Frage eines Pharisäers befriedigend seyn sollte, dadurch erreichen, daß wir es, so wie sein Gebrauch in unsern Sprachen dies nothwendig macht, durch irgend ein Wohlgefallen, durch eine Lust an irgend etwas, die bald gröber, bald feiner seyn kann, bald über viel, bald über wenig sich erstrekt, und bald nur auf einen einzigen Gegenstand beziehet, erklären, und eine menschliche Neigung, einen Affekt darunter verstehen?

stehen? Ob hiermit der Absicht des Erlösers Genüge geschehen, und ob die Worte „wie dich selbst" blos von einer Vergleichung, oder gleichfals von einem Gebote „du sollst deinen Nächsten lieben, wie du dich selbst lieben sollst", verstanden werden können und müssen, das wird vielleicht aus demjenigen, was hier über den Gebrauch gesagt werden soll, den wir überhaupt von dem Wort Liebe in Beziehung auf uns selbst, zu machen pflegen, näher hervorgehen.

Ein Mensch, der sich selbst liebt, ist ganz ein anderer als der, welcher gerecht, gütig gegen sich selbst, sein eigner Freund heißt. Jener ist sich selbst ein Gegenstand seines Wohlgefallens, und es muß irgend etwas an ihm und von ihm gefunden werden, das ihm dies Wohlgefallen, diese Lust an sich selbst gleichsam abnöthigt und verursacht, daß er, naher oder entfernter Weise alles darauf bezieht, es selbst zum Mittelpunkte aller Thätigkeit macht, und sich nebst allem, was außer ihm ist, diesem blinden verständigen oder vernünftigen Etwas unterwirft. Ist es der Körper, ist es die Schönheit, oder auch wohl die, aus einer anderweitigen Liebe zu sich selbst, für Schönheit gehaltene Häßlichkeit desselben; so heißt der ein Geck, der sein ausschliessendes Wohlgefallen daran durch geflissentliche Aufmerksamkeit, durch das Bestreben, ihn überall von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen, und alles zu seiner Verschönerung beyzutragen, verräth. Und eben so wird umgekehrt eine zu große, auf den Körper und seinen Schmuck verwendete Sorgfalt, von verständigen Menschen gemisbilligt, weil sie die Vermuthung begünstigt, der zu ängstlich um Nettigkeit und Reinlichkeit besorgte mögte wohl ein etwas stärkeres Wohlgefallen an sich selbst haben, als ihn wirklich ziert. Gleichwohl lieben beyde, jener ohne Zurückhaltung, dieser vielleicht verstohlen, ihren Körper, so daß es also keines Gebots ihn zu lieben bedarf. Im Gegentheil, jeder Unbefangene hat bey seinem Urtheil über sie, ein ganz anderes Gebot im Sinn, das: sie sollten

ihn

ihn nicht, wenigstens nicht so lieben. Wenn also, unsern Nächsten, wie uns selbst zu lieben geboten wird; so kann dies keinesweges bedeuten, wie wir unsern Körper zu lieben pflegen: denn wenn wir gleich denjenigen, der in seine eigne Häßlichkeit verliebt ist, verlachen, und niemals entschuldigen; so halten wir doch einem andern das Wohlgefallen, welches er an der wirklichen Schönheit, überhaupt an den wirklichen Vorzügen seines Körpers nimmt, und wozu er in so fern einen Grund hat, höchstens nur zu Gute, und billigen es auch nicht.

Wer die Befriedigung gröberer Begierden, stark reizende Empfindungen lediglich zum Zweck, alles andere an und außer ihm zu Mitteln diesen zu erreichen macht, ein ausschliessendes Wohlgefallen an Eindrücken nimmt, die seine Sinne heftig erschüttern, kurz wer im sinnlichen Genusse lebt und webt, nur diesen liebt, den nennen wir einen Cyniker, einen Wüstling, und gestehen ihm nicht einmal Lebensart, Urbanität zu, geschweige daß wir ihn liebenswürdig finden, oder gar in dem Gebot uns selbst und andere, wie uns selbst zu lieben, zum Muster nehmen sollten.

Sind die Gefühle von feinerer Art, ist der Genuß geistig, und das Wohlgefallen daran ausschliessend, das heißt: wird er zum lezten Zweck gemacht, muß alles andere, selbst die gröbern Empfindungen, blos als Mittel dazu dienen, werden Verstand und Vernunft zu Dienern der Sinnlichkeit erkohren, so nennen wir den, der sich in dieser Rüksicht selbst liebt, einen Epicuräer, einen Wollüstling, einen Menschen, dem seine Vernunft anräth, überall Stoff zum Vergnügen zu suchen, indem sie sich zugleich erbietet, Aufträge von seinen Sinnen anzunehmen und zu besorgen. Jenen Stoff findet er dann theils in äußern Gegenständen — er liebt den Glanz, die Pracht, Gastmahle, öffentliche Ehrenbezeugungen u. s. w. theils in eignen Gefühlen — er liebt die

An-

Annehmlichkeiten, die Schönheiten und Erhabenheiten der Natur und Kunst, theils in den an andern blos bemerkten, oder in ihnen verursachten Gefühlen — er freuet sich über ihr Wohlseyn — ihre Thränen stören sein Vergnügen, erregen sein Mitleiden, er sucht sie zu troknen, um selbst nicht mit zu leiden, oder weil er aus frühern Proben das süße Gefühl des Wohlthuns kennt und gegenwärtig gleichfalls erwartet. Bey dem allen läßt er es nie aus der Acht, für die Zukunft, für sein künftiges Wohlseyn geflissentlich Sorge zu tragen. Er sammelt immer mehr Stoff zum Genuß, geht sehr haushälterisch damit um, weiß allen Ereignissen, wie sie vorkommen, eine solche Richtung zu geben, daß sie für ihn eine neue Quelle des Vergnügens werden, erweitert, verstärkt und schärft, so viel an ihm ist, seine Fertigkeit im Genießen, seine Aufmerksamkeit auf jeden Wink der Natur und Kunst, wodurch sie ihn zu ihrer Tafel einladen — und dies alles, weil er sich selbst liebt, weil er sein eignes Glück ununterbrochen vor Augen hat.

Er bedarf eben darum keines Gesetzes, sich selbst zu lieben, denn seine Sinnlichkeit ist ihr selbst ein Gesetz, eben so wenig einer Vorschrift, diese natürliche Liebe gegen sich selbst zu erhöhen, zu verfeinern; denn dies erfolgt ohne sein Zuthun von selbst aus der Befriedigung seiner Triebe, Neigungen und Leidenschaften, (obwohl er vor den leztern, wenn er klug ist, sich zu hüten wissen wird, indem sie nicht selten allen Arten von Genuß ein Ende machen). Auch bedarf es bey ihm keines Winks andere zu lieben, ihr Glück zu befördern, weil er dadurch das seinige steigert, denn, diese Bemerkung selbst zu machen, dazu wird wenig oder gar kein Scharfsinn erfordert. Ein jeder macht sie, dem sich im gesellschaftlichen Umgange die Erfahrung darbietet, die sich nicht selten sogar aufzudringen pflegt, daß die Menschen sämtlich von Liebe zu sich selbst beseelt sind, und um von dir zu gewinnen gerade so viel von dem Ihrigen an dich abtreten, als du von dem Deinigen zu entbehren nicht abgeneigt bist. Wohlwollen erzeugt

Wohlwollen, aber das in andern erzeugte ist nicht eigentlich Wohlwollen gegen dich, sondern gegen sich selbst, so wie dein bewiesenes Wohlwollen, sey es auch auf die entfernteste Art, doch immer und zulezt ein Wohlwollen gegen dich selbst ist, das dir deine Vernunft, oder ein anderer durch sie, nicht erst zur Pflicht machen, oder auch nur empfehlen darf. Man spendet aus mit der einen Hand, um mit der andern wenigstens eben so viel in Empfang zu nehmen. Und dies würde auch weiter nicht getadelt werden, wenn man nur eine solche Sinnesart für das gelten ließe, was sie ist, für lediglich eigennützig, wenn sie nur nicht Grosmuth, Tugend u. s. w. heißen sollte; denn selbst die reinste Lust — die an fremdem Wohlbefinden und das Bestreben, dies Wohlbefinden zu befördern, um jene Lust zu empfinden, machen den Glüklichen, der darinn Befriedigung für sich selbst sucht und findet, doch nur zu einem sympathetischen, zwar nicht verächtlichen, aber auch nicht lobenswürdigen Menschen. Sucht er alle Gelegenheiten auf, um Theil an den Leiden anderer zu nehmen, mit ihnen zu weinen und zu klagen, blos um der bittersüßen Empfindung willen (die eben so oft eine Folge von abgespannten Nerven, von einer alles in Schatten stellenden Phantasie, als von der Ueberzeugung ist, es sey wirklicher und gerechter Schmerz, woran andere leiden), so giebt man ihm Empfindeley schuld. In allen diesen Fällen werden alle, die blos und allein um der Empfindungen willen nach Empfindungen haschen, an diesen ausschliessend Lust haben, und sich in sofern selbst lieben, von denen, die eben darum gefühllos gescholten werden, und dies zu seyn, wenn man nemlich nichts weiters damit sagen will, ohne zu erröthen, von sich gestehen können, getadelt, ohne daß diese darum sofort jenes Wohlgefallen an dir selbst widernatürlich fänden; sie finden es nur zu natürlich.

Wer seinen Geist blos an den Vollkommenheiten dieses Geistes weidet, ein ausschliessendes Wohlgefallen an seinem Scharfsinn,

sinn, an seinen tiefen oder ausgebreiteten Erkenntnissen, die er übrigens wirklich besitzen mag, findet; der heißt ein Pedant, und bedarf als solcher keines Gebots, sich selbst zu lieben: denn das geschieht ohnehin, entweder aus rege gemachtem Triebe seiner Vernunft, immer neue, immer höhere und immer mehr umfassende Vorstellungen zu erzeugen, immer stärker und anhaltender beschäftigt, durch diese Thätigkeit in eine immer größere und reinere Lust versezt zu werden, und das innigste Wohlgefallen an sich selbst zu empfinden; oder es geschieht lediglich in der Absicht, durch Bildung seines Geistes, durch Erwerb oder Erweiterung seiner Erkenntnisse, die Befriedigung seiner sinnlichen Bedürfnisse zu erleichtern, die Gelehrsamkeit blos als Mittel zum Erwerb irdischer Güter zu gebrauchen, durch Anwenden oder Mittheilen derselben seinen Zustand behaglicher zu machen und fortan sicher und ruhig zu genießen. Oder endlich es geschieht aus Eitelkeit; man hofft durch seinen Scharfsinn, durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen von allen Vorurtheilen freien Verstand (das Vorurtheil, hierinn Befriedigung für sich selbst zu finden, wird natürlicherweise nicht dafür anerkannt), die Bewunderung der übrigen rege zu machen, unter ihnen zu glänzen und für wichtig zu gelten. — Gründe genug, sich selbst zu lieben. Aber Gründe, die wenn sie auch aufs beste den vorgesezten Zwek zu befördern dienen, dennoch demjenigen, der sich durch sie bestimmen läßt, einen Werth zu geben, nicht im Stande sind. Denn die Bildung des Geistes blos auf Antrieb eben dieses Geistes, ist bey aller eignen Wirksamkeit um nichts von der Bildung einer Blume unterschieden, deren Stengel und Knospe die Natur hervortreibt; man bewundert ihre Schönheit, ihr Farbenspiel, aber nur als eine Wirkung der bildenden Kraft dieser Natur. Die Natur liebt sich in der Blume, wie in der zur Reife gediehenen Vernunft. Achtung vor sich selbst wird ferne von demjenigen seyn, der sich zwar dieser Reife, aber nicht zugleich des eignen Bestrebens, durch Ausbildung seiner Vernunft noch einen andern und höhern Zweck,

 als

als den des angenehmen Gefühls seiner vernünftigen Thätigkeit zu erreichen, bewußt ist; und andere werden ihn zwar nicht verachten, aber doch auch nicht achten, bevor sie jenes Bestreben wenigstens voraussetzen können; den hingegen, dessen Selbstliebe so groß ist, daß er alle Geistes- und körperliche Vermögen blos und allein um seines Wohlstandes willen ausbildet, trift Verachtung geradezu und gebührendermaßen, und derjenige endlich, den bloße Eitelkeit zu einem geistreichen, aufgeklärten und gelehrten Manne macht, heißt ein Pedant in engerem Sinne des Worts, ein Mensch, der nicht blos verächtlich, sondern auch eben so lächerlich erscheint wie der, welcher bey einem sehr eingeschränkten Kopfe, bey einer sehr geringen Anzahl von Kenntnissen mit hier und da aufgefangenen Zeichen der Gelehrsamkeit, mit Sentenzen und dergleichen, bey allen Gelegenheiten die Aufmerksamkeit der Unwissenden auf sich zu ziehen sucht.

Giebt es außer dem angeführten noch irgend etwas, das der Mensch als ein ihm unmittelbar angehöriges Eigenthum liebt oder lieben kann? Ja, sagt man, seine Rechtschaffenheit, seine Tugend, das Bewustseyn, recht gethan, sich selbst überwunden, alle jene Dinge als Beförderungsmittel seiner Tugend angesehen und so geliebt zu haben. Es ist freilich nicht zu leugnen, mit diesem Bewustseyn muß ein Wohlgefallen an ihm selbst verbunden seyn; aber ein Wohlgefallen, das nur erst mit und nach jenen ausgeübten Tugenden entstehen, dessen Quelle diese Tugenden, das aber nicht selbst Quelle derselben seyn kann. Auch ist dies Wohlgefallen eines jeden an sich selbst, von ganz eigenthümlicher Art, und hat gar nichts mit jenem einseitigen, süßen Gefühl der Liebe gemein. Es entspringt vielmehr aus dem dunkeln oder klaren Bewustseyn eines Zwanges, den das eigne Selbst eines jeden über seine Sinnlichkeit ausübt, ist in sofern ein sehr unangenehmes Gefühl, dem nur dadurch das Herbe benommen wird, daß jener gefühlte Zwang zugleich mit noch einem andern Be-

wußtseyn verknüpft ist; es sey nemlich das eigne Selbst eines jeden, welches diesen Zwang auflegt, als wodurch das ganz eigenthümliche Gefühl eigner Thätigkeit und Unabhängigkeit von allem äußern Zwange erzeugt wird, ein Gefühl, das wir nicht Liebe — denn diese scheuet allen und jeden Zwang — das wir Achtung nennen; und diese Achtung kann Jesus in dem Gebote, den Nächsten zu lieben wie dich selbst, nicht unmittelbar und geradezu im Sinne gehabt haben: denn sie erfolgt erst, oder ist höchstens nur mit der wirklichen Ausübung deiner Pflicht verbunden, kann also als solche nicht geboten, noch weniger kann um ihretwillen ein Gebot zu erfüllen angerathen werden; indem, wenn das Gebot nicht um sein selbst willen erfüllt wird, auch diese Achtung niemals entstehen wird oder kann.

Die Worte „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst", haben also keinen andern Sinn, als den: Betrachte und behandele deinen Nächsten so, wie du dich selbst betrachten und behandeln mußt, wenn Achtung vor dir selbst statt finden soll. Dich selbst aber wirst du nur dann so betrachten und behandeln, wenn du gütig gegen dich selbst bist. Güte ist folglich das Wort, wie sich weiter ergeben wird, das in unsrer Sprache die Bedeutung hat, welche im Text durch das Wort *Liebe* ausgedrükt wird. (Wie man übrigens in der Stelle: „du sollst Gott lieben von ganzem Herzen u. s. w." das Wort *Liebe* zu verstehen habe, — denn daß es dort nicht gleichbedeutend mit dem Ausdruck Güte seyn könne, erhellet leicht, — das gehört an einen andern Ort). Wenn nun anderwärts gütig so viel, als nützlich der Gesinnung nach, Gut so viel als Nutzen, Liebe, Güte, so viel als die Gesinnung, nützlich zu seyn, bedeutet; so kann dies auch für die Worte unsers Textes gelten, sobald nur nicht der Sinn des Worts *Nutzen*, wie er in diesem Falle statt haben muß, verfehlt wird. Sey nützlich für dich selbst, kann nicht heißen: Befördere auf alle Weise und ohne weitere Rüksicht das, was dir dein *Wohlbefinden* aufs

stärkste

stärkste fühlbar macht; denn das thut jeder ohnehin, oder glaubt es doch zu thun, und wenn den Nächsten in diesem Sinne, wie dich selbst zu lieben geboten wird, so ist dies ein sehr überflüßiges, oder vielmehr ein Gebot, ohne alle Bedeutung; denn wer alles aufbietet, damit es ihm wohlgehe, der wird eben darum das Wohlseyn seines Nächsten nicht unbefördert lassen, insofern aus diesem sein eignes Wohlseyn quillt. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, heißt also nicht, liebe ihn, wie du dich selbst liebst, sey ihm nützlich, wie du dir selbst es bist; sondern wie du dir selbst es seyn sollst. Die Worte „wie dich selbst", enthalten also keine bloße Vergleichung; sondern gleichfalls ein Gebot: denn was sie enthalten geschieht vielleicht nirgends, so sehr es überall geschehen sollte, nemlich: Befördere (nicht dein Wohlbefinden), sondern dein Wohlverhalten. Thue alles zur Erhaltung deiner Selbstheit, um den Gesetzen deines Selbsts Genüge leisten zu können. Thue alles, woraus erhellet, daß du ein vernünftiges Wesen bist, welches seine eignen Gesetze befolgen kann und wirklich befolgt.

Also befördere den Wachsthum deiner Geistes- und Körperkräfte, bilde Vernunft, Verstand und Sinnlichkeit nach bestem Vermögen aus, — sey nützlich für dich selbst — liebe dich selbst — nicht lediglich und zuerst darum, damit du desto ungestörter genießen, dich deines geistigen Lebens desto inniger freuen mögest, sondern damit du desto ungehinderter wollen, beschliessen und ausführen könnest, was du sollst, damit Stolz und Ehrsucht, Betrug und überhaupt jede Art von Bosheit ferne von dir seyn.

Bilde eben so dein Gefühl- und Begehrungsvermögen aus, nicht lediglich und zunächst um desto stärker, zarter und anhaltender zu empfinden, um desto klüger und überlegter zu begehren, und dir durch voreilige oder übermäßige Genüsse das Vermögen

und

und die Kraft zu genießen, nicht zu zerstören; sondern um durch deine Gefühle nicht betäubt, von deinen Begierden nicht übermannt zu werden, sie im Gegentheil in deiner Gewalt zu behalten und ganz zu unterdrücken, sobald durch ihre Befriedigung dir Selbst Abbruch geschehen sollte. Bilde eben so die Liebe zu dem, was dir nur unmittelbar angehört, was du selbst nicht bist, den Affekt der Selbstliebe, so sehr sichs thun läßt, aus. Da du dich vermöge deiner sinnlichen Natur lieben mußt; so mache dich selbst wenigstens in so fern unabhängig von dem, was du blos an dir trägst, aber Selbst nicht bist, daß diese Nothwendigkeit, dies Müssen einer höhern — dem Sollen untergeordnet bleibt. Du sollst dich nicht lieben, wenn dich Selbst diese Liebe vergessen macht, daß du etwas von ihrem Gegenstande ganz verschiedenes bist.

Bilde deine körperlichen Kräfte aus, befördere die Gesundheit deines Leibes, erhöhe das Gefühl deines thierischen Lebens, nicht lediglich und zulezt um dieses Gefühls willen, sondern um durch die entgegengesezten Zustände nicht in deiner vernünftigen Wirksamkeit gestört, um, wenn du dem Gesetz deines Selbsts gemäß gewollt und beschlossen hast, nicht durch Schwäche oder Unbiegsamkeit deines Körpers, an der Ausführung gehindert zu werden. Suche eben so, erhalte und erweitere deinen Wirkungskreis, erwirb dir Kräfte, die von den genannten verschieden sind, Vermögen, Reichthum, Stand, Ehre u. s. w. nicht um eines bloßen Wohlgefallens willen an allen diesen Dingen, oder lediglich um Spielraum für die Kräfte deines Geistes und Körpers; sondern um Raum für eine von dir Selbst dir aufgegebene Thätigkeit zu gewinnen, um auch hierdurch in Stand gesezt zu werden, Achtung vor dir zu haben und zu erhalten. Sey nützlich für dich selbst, liebe dich selbst, damit du deinen Nächsten lieben könnest wie dich selbst.

Zweyter Theil.

Unser Nächster.

Wir alle stammen von einem einzigen Menschenpaar ab, wir alle sind Kinder eines Vaters, wir alle Brüder, durch die Bande des Bluts, durch die zarten Gefühle der Verwandschaft, durch die reinste Sympathie an einander geknüpft. — Diese Worte klingen zwar rührend, sind auch wohl im Stande, einen vorübergehenden Uebermüthigen, wenn er sich ihrer in einer angemessenen Stimmung seines Geistes erinnert, zu bewegen, den Bettler, der hüflos und krank am Wege liegt, für seinesgleichen zu erkennen, und sein Elend zu mildern; aber sie können dennoch nicht zum Beweise dienen, daß wir einander die Nächsten sind. Denn wie, wenn du nie von diesem gemeinschaftlichen Stammvater gehört hättest, oder Gründe zu haben glaubtest, die zu beweisen schienen, oder auch wirklich bewiesen, das Menschengeschlecht sey nicht aus einer einzigen, sondern aus mehrern Wurzeln entsprossen; würdest du darum Bedenken tragen, den, der zu dir spricht, für deinen Nächsten zu halten? Vielleicht werden dich Ahnenstolz, Gefühl deiner Ueberlegenheit, Bewußtseyn deiner angebohrnen, angemaßten oder erworbenen Vorzüge zu dem Wahne verleiten, als fände außer dem einen, daß er blos um deinetwillen da sey, kein Verhältniß zwischen dir und ihm statt. Aber wenn du leugnest, er sey um sein selbst willen da, wird er damit aufhören dein Nächster zu seyn? Wird er einräumen, daß er, ein Sohn des Zufalls, was Rang und Stand, was Anlagen und Talente betrift, worinn und womit er gebohren wurde, sein ganzes Leben hindurch in Rücksicht seiner Zwecke, seiner Wirksamkeit, ein Zögling eben dieses Zufalls seyn und bleiben müsse, nicht für sich selbst bestehn, nicht aus eigner Entschliessung, mit eigner Einwilligung sich thätig oder leidend verhalten dürfe; sondern über sich ergehen zu lassen gezwungen sey, was und von wem es immer kommen möge? Wenn er es einräumt; so ist den-

dennoch damit nichts weiter gewonnen, als ein Erfahrungsbeweis mehr, daß zur Zeit nicht alle Menschen ein klares Bewußtseyn ihrer selbst haben.

Sind wir vielleicht durch das Naturgesetz, nach welchem Menschen immer nur von andern Menschen abstammen können, durch die überall und stets gleiche Art des Gebohrenwerdens einander die Nächsten? Nein, antwortet hier eine innere Stimme; denn stellt euch, was ohne Widerspruch geschehen kann, einen *Menschen* vor, der nicht, wie ihr, vom Weibe gebohren, sondern auf welche andere Art ihr wollt, unter euch aufgetreten sey: so wird er dennoch fordern dürfen, von euch als euer Nächster anerkannt zu werden. Und ihr werdet, diese Forderung von euch abzulehnen, eben so wenig Recht haben, als ihr Grund habt, zwischen euch und den vernunftlosen Thieren, darum, weil die Zeugung bey aller Mannichfaltigkeit der Thierarten im wesentlichen überall die *nemliche* ist, mehr als ein blos *thierisches* Verhältniß anzunehmen.

Gleiche und wechselseitige Bedürfnisse können eben so wenig die Vorstellung des Menschen vom Menschen, als seinem Nächsten, erzeugt haben; denn Bedürfnisse und der Instinkt, der ihre Befriedigung fordert, sind zwar im Stande, einzelne Menschen zu nöthigen, daß sie zusammentreten und sich in kleinern oder grössern Gesellschaften, auf kurze oder lange, oder auf alle Zeit vereinigen. Sie vermögen zwar dem Herrn seinen Diener, und diesem seinen Herrn unentbehrlich zu machen, den Freund an den Freund, die Mutter an das Kind, und umgekehrt, zu knüpfen; aber daraus kann nur die Vorstellung des einen von dem andern, als zu der nemlichen Art gehörig, und keinesweges die Vorstellung von ihm als seinem *Nächsten* entspringen: denn ähnliche Bedürfnisse und der nemliche Instinkt zwingen einzelne Thiere, sich zu ganzen Heerden zu vereinigen, und die Natur erreicht hier

wie

wie dort ihren Zweck, indem sie durch den mitgegebenen Trieb der Selbsterhaltung, in so fern sie nur in gesellschaftlicher Verbindung möglich ist, verhütet, daß Unfälle, welche die vereinzelten Glieder der einen oder andern Art treffen; Verfolgungen, welche die eine von der andern leiden; Mängel, die sie im abgesonderten Zustande aufreiben würden, nicht eine ihrer Arten gänzlich zu Grunde richten. Und diesen Zweck erreicht sie durch ihre eignen Gesetze so bündig und gewiß, daß es bey keinem ihrer Geschöpfe eines, in Rüksicht ihrer, eigenmächtigen Gesetzes bedarf, sich und seinesgleichen einander für die Nächsten zu erkennen, und darum einander hülfreich die Hände zu bieten.

Auch geht aus diesen Bedürfnissen und aus der Nothwendigkeit, ihre Befriedigung in Gesellschaften zu suchen, so wenig ein Zustand hervor, worinn Menschen einander für die Nächsten erkennen, daß dadurch vielmehr der gerade entgegengesezte Zustand herbey geführt, und in diesem jener höchstens nur vorbereitet wird. Man tritt mit mehrern in Gesellschaft zusammen, aber nur um gegen einander aus- und einzutauschen, zu geben und dafür zu empfangen, und daneben, so gut es gehen will, einander Abbruch zu thun. Die Worte: so gut es gehen will, beziehen sich vornemlich auf den Zweck der Vereinigung. Er ist — Ruhe, Sicherheit im Ganzen, damit die Ruhe der Einzelen unangefochten bleibe, — Befriedigung der Bedürfnisse des Einen durch den Andern, der, damit die seinigen gleichfalls befriedigt werden, dem erstern, so wie dieser aus demselben Grunde ihm unterwürfig wird, zu Willen seyn muß.

Dieser Zweck, eigentlich nicht ein Zweck der Menschen, sondern vielmehr der durch sie wirksamen Natur, muß nicht vereitelt werden, das verbietet die nemliche Natur. Gleichwohl ist die Macht des Instinkts, der auch im gesellschaftlichen Leben überall auf ausschliessende Selbsterhaltung dringt, bey den einzelen

zelen Gliedern so groß, und wohl gar, weil er in der Gesellschaft mehr und öfterer Stoff, sich zu nähren und zu erweitern findet, größer noch, als außerhalb derselben, so daß jener Zweck nothwendig zerstört werden würde, wenn nicht auch hier dieselbe Natur wohlthätig zu Hülfe käme. Sie läßt nemlich, um ihren Zweck zu sichern, die Glieder der Gesellschaft Gesetze erfinden. Diese Gesetze hindern dann, wenn sie ihn gleich nimmer zu schwächen vermögen, wenigstens die Ausbrüche des genannten Instinkts, und führen sämmtlich dahin zurück, von wo sie ausgiengen — auf die gemeinschaftliche Nothwendigkeit, den Zweck der Vereinigung unverrükt vor Augen zu haben, oder im Entstehungsfall Strafen zu gewarten. Sie schliessen also damit: ihr müßt einander als Bürger anerkennen.

Die angedrohten Strafen thun nun zwar, was sie können; allein da sie jenen Instinkt höchstens nur in seinen Wirkungen zu hemmen vermögen; so strebt er selbst immer entgegen, und es ist niemals an völlige Ruhe und Sicherheit, an eine bereitwillige Befolgung jener Gesetze zu denken, bevor ein anderes Gesetz, das aber eben darum nicht erst im Schoose der bürgerlichen Gesellschaft entsprungen seyn kann, einleuchtet, und Achtung gewonnen hat, das Gesetz: ihr sollt einander für die Nächsten erkennen. Wie sehr weltliche und geistliche Mächte, wenn sie verhindern, daß dies Gesetz von allen verstanden, in aller Herzen gesichert werde, dadurch ihren eignen Vortheilen entgegen handeln, andere Uebel zu geschweigen, das ergiebt sich aus dem Gesagten, und wird, wie am Tage ist, durch Erfahrungen aller Art bestätigt. Bedürfnisse können den einen zum Nachbarn des andern, den Bürger zum Mitbürger machen, Verträglichkeit, Ruhe von außen erzeugen, aber nun und nimmer zur Ueberzeugung des einen vom andern, als seinem Nächsten führen, nimmer Verträglichkeit von innen, Sicherheit, die nichts fürchtet, Aufopferungen, durch die man selbst nichts gewinnen will, begründen.

Ver-

Vermögen aber diese nichts dergleichen; so vermögen alle die Eigenthümlichkeiten des Menschen, wodurch er als das künstlichste unter allen Naturprodukten erscheint, auch nichts. Der Körper des einen, so schön, so edel und vollkommen er immerhin gebauet seyn mag, so sehr der andere den seinigen darinn zu erblicken glaubt, kann höchstens ein Wohlgefallen und die Bewunderung dieses andern erregen, aber durchaus keinen Grund enthalten, wodurch er bestimmt würde, den Inhaber dieses Körpers für seinen Nächsten zu erkennen. Es ist wahr, mit dieser schönsten und zweckmäßigsten unter allen Naturerscheinungen, mit diesem Körper, ist während und so lange er lebt, ein Etwas in Verbindung, das den einen zum Nächsten des andern macht, aber der Körper selbst ist keinesweges dies Etwas, auch hängt es ihm nicht an, als eine seiner Eigenschaften; sondern ist höchstens nur mit ihm verknüpft, und ohne ihn in seiner Wirksamkeit nicht erkennbar. Warum sollte auch der Mensch in seinen Verhältnissen zu andern Menschen, so wie er es ungezweifelt soll, diesen den Vorzug vor andern Thierarten geben, wenn eben der Vorzug blos im Körper begründet wäre? Kann hier das mehr oder weniger an Schönheit und Vollkommenheit entscheiden? Sind die übrigen Thiere in ihrer Art weniger zwekmäßig eingerichtet? Findet nicht bey mehrern Gattungen derselben gleiche Schönheit statt? — Und muß das Wohlgefallen des Menschen an der körperlichen Schönheit und Vollkommenheit seiner eignen Gattung ihn nothwendig an diese fesseln? Besticht der eine nothwendigerweise auf diese Art den andern, und nimmt ihn dadurch zu seinem Vortheile ein? Gewährt nicht einem jeden sein eigner Körper ein hinreichendes Wohlgefallen? In der That, seine Eigenliebe müßte ihm einen sehr übeln Streich spielen, wenn er an diesem gar nichts zu bewundern finden sollte.

Die bey aller, dem Grade und der Art nach unendlichen Verschiedenheit der Gefühle, überall gleiche Fähigkeit zu empfinden,

den, kann auch nicht die Vorstellung der Menschen von einander, als den Nächsten erzeugt haben; indem sie es ist, die ihren allerseitigen Bedürfnissen entfernter Weise, ihr Daseyn giebt. Gefühle, wenn gleich von ihnen nicht unmittelbar Begierden abstammen, sind dennoch eben so viele Reize zu denselben, und Begierden enthalten den Grund aller und jeder geistig und körperlich sinnlichen Bedürfnisse. Sind nun diese Bedürfnisse, wie oben gezeigt worden, nur im Stande, die Menschen zu vereinigen, um sie desto weiter von einander zu entfernen, so daß vermittelst ihrer, der eine begehrt, was der andre gleichfalls verlangt; so ist leicht zu ermessen, daß das in allen gleiche Gefühlvermögen, die Mutter der Bedürfnisse, sie einander nicht viel näher bringen, daß die höchste Cultur desselben, der geläuterste und reinste Geschmack, bey aller anscheinenden Harmonie am Ende doch nur Disharmonie bewirken werde. Man findet wohl zuweilen bey Künstlern und Kunstverständigen eine ziemlich genaue Uebereinstimmung der Urtheile über schöne Gegenstände der Natur und Kunst, einen ziemlich in gleich hohem Grade ausgebildeten Geschmack; aber man findet eben so oft, bey aller Unpartheilichkeit im Urtheilen über Schönheit und Häßlichkeit, eine zuweilen bis aufs äusserste getriebene Partheilichkeit, in den Urtheilen des einen über die Person des andern. Bey der reinsten Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Verstand, die zur Harmonie des Willens mit den Gesetzen der Vernunft führen sollte, herrscht nicht selten von Seiten des Herzens, die größte Disharmonie zwischen dem einen und dem andern. Eifersucht, Neid, Stolz und Uebermuth machen meistens den einen zum unversöhnlichen Feinde des andern. Und der, dessen Geschmack die höchste Bildung erhalten hat, ist oft am wenigsten geneigt, einen andern, bey dem sich kaum Spuren eines Gefühls für Schönheit entdecken lassen, für seinen Nächsten zu halten.

Näher

Näher als durch alles bisherige, meint man vielleicht, werden die Menschen einander gebracht — durch die überall gleiche Fähigkeit, Vorstellungen zu erzeugen, zu denken, zu erkennen, und — durch die Kunst, sich ihre Vorstellungen einander mitzutheilen — durch die Sprache. Näher gebracht allerdings, sogar vorbereitet und in Stand gesezt, der eine in dem andern seinen Nächsten zu finden; allein zu diesen Nächsten dadurch auf keine Art und Weise gemacht. Bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die wir uns vorstellen, bey der nicht minder bis ins Unendliche verschiedenen Art, wie wir uns dieselben vorstellen, ist freilich das Vermögen, Vorstellungen überhaupt zu erzeugen, im wesentlichen überall das nemliche, sind Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft überall dieselben Eigenschaften des Menschen. Bey der nicht weniger allgemeinen Verschiedenheit der Sprachen, bey dem Reichthume, der Bestimmtheit und dem Umfange der einen, bey der Armuth und Eingeschränktheit der andern bleibt freilich überall und zu allen Zeiten ihr Zweck — den Vorstellungen, Gefühlen und Begierden Ausdruck zu geben — der nämliche.

Allein aus diesem allen kann doch nur die Vorstellung der Menschen von einander, als vernünftigen Wesen hervorgehen, eine Vorstellung, wodurch sie der andern, von sich, als den Nächsten, nur dann um einige Schritte näher gebracht werden, wenn der eine den andern dadurch unabsichtlich an sich zieht, daß er aus eignem Bedürfniß vermittelst der Sprache dieselben, oder den seinigen ähnliche Vorstellungen, im Gemüthe des andern erwekt und auf diese Art eine Reihe von Gefühlen und Begierden unwillkührlich in demselben veranlaßt Unter diesen wird vornemlich die Begierde, bis dahin ein bloßer Trieb der Natur, und auch jezt noch eine anfangs nicht vorgestellte Begierde — ein Zweck aus dunkelm Bewußtseyn, hervorstechen, seine Vernunft, vermittelst der Vernunft des erstern auszubilden — sein Licht an

dem

dem Lichte des erstern anzuzünden, oder wenigstens durch denselben ihm Nahrung zu geben Beyde werden sich, vermittelst der Sprache zur wechselseitigen größern Vervollkommung ihres Geistes mit einander verbinden. Aber beyde können sich in dieser Rüksicht für nichts weiter als bloße Werkzeuge, der eine zur Urbarmachung und Verbesserung der Geistesvermögen des andern, und umgekehrt, halten. Sie sind in so fern Nachbarn, und bleiben so lange einander zugethan, als sie dabey ihre Rechnung finden. Ist der Zweck beyder oder des einen von ihnen erreicht; oder ist es irgend wahrscheinlich, ihn auf einem andern Gebiete in Verbindung mit andern zuverläßiger, oder in kürzerer Zeit zu erreichen, so trennen sie sich. Ein jeder von ihnen folgt entweder seiner eignen Vernunft, als seinem sichersten Leitstern, oder er läßt sich durch die Strahlen, die ein dritter um sich her verbreitet, anlocken, und von diesem führen und regieren. Höchstens mag einer dem andern, bevor sie sich trennen, den Vorschlag thun, womit Abraham vom Loth Abschied nahm, nemlich: willst du zur rechten, so will ich zur linken; nur laß uns auseinander gehen, damit wir einander nicht ferner behelligen. Sie gehen und vergessen einander, wenn sie während ihrer Verbindung, keine weitere Entdeckung gemacht haben als die, daß sie Vernunftwesen sind.

Nicht also, wenn sie, wie dort Abraham im Loth seinen Verwandten sahe, und ihn eben darum ohne Säumen der Gewalt seiner Feinde entriß, wenn sie eben so, durch täglichen Umgang immer aufmerksamer auf einander gemacht, endlich der eine in dem andern seinen Nächsten erblikt.

Dies aber wird unstreitig erfolgen; sobald der eine oder der andere von ihnen zur klaren oder deutlichen Erkenntniß seiner selbst, vermittelst jener stuffenweisen Ausbildung gelangt ist; sobald er von den Handlungen des andern auf Vorstellungen, von diesen auf Willensbestimmungen, von diesen auf Gesetze, nach wel-

welchen sich der Wille des andern wirklich bestimmt hat, oder doch hätte bestimmen sollen, zu schließen den ersten Versuch macht, — auf Gesetze, die nicht durch die sinnliche Natur, durch die Bedürfnisse eines jeden, welche er eben diesen Gesetzen gemäß befriedigen muß, ihm gegeben sind, sondern die er sich nothwendigerweise selbst giebt; die ein Produkt seiner Vernunft, in so weit sie nichts mit Erkenntnissen, Gefühlen und Begierden zu schaffen hat, ein Produkt des eignen Selbsts eines jeden sind. Dies Selbst in einem andern charakterisirt sich durch seine Gesetze als das nemliche in dir. Und so verschieden die körperlichen und Gemüthskräfte dieses andern, so verschieden seine Fähigkeiten und Talente und alle seine äußern Verhaltnisse von den deinigen seyn mögen; so ist er doch, was jenes Selbst betrift, von dir selbst in nichts unterschieden. Er ist dein Nächster, und es ist in so fern ein und das nemliche, ob du ihn an deine Stelle, oder dich an die seinige setzest.

Also nicht Abkunft von ein und demselben Stammvater, nicht die gleiche Art des Gebohrenwerdens, nicht dieselben Bedürfnisse, nicht die nemlichen Geistes- und Körperanlagen, machen die Menschen den einen zum Nächsten des andern; denn wenn um dieser Dinge willen der eine der Nächste des andern genannt wird; so kann diese Verwandschaft lächerlich befunden werden, auch ist sie unter diesem Titel nicht selten von muthwilligen oder leichtsinnigen Menschen wirklich bespöttelt worden. Das eigne Selbst eines jeden ist der Titel, unter welchem er einen jeden, bey dem das nemliche Selbst vorauszusetzen ist, seinen Nächsten nennt; eine Benennung, die in dieser Rüksicht schlechterdings nicht verspottet werden kann, indem die Achtung gegen unser eignes Selbst genau die nemliche ist, mit der Achtung gegen das Selbst in einem andern, Achtung, die auch dann noch gegen ihn statt finden soll, wenn sein äußerer Zustand Eckel oder Abscheu, wenn sein Verhalten Unwillen erregt.

Ist das Selbst des einen durchaus nicht von dem Selbst des andern verschieden, so kann die Liebe, die er diesem beweisen soll, eben darum in nichts von der Liebe unterschieden seyn, die er gegen sich selbst zu hegen die Verbindlichkeit hat.

Liebe deinen Nächsten

kann folglich nicht bedeuten: befördere den Wachsthum der körperlichen Kräfte bey allen denen, die mit dir zu der nämlichen Art gehören; vervollkommne, so viel an dir ist, ihren Körper; erhöhe das Gefühl ihres thierischen Lebens, weil alles das mit eignen Gefühlen der Lust verbunden ist, weil daraus die mannigfaltigsten Vortheile für dich hervorgehen; denn bey dergleichen Aeußerungen der Liebe wird übersehen, daß der andere dein Nächster sey, er wird zu einem bloßen Eigenthum gemacht, doch ohne daß man sich dies gern gestehen mögte.

Es kann ferner nicht bedeuten: Bilde, so sehr du vermagst, das Vorstellungs- Gefühl- und Begehrungsvermögen in den Geschöpfen deiner Art aus; erweitere ihre Erkenntnisse, läutere ihren Geschmack, verfeinere ihre Begierden, gieb ihnen Anlaß, klüger, biegsamer und zärtlicher zu werden, blos und allein, um sie tüchtiger dadurch zu deinen eigennützigen Zwecken, empfänglicher für die Befriedigung deiner selbstsüchtigen Neigungen, und geniesbarer zu machen; um im Umgange mit ihnen an eigner Bildung, in so fern ihrer der Eigennutz zu feinern und allumfassenden Genüssen bedarf, zu gewinnen, um durch sie ohne Unterlaß Stoff zu Vorstellungen, zu Gefühlen und Begierden zu erhalten, und nur nicht in ihrer Mitte von Ueberdruß, Ekel und Langeweile heimgesucht und geplagt zu werden. Dies Verfahren gegen den andern mag immerhin thätige Liebe heißen, wie es dann auch diesen Namen wirklich verdient; aber es ist nicht Liebe gegen deinen Nächsten, sondern allenfalls nur gegen deinen Freund.

Der Freund wird freilich nicht von dir fordern, daß du dich für ihn aufopfern, für ihn dein Leben lassen, für ihn dich aller deiner Vortheile, deiner Vorzüge begeben sollst. Du wirst vielmehr unaufgefordert, wenn die Umstände es nothwendig machen, um seinetwillen dich aller dieser Dinge entschlagen, so wie er um deinetwillen, das nemliche zu thun nicht abgeneigt seyn wird; denn die Liebe gefällt sich selbst in dergleichen Aufopferungen, der Eigennutz gebietet sie. Der Freund verlangt als Freund nichts von dir, aber als Mensch fordert er, von dir zuerst als Nächster, und dann als Freund, anerkannt zu werden. Er kann sich dieser Forderung nicht begeben, ohne sich selbst und dir verächtlich zu werden; er kann sich nicht schlechterdings deiner Behandlungsart unterwerfen, ohne zu einer bloßen Sache herabzusinken, ohne sich selbst zu verleugnen. Als Freund mußt du dich an ihn schliessen, als Nächster sollst du ihn achten. Der Ausdruck Nächster sagt mehr als das Wort Freund; du mußt in deinem Lieblinge erst den Nächsten gefunden haben, bevor du den Freund in ihm finden kannst.

Liebe deinen Nächsten, sagt mehr, als liebe deinen Freund. Dies mehr aber liegt nicht etwa darinn, daß hier die Liebe, als Neigung, auf alle Menschen, und dort nur auf einen oder auf etliche sich bezieht; es ist im Gegentheil nicht sowohl ein mehr, als ein ganz anderes. Liebe deinen Nächsten heißt etwas ganz anderes, als: liebe die Menschen; denn sollte auch hier, wie bey dem Verhältnisse des Freundes zum Freunde, Liebe soviel als Neigung aus Wohlgefallen bedeuten; so würde sie einerseits eigennützig, und anderntheils nothwendig eingeschränkt seyn. Eingeschränkt aber darf sie nicht seyn, insofern Liebe gegen den Nächsten so viel heißen soll, als Liebe gegen die Menschen überhaupt. Wenn man diesem Vorwurfe der Eingeschränktheit dadurch glaubt begegnen zu können, daß man sagt: jene Neigung erstrecke sich anfangs nur auf einige, durch fortgesetztes Bestreben, durch er-

haltene Befriedigung, und die daher empfangenen Reize zur abermaligen und immer erneuerten Befriedigung, auf immer mehrere, und so endlich auf das ganze menschliche Geschlecht; so weiß man entweder nicht, was man eigentlich will, oder versteht nicht, was man spricht: denn die Natur einer jeden Neigung bringt es mit sich, daß sie desto schwächer, und umgekehrt, desto stärker wird, je weiter der Kreis von Gegenständen, auf die sie sich bezieht, reicht oder je enger er ist; indem jede Neigung nur dadurch zur Neigung wird, daß sie auf einen bestimmten Gegenstand geht, der auf den geneigten einen bestimmten Eindruck gemacht, ihn zu sich niedergezogen hat. Jede Sehnsucht ist leer und schwankend, jede Neigung aber, der kein bestimmter Gegenstand vorschwebt, ist Sehnsucht, und als solche nun und nimmer im Stande, den Menschen zu etwas mehr, als einem schwankenden Rohr, das vom Winde hin und her getrieben wird, zu machen. Man räumt dies in hundert andern Fällen ein, man behauptet von dem, auf welchen ein jeder ohne Unterschied, sobald er seine schwache Seite kennt, einen gefälligen Eindruck zu machen vermag, der alle Welt herzt und küßt, alle Welt Freund nennt, er sey, wenn gleich nicht jedermanns Feind, doch niemandes Freund, ein Mensch ohne Haltung, ohne Charakter. Man räumt hier ein, daß Liebe einen bestimmten Gegenstand haben müsse, und dennoch will man das nemliche, sobald von Nächstenliebe die Rede ist, nicht gelten lassen. Sind etwa die Menschen überhaupt, nicht blos die in irgend einer gegebenen Zeit lebenden, sondern auch die, welche jemals gelebt haben und noch leben werden, ein so durchaus bestimmter Gegenstand? Wir sollen, so lautet das Gesetz an uns, nicht unsre Zeitgenossen allein, sondern in ihnen auch ihre Vorfahren und Nachkommen lieben; wird das möglich, oder auch nur denkbar seyn, wenn lieben hier so viel bedeutet, als Neigung gegen sie hegen?

In der That, was gegen dein Weib, gegen deine Kinder, gegen deine Familie mit Recht Liebe heißt, was gegen deine Mitbürger allenfalls noch Liebe genannt werden kann, das muß nothwendig in Gleichgültigkeit übergehen, sobald Versuche gemacht werden, es als Neigung auf alle Menschen zu übertragen. Aber, und wenn auch diese Neigung auf alle Menschen übertragen werden könnte; so bleibt sie als Neigung doch immer nur eigennützig, und kann als solche nicht geboten werden, denn sie kann an und für sich nicht gewollt werden. Der Gegenstand muß liebenswürdig seyn, und alsdann werden wir ihn lieben müssen, ist er das nicht; so werden wir ihn niemals lieben können, gesezt auch, wir könnten ihn lieben wollen. Nun giebt es zwar liebenswürdige Menschen und andere, die es anfangs nicht sind, aber bey näherer Bekanntschaft werden; allein es giebt auch andere, und ihrer sind wohl die meisten, die nicht liebenswürdig sind, und an denen sich niemals etwas, das Liebe verdiente, entdecken läßt, unter ihnen stehen oft auch diejenigen, die nichts als das Wort Liebe im Munde führen; gleichwohl sollen wir sie lieben. Es giebt Menschen, die uns hassen, und dennoch sollen wir sie lieben. Es giebt Lasterhafte, an denen der Tugendhafte unmöglich Gefallen finden kann; und dennoch soll er sie lieben. Wenn Lieben durchaus so viel bedeuten muß, als Wohlgefallen an jemand haben, einen geheimen Zug des Herzens zu ihm hin fühlen, und diesem Zuge folgen; so wird man demjenigen keinen gegründeten Vorwurf machen können, der nicht liebt, was sein Wohlgefallen nicht zu erregen vermag, was für ihn nicht liebenswürdig ist, der verabscheut, was ihm Eckel verursacht. Soll oder kann er dies Wohlgefallen in sich erzwingen? — Er versuche es; und er wird zum Verräther an sich selbst, zu einem Heuchler von der schlimmsten Art, zu einem Betrüger werden, der sich selbst um die Lauterkeit und Unschuld seiner eignen Gefühle bestiehlt.

Darf

Darf aber niemand sich selbst hintergehen, es sey unter welchem Vorwand es wolle, und kann niemand, ohne sich selbst zu hintergehen, Neigung zu allen Menschen ohne Unterschied haben; so ist wohl klar, daß unter Liebe, sobald sie geboten wird, nicht Neigung, weil diese kein Gott gebieten, und kein Sterblicher, wie den Freund zum Freunde, zur Einkehr in sein Herz einladen kann, sondern ihre Einkehr, wie der Wirth das Eintreten des Gasts, ruhig abwarten muß, daß vielmehr Güte, und wenn von unsern Nächsten die Rede ist, Güte gegen die Menschen, weil sie sittliche Wesen, weil sie der Tugend fähig sind, verstanden werden müsse.

Also liebe deinen Nächsten, sey gütig gegen ihn, weil du in ihm ein Wesen erblikst, das, wenn es auch nicht Liebe von dir erzwingen kann, doch immer deine Achtung verdient, das, wenn du es wegen seinen Lastern verabscheuen mußt, doch Tugenden auszuüben vermag, wie du selbst, das du fliehen, aber nicht vernachläßigen darfst, um nicht mit dir selbst in Widerspruch zu gerathen, dessen Handlungen Verachtung und deinen Unwillen erregen können, aber niemals Haß, Feindschaft und Verfolgungssucht in dir anfachen dürfen, dem deine Liebe sich entziehen kann, dem du aber niemals deinen Schutz und deine unaufgeforderte Hülfleistung verweigern darfst.

Aus dem angegebenen Sinn des Worts Liebe, ergiebt sich zugleich, warum Christus und die Schriftsteller des N. T., wie im Text, so auch in andern ähnlichen Stellen, sich immer nur eben dieses Ausdruks bedienen. Es liegt nemlich in der Natur der sinnlichen Liebe, alles zur Veredlung und Vervollkommnung des geliebten Gegenstandes aufzubieten, nichts unversucht zu lassen, durch keine Art von Mühseligkeit und Beschwerden abgeschrekt zu werden, um denselben immer gefälliger, immer genießbarer

zu

zu machen. Das nämliche soll, ohne daß der Zweck der nämliche ist, oder seyn darf, bey der nicht sinnlichen Liebe, bey der Güte gegen unsern Nächsten statt finden — dieselbe Unverdrossenheit, der nemliche rastlose Eifer, ein jenem unruhigen Sehnen ähnliches Bestreben, alles zu seiner Veredlung und Verbesserung beyzutragen, weil er unser Nächster ist. Der ganze Unterschied zwischen hier und dort, die Kluft, welche das eine Verfahren vom andern unabänderlich trennen muß, besteht bloß darinn, daß dort der Eigennutz, das, was an dem Menschen ist, und hier das eigne Selbst eines jeden, das, was er ist, gebietet.

Wenn nun das Selbst eines jeden für den Ausleger seiner eignen Gebote anerkannt werden muß, wie es dann, dafür anerkannt zu werden, schlechthin fordert; so wird nach seiner Auslegung: liebe deinen Nächsten, sey gütig gegen ihn, sey ihm nützlich, nicht bedeuten können: befördere sein Wohl, um deiner Bedürfnisse willen, oder, lediglich und zunächst wegen der seinigen; sie mögen Namen haben wie sie wollen. Dies würde eine selbstsüchtige, nicht jenem Selbst, sondern dem Eigennutze angehörige Auslegung seyn. Denn geschieht es blos um der Deinigen willen; so erscheint der andere nicht als dein Nächster, nicht als ein Geschöpf, das dir im wesentlichen völlig gleich ist, sondern, als eine Sache, mit der man beliebig verfährt. Und geschieht es blos und allein seiner Bedürfnisse wegen; so setzest du ihn dadurch zwar nicht zu einer bloßen Sache herab, aber du verkennst doch den Menschen in ihm, erniedrigst ihn zu einem blos sinnlichen, zu einem blos genießenden Wesen, zu einem vernünftigen Thiere, und verleugnest ihn, und durch ihn dich selbst. Sey ihm vielmehr deswegen nützlich, weil du in ihm ein Vernunftwesen erblikst, dem die Thierheit blos anklebt, das aber nicht selbst Thier ist.

Also

Also liebe ihn, beweise deine Güte gegen ihn erstlich dadurch, daß du durch Läuterung und Erweiterung seiner Erkenntnisse, wodurch er bis zum Bewustseyn von sich, als einem sittlichen Wesen, das Vorschriften seines eignen Selbst zu befolgen hat, gelangen kann, deine Achtung gegen ihn an den Tag legst, und einer unbedingten Forderung deines eignen Selbsts an dich selbst Genüge leistest. Zweytens dadurch, daß du seine Gefühle veredelst, seinen Begierden mit der möglichsten Schonung (so daß er selbst dabey thätig zu Werke gehen kann), eine Richtung auf ihn selbst, als Zweck an und für sich selbst giebst, um ihn, wo nicht sittlich besser zu machen, als welches er nur von und durch sich selbst werden kann, doch wenigstens auf den Weg zu leiten, auf welchem allein seine eigne Besserung und die Veredlung seiner selbst möglich ist, auf welchem er einzig und allein der Tugend, ohne einen andern Führer, außer ihm selbst, entgegen gehen kann und soll. Sey endlich gütig gegen ihn dadurch, daß du ihm zur Vermehrung und Stärkung seiner körperlichen Kräfte, zur Erhaltung der Gesundheit seines Leibes beförderlich, zum Erwerb und zur Sicherung eines angemessenen Vermögens, zu Erlangung eines zwekmäßigen Wirkungskreises auf jede erlaubte Art behülflich seyst; in so fern alle diese Dinge ihn seinem Zwecke, ein sittlich guter Mensch zu seyn, immer näher bringen. Die Folgen einer solchen Denkungs- und Handlungsweise, so lange sie nicht erheuchelt, so lange das Bestreben ernstlich und aufrichtig ist, so lange es nicht durch die in dieser Rüksicht unächten Triebfedern der Sinnlichkeit erregt wird, müssen die wirksamsten seyn, und können nicht ausbleiben. Und du wirst unter andern auch das zum Lohne davon tragen, ohne doch auf diesen Lohn es angelegt zu haben, daß der von dir aus Achtung für die Menschheit gebildete und beglükte, dich wieder lieben, in dir den Nächsten anerkennen, gegen dich die Gesetze der Gerechtigkeit und Güte, die ihm, wie er nun weiß, nicht aufgedrungen, die ihm durch und

mit

mit seinem eignen Selbst gegeben sind, eben so gewissenhaft befolgen werde, wie du sie gegen ihn befolgt hast, und ohne zu ermüden immer befolgen wirst. Nur auf diesem Wege ist unter den Menschen Ruhe und Sicherheit von innen, Friede auf Erden und Glükseligkeit möglich, nur mit der vernünftigen Harmonie sittlich vernünftiger Wesen kann das Reich Gottes unter ihnen seinen Anfang nehmen. Jedes andere Mittel, dasselbe herbey zu führen, ist unstatthaft, jede andere Sicherheit erzwungen und nur so lange dauerhaft, als die Bande nicht reissen, wodurch sie lediglich möglich war, die aber eben darum nicht von ewiger Dauer seyn können, weil sie nicht den einen an den andern, als seinen Nächsten, sondern höchstens nur den Menschen an den Menschen knüpfen.

Daß übrigens der bis hieher entwickelte Begriff der Worts Nächstenliebe der richtige sey, bestätigt Jesus unter andern durch sein eignes Beyspiel. Er liebte im Johannes seinen Busenfreund, in den übrigen Jüngern seine Freunde, in den Menschen überhaupt selbstständige Wesen; indem er bey den leztern Vernunft, Geseße derselben und einen Willen, sie befolgen zu können, voraussezte, an jenen hingegen überdem noch ähnliche Sinnes- und Denkungsart, reines Freundschaftsgefühl und die unwandelbarste Anhänglichkeit, womit sie ihm ergeben waren, wahrnahm. Mit der zärtlichsten Freundschaft war er seinen Freunden, mit der süßesten und unschuldigsten aller Neigungen diesem Johannes zugethan; gegen die Menschen war er gütig.

Ein Gegenstand der Achtung und Bewunderung würde Jesus geblieben seyn, auch wenn er keinen einzigen Freund gehabt, keinen Menschen, wie den liebenswürdigsten unter seinen Schülern geliebt hätte. Denn es ist gar wohl denkbar, daß die Bande der Freundschaft und Liebe, wodurch einer an den andern geknüpft wird, entweder, weil uns kein freundliches Wesen auf unserm

Wege

Wege entgegen kam, niemals geknüpft, oder durch Zufall gänzlich aufgelöst werden; daß wir verlassen und allein dastehen, und endlich sogar die Sehnsucht nach einem Freunde einbüßen. Und dennoch hält, oder soll uns wenigstens die Vorstellung der Pflicht an die Menschen geknüpft halten. Es ist Pflicht, auch wenn sich alle und jede von dir losgesagt haben, auch wenn du von allen vergessen bist, dich dennoch nicht von ihnen loszusagen; — wenn andere durch die Bande ihrer sinnlichen Natur mit einander verknüpft sind, deine vernünftige Natur, deine und ihre Selbstheit in Ehren zu halten, durch diese mit ihnen verbunden zu bleiben, sie unverwandt als deine Nächsten zu betrachten und als solche zu behandeln. Freilich gehen in einem solchen Zustande alle süßen Gefühle der Freundschaft, alle geselligen Freuden des Lebens verlohren; aber dagegen bleibt ein unverlierbares Gefühl, das dich nie unter dich selbst wird herabsinken lassen, — das Gefühl, welches mit dem Bewustseyn, deine Pflicht gethan zu haben, verbunden ist.

So viel fehlt, wenn die Worte in ihrer eigentlichen Bedeutung genommen werden, an der Wahrheit der ziemlich allgemein gängen Behauptung; wem kein Freund zu Theil geworden sey, der verdiene auch keinen zu haben. Es ist zwar nicht leicht zu besorgen, daß irgend jemand kein sterbliches Wesen finden sollte, mit dem er auf einer gleichen Stuffe, was die Kultur seiner Gemüthskräfte betrift, stände, an welchem er Wohlgefallen finden, an das er sich aufs innigste anschliessen könnte; allein der Fall bleibt doch immer möglich, und wann dann nur der, dessen Loos es ist, ohne Freund zu leben, nicht vergißt, daß er ein selbstständiges Wesen, daß jeder Vernünftige außer ihm ein eben so selbstständiges Wesen, daß er sein Nächster sey, und daß er selbst Gerechtigkeit und Güte gegen diesen ausüben solle; so darf er weder sich selbst, noch werden ihn andere mit Fug tadeln dürfen. Man wird ihm sogar den Namen eines Menschenfreundes nicht

versagen können. Und Jesus, wenn er auch nicht einen liebenswürdigen Menschen unter seinen Zeitgenossen gefunden, wenn er nirgend einen Beweis gegeben hätte, daß in seinem Herzen auch die sanften Gefühle der Freundschaft wohnten, würde dennoch den Namen eines Menschenfreundes verdient haben. Freilich sagt hier das Wort Menschenfreund zu wenig, indem der Ausdruck Freund auf eine Neigung hinweist, und nur das Wohlgefallen an den Menschen jemanden zum Freunde derselben zu machen vermag; allein da der Mensch früher zum Bewußtseyn und zur Erkenntniß des Eigennützigen, als des Uneigennützigen in ihm, seines eignen Selbsts gelangt ist, und die Sprache, überhaupt ein Produkt des Eigennutzes, uranfänglich zur Bezeichnung blos des Eigennützigen erfunden wurde, so werden wir uns an jenem Ausdruck begnügen müssen; besonders da es weit weniger darauf ankommt, was wir dem göttlichen Menschen, der das Gebot der Liebe so eindringend empfahl, für Namen geben, als darauf, wie wir ihm auf die würdigste Art nachahmen können. Denn wenn wir auch mit Engelzungen redeten, und hätten der Liebe nicht; so wäre das alles doch nur tönendes Erz und klingende Schelle.

III.

Beurtheilung unsers Nächsten
in
sittlicher Rükſicht.

Quod latet arcana, non enarrabile, fibra.

Perſius.

Einleitung.

Fast alle unsere gesellschaftlichen Unterhaltungen, sobald die Gesellschaftsglieder nur nicht ganz roh und unwissend sind, drehen sich um einen Punkt herum, — um die Beurtheilung der Abwesenden, ihrer Gesinnungen und Handlungen, ihrer Tugenden, Fehler und Laster. Sie betreffen auch wohl diejenigen unter den Anwesenden, die ihren innern Menschen andern zur Beurtheilung blos stellen, oder doch blos zu stellen scheinen; mit andern Worten, die ihre Handlungen, Gesinnungen, Neigungen und Absichten der Gesellschaft zum Besten geben, oder wenigstens, preiß zu geben, das Ansehen haben wollen. Gegenstände der Unterhaltung, von denen angeblichermasen das Wohl und Weh des Staats abhängt, Kriegserklärungen und Friedensschlüsse, außerdem Familienauftritte und Beschäftigungen haben blos als solche, immer nur für einige in der Gesellschaft Reiz, und sind überdem bald durchgesprochen. Das nemliche ist der Fall, sobald und so lange über Kunst, Geschmack, Pracht, Reichthum und über sonstige äußere Vorzüge anderer geredet wird. Es nehmen nur immer einige Theil an der Unterredung, oder wenn auch alle; so geschieht dies doch nur zufälliger Weise. Ist hingegen die Frage davon, ob jemand jener äußern Vorzüge würdig sey, oder mischen sich Erzählungen ein, von Handlungen der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, des Wohlwollens, und ihrem Gegentheil; so sind diese im Stande, die Aufmerksamkeit

aller

aller Anwesenden ohne weiteres an sich zu ziehen, die bedrohende Langeweile zu verscheuchen und die Redenden beständig in Odem zu erhalten. Eitelkeit, Neid, die Sucht sich vollkommner zu dünken als andere, Unverträglichkeit und Rache haben dann gewöhnlich den Vorsitz in dergleichen Zusammenkünften. Während der eine die Thaten seines Freundes ausposaunt und anpreißt, damit man ihn, der einen solchen Freund hat, eben solcher Handlungen fähig halte; nimmt ein anderer daher den Anlaß, die Bewegungsgründe zu den belobten Thaten etwas näher zu beleuchten, und nicht etwa aus strenger Wahrheitsliebe, sondern, weil ihm der erstere, zusamt seinem Freunde verhaßt ist, ärgerliche Bemerkungen darüber zu machen. Die Gesellschaft kann übrigens eine der ausgesuchtesten und feinsten seyn, in welcher sich etwas von der Art zuträgt.

Aus dem Angeführten läßt sich zum Theil begreifen, warum Unterhaltungen über die zulezt genannten Gegenstände, so durchgängig und allgemein fesseln und beschäftigen. Ein jeder nemlich bringt seine Schoosneigungen mit in die Gesellschaft; er will unterhalten seyn, das heißt: jene Neigungen, die erst mit und in der menschlichen Gesellschaft entstehen, wollen von der gegenwärtigen Gesellschaft gepflegt und geschont seyn, und durch sie Stoff zur Befriedigung erhalten. Der Neid will Anlaß haben, sein Gift auszusprudeln. Die Eitelkeit und der Stolz wollen schimmern und glänzen. Die Rache will wüthen; und dies alles, ohne Aufsehen zu erregen; unter dem Schein der Tugend. Denn es giebt noch eine andere Neigung, die so gut sie kann, alle vorher erwähnten darnieder hält und verhütet, daß sie nicht in ihrer natürlichen Gestalt und Blöße erscheinen. Und dies ist die Neigung, für tugendhaft, für fehlerlos, aufrichtig, redlich, billig und so weiter gehalten zu werden, kurz, die Neigung zur Heucheley. Diese ist es dann auch, wodurch sich eine Gesellschaft den Namen einer verfeinerten oder civilisirten erwirbt — das Wort

in

in seiner gewöhnlichen Bedeutung genommen. Sie ist es aber auch, die alle Lästerungen, aus welchen von den genannten Quellen diese auch immer herfließen mögen, um ein großes entschuldigt.

Indem nemlich der gute Name eines Abwesenden geschändet, und die Gesellschaft vom Ehrenschänder, der sich dabey die Miene eines ganz unpartheiisch Urtheilenden giebt, getäuscht wird; indem dieser sich selbst hintergeht und wirklich besser zu seyn wähnt, als der gerichtete; stößt er plözlich und unwillkührlich, in der Beurtheilung auf einen Umstand, der ihn nahe anzugehen scheint. Er wird zu sich selbst gebracht. Ein unangenehmes Gefühl eigner Nichtswürdigkeit überwältigt ihn. Er geht, anfangs mit Sträuben in sein vorhin geführtes Leben zurück Dort sieht er nichts, als Mängel und Gebrechen. Es wird Schaam, es wird Reue, es wird Vorsatz sich zu bessern, und so geht allmählich ein neuer Mensch hervor. Der, dessen Ehre von ihm verunglimpft wurde, wird, wenn ihm anders an Rechtschaffenheit wirklich gelegen, und nicht etwa auch bey ihm alles Heucheley ist, jene Lästerung nicht sehr hoch anrechnen, sobald er erfährt, zu welcher unverhoften Wendung in der Denkungsart seines Feindes sie den nächsten Anlaß gegeben hat. So kann selbst ein Laster entfernter Weise die Quelle der Tugend werden!

Da es inzwischen vielleicht eine Neigung, andere zu beurtheilen, giebt, die nicht so unlautern Ursprungs ist, und dabey stärker als alle angeführten, verursacht, daß gesellschaftliche Unterhaltungen über sittliche Gegenstände so allgemein interessant sind; so wollen wir jezt dieser Neigung, ihrer Natur, ihren Quellen und Gränzen nachspühren.

Text:

Evang. Matthäi 7, 1.

Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

Wenn richten hier so viel bedeutet, als jemand einer Belohnung oder Strafe bestimmt für würdig erklären, wie es dann dies wirklich bedeutet; so muß etwas vorausgehen, welches, bevor noch gerichtet wird, besagt, ob jemand des Lohns oder der Strafe würdig seyn könne. Und dies ist ein Urtheil über die Handlung eines andern, wobey man sich noch nicht anmaaßt, auch über die Gesinnung, als den Grund der Handlung bestimmt und unbedingt abzusprechen: denn, wo nicht geurtheilt wird, kann eben darum nicht gerichtet, und also auch kein Gebot, nicht zu richten gegeben werden. Wenn daher Jesus sagt: richtet nicht, so ist der Sinn dieser; es ist euch erlaubt, (und diese Erlaubniß kann freilich nur mit Vertilgung der menschlichen Vernunft aufgehoben werden,) über die Handlungen anderer und über die Gesinnungen, aus denen sie entsprungen sind, zu urtheilen; ihr dürft aussagen, daß sie belohnt oder bestraft zu werden verdienen können, aber es ist euch nicht erlaubt, zu verdammen; sondern nur die Handlung, die ihr kennt, dürft ihr bestimmt für belohnungs- oder strafwürdig erklären; die Gesinnung, die ihr nicht kennt, dürft ihr blos beurtheilen, das heißt: ihr dürft nicht bestimmen wollen, daß auch diese des Lohns oder der Strafe würdig sey. Beurtheilet, aber verurtheilet nicht, damit euch nicht ein gleiches widerfahre.

Diese Auseinandersetzung der Textesworte führt zu folgenden zwey Untersuchungen:

1) Der Beurtheilung anderer, ihren Gränzen und Folgen, und
2) der Verurtheilung anderer nebst ihren Folgen.

Erster

Erster Theil.

Etwas beurtheilen, ist so viel, als über etwas urtheilen, und dies heißt schon mehr, als urtheilen überhaupt. Urtheilen überhaupt, oder, was das nemliche ist, ein Urtheil fällen, bedeutet, mehrere Vorstellungen als solche mit einander verknüpfen. Beurtheilen, oder über etwas urtheilen heißt, zugleich den Grund dieser Verknüpfung angeben, also: außer, oder mit dem schon gefällten, noch ein neues Urtheil fällen. Wenn man sagt: Judas ist ein Verräther; so wird geurtheilt. Versucht man es, den Grund seiner Verrätherey anzugeben; so wird er beurtheilt. Mit andern Worten: durch Verknüpfung der beyden Vorstellungen — Judas und Verräther — entsteht das Urtheil: Judas ist Verräther, durch Anführung eines Grundes dieser Verknüpfung, entsteht ein neues Urtheil, ein Urtheil über die Verrätherey des Judas, etwa dies: Ehr= und Geldgeiz machten den Judas zu einem Verräther. Von dieser neuen Verknüpfung muß wieder ein Grund angeführt werden können, und so fort an, bis vielleicht zu einem Grunde, über welchen, als den höchsten hinaus, nicht weiter gefragt, und also auch kein neuer Grund angegeben werden kann. Das bloße Urtheil gehört für den Verstand, als das Vermögen zu urtheilen; die Beurtheilung für die Vernunft, als das Vermögen zu schliessen. Der Verstand irrt seltener, denn er verknüpft blos, die Vernunft öfterer, indem sie den Grund dieser Verknüpfung anzugeben versucht, und da der Gründe mehrere seyn können, den einen leicht mit einem andern verwechselt.

Kinder, sobald sie sprechen lernen, urtheilen blos; sobald sie zu fragen anfangen, beurtheilen sie. Zu urtheilen ist Geschäft aller Menschen, die Verstand haben; zu beurtheilen nur derjenigen, die ihre Vernunft zu gebrauchen wissen; und richtig zu beurtheilen nur derer, die ihre Vernunft nicht blos gebraucht, sondern regelmäßig geübt und gebildet haben. Je weiter der Gesichts=

kreis der erstern reicht, desto mehrere, je enger er ist, desto weniger Urtheile fällen sie. Je weiter oder enger der Erkenntnißkreis der andern ist, desto mehrere oder wenigere sind ihrer Beurtheilungen; je länger, regelmäßiger und anhaltender die leztern ihre Uebungen im Beurtheilen fortgesezt haben, desto richtiger und treffender fallen diese Beurtheilungen aus. Sie erstrecken sich überhaupt über alles, was sich denken und erkennen läßt; nichts ist für sie zu klein und unbedeutend, nichts überschwenglich oder zu gros. Der menschlichen Beurtheilung muß sich das feinste und gröbste, das nächste und fernste, das tiefste und höchste, das heiligste und ärgste unterwerfen.

Am füglichsten lassen sich alle zu beurtheilende Gegenstände auf folgende zwey Arten zurückbringen: sie sind entweder bloße Sachen oder Handlungen, und in der Beurtheilung beyder läßt sich entweder auf allgemeine Beystimmung aller, die zu urtheilen vermögen, Anspruch machen, oder nicht; je nachdem die Gründe der Urtheile blos in den einzelnen Beschaffenheiten des Urtheilenden gelegen, und also zufällig sind, oder in so fern sie sich auf die Natur der Sachen und Handlungen, und auf wesentliche Eigenschaften der Urtheilenden gründen, und den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Bey Urtheilen über Sachen, die von aussen her in die Sinne fallen — über Gegenstände der äussern Erfahrung — heißt derjenige unerfahren, der Vorstellungen mit einander verbindet, zu deren Verknüpfung die Erfahrung keine Gründe anbietet; der z. B. von einem Pallast aussagt: er sey ein Wohnhaus. Bey Urtheilen über Sachen des Verstandes und der Vernunft, heißt derjenige unkundig oder unverständig, der Erfahrungserkenntnisse, zu denen der Grund im Verstande liegt, gegen oder ohne diesen Grund verknüpft, der einen, kurz vor dem Ausbruche eines Krieges erschienenen Cometen für die Ursache dieses Krieges hält.

Un-

Unwissend wird derjenige genannt, der Erkenntnisse, die in der Vernunft begründet sind, ohne Rüksicht auf diese Gründe verknüpft, der z. B. um alles weitere Nachfragen kurz und gut abzuschneiden, die Gottheit unmittelbar für die Ursache einer Naturbegebenheit ausgiebt. Durch Zurechtweisen, Belehren und Aufklären ist Uebereinkunft zwischen den genannten und denen, die das Gegentheil von ihnen sind, möglich.

Wenn bey Gegenständen des innern Sinnes — der innern Erfahrung — über einzelne Empfindungen geurtheilt wird; so bescheidet sich ein jeder der Miturtheilenden, daß er, was seine Empfindungen betrift, nicht fordern könne, sie sollten die nemlichen auch bey einem andern seyn, denn er überzeugt sich leicht, daß der Grund des Urtheils, warum er z. B. etwas angenehm, oder unangenehm, wohlschmeckend oder widrig, rauh oder glatt nennt, bey ihm ein anderer, als bey dem Miturtheilenden seyn könne, so daß dieser etwa bey festern Nerven angenehm und erquickend nennt, was für jenen bey stärkerer Reizbarkeit schon peinigend seyn würde. Ueber einzelne Empfindungen geräth man nicht leicht in Streit, denn man sieht voraus, daß dabey an keine Uebereinstimmung im Urtheilen zu denken sey.

Wenn über schöne oder erhabene Gegenstände der Natur oder der Kunst, nach Gefühlen des Schönen oder Erhabenen geurtheilt wird, kurz, wenn Geschmaksurtheile gefällt werden; so hoft man zwar, daß alle Miturtheilenden das, was man schön oder häßlich, erhaben oder gemein findet, auch dafür anerkennen werden; indem vorausgesezt wird, daß alle den nemlichen Sinn dafür haben. Sollte sich inzwischen das Gegentheil dieser Hofnung hervorthun, und ein anderer das, was man selbst schön nennt, häßlich finden; so wird man entweder in sein eignes oder in das Urtheil dieses andern Zweifel zu setzen, geneigt seyn, aber niemals, wie bey bloßen Empfindungen, voraussetzen, daß man

gar keine Uebereinstimmung erwarten dürfe: indem der Geschmak ein eben so vieldeutiges Ding sey, als die Fertigkeit im Empfinden. Man sezt im Gegentheil als ausgemacht voraus, daß der Geschmak überall der nemliche sey, und daß man, was die Verschiedenheit der Urtheile im vorliegenden Falle betrift, einer oder andererseits, seinen Geschmack noch nicht hinreichend gebildet habe. Würde dieser erst bey dem einen oder andern die gehörige Bildung erhalten haben; so sey weiter kein Zweifel, man werde sich darüber vereinigen, was an dem gegenwärtigen Gegenstande schön oder häßlich zu nennen sey.

Alle menschlichen Handlungen, insofern Verstand und Vernunft Antheil an ihnen haben, werden entweder deswegen unternommen, weil unmittelbar aus ihnen selbst, oder mittelbarerweise aus ihren Folgen, Vortheile für den Handelnden, oder auch für andere, wobey aber der Handelnde sich selbst nicht vergißt, herfließen. Oder sie werden ohne Rüksicht auf alle möglichen Folgen, unbedingt verrichtet, weil sie nach gewissen Gesetzen, die sich ein jeder nothwendigerweise selbst giebt, verrichtet werden sollen.

Bey Handlungen, die unmittelbar und zunächst Nutzen zu ihrem Zweck haben, die nüzlich sind, heißt derjenige ungeschikt, der die Regel, nach welcher dieser Zweck zu erreichen steht, nicht kennt, oder nicht zu gebrauchen versteht; der reich werden mögte, aber nicht weiß, wie er es anzufangen hat, oder der es von einer unrechten Seite angreift. Unverständig wird derjenige genannt, der unrichtig über den Geschikten oder Ungeschikten urtheilt. Bey Handlungen, die mittelbar und entfernter Weise Nutzen zum Ziele haben, die zuträglich sind, heißt derjenige unklug oder thörigt, der zwar den Zweck hat, aber die Mittel zur Erreichung desselben nicht kennt, oder, wenn er sie kennt, verkehrt anwendet, und so seinen Zweck vereitelt, statt ihn zu befördern; der ein

hohes

hohes Alter zu erreichen sucht, aber ohne sich mit den Regeln der Diätetik bekannt, oder einen zwekmäßigen Gebrauch von ihnen zu machen. Wer über einen Klugen oder Thoren unrichtig urtheilt, heißt unvernünftig.

Es giebt endlich, oder sollte doch Handlungen geben, die weder unmittelbarer noch mittelbarer Weise Vortheil — einzelnes Vergnügen oder Glückseligkeit — zum Ziele haben, sondern verrichtet werden, um einer Aufgabe der Vernunft, nemlich der: einen guten Willen zu haben, Genüge zu leisten, und das Gesetz der Vernunft, welches diesen guten Willen zu haben gebietet, ohne weitere Rüksicht, blos um sein selbst willen, zu erfüllen. Wer diesem Gesetz und diesem Zweck entgegen handelt, heißt lasterhaft. Wer ohne Rüksicht auf Zweck und Gesetz Handlungen unternimmt, die nicht ohne Rüksicht auf beydes hätten unternommen werden sollen, wird ungesittet genannt. Wer über angeblich sittliche oder unsittliche Handlungen unrichtig urtheilt, heißt unweise, wenn der Grund des unrichtigen Urtheils in der Vernunft; boshaft, wenn er in einem bösen Willen zu suchen ist.

Es ist verdrüßlich, sich in Absicht auf Verstand und Geschiklichkeit von andern falsch beurtheilt zu sehen. Es erbittert, das nemliche in Absicht auf Vernunft und Klugheit von ihnen zu erfahren. Aber es empört, wenn sie uns der Unsittlichkeit und eines bösen Willens beschuldigen: denn was Weisheit im Entschliessen und Handeln betrift, so glaubt keiner darin dem andern nachzustehen, und wenn er auch eine lange Reihe eigner Vergehungen gegen das Gesetz dieser Weisheit, einräumt, so weiß er doch tausend Entschuldigungen anzubringen, die diesen Vergehungen den Anstrich bloßer Uebereilungen geben, und ihn gegen den Vorwurf der Bosheit — einer muthwilligen Uebertretung jenes Gesetzes — rechtfertigen sollen, und oft, wo nicht immer, wirklich rechtfertigen. Was aber eben diese Weisheit im

Be-

Beurtheilen betrift; so maßt sich zwar nicht ein jeder einen gleichen Grad derselben an, aber er verlangt doch, daß andere, die über ihn urtheilen, dies immer aus reinen Vernunftgründen thun, und ihm nicht aus bösen Willen, einen bösen Willen schuld geben sollen.

Ueber Kunst und Geschiklichkeit mit einander einig zu werden und zu bleiben, ist keine Hofnung; denn die Erfahrung kann immer passendere und bequemere Regeln an die Hand geben. Jenes wird inzwischen auch von niemand gehofft. Ueber Klugheit sich zu vereinständigen, das erwartet man wohl, aber man bescheidet sich doch auch, daß der eine etwas für zuträglich halten könne, was der andere nicht dafür hält, weil er den Zweck nicht hat, wozu es jenem als Mittel dient. Daß aber ein jeder denselben sinnlichen Zweck — einen Zweck der Klugheit — wirklich habe, kann niemand voraussetzen, außer nur unter Voraussetzung eines andern, nicht sinnlichen Zwecks, eines Zwecks der Weisheit, der es ihm zur Pflicht macht, nicht blos anräth, auch jenen sinnlichen Zweck zu haben Daß alle und jede über ihre Gesundheit wachen, um ein hohes Alter zu erreichen, oder um desto länger zu genießen, kann niemand unbedingt behaupten, indem es vielleicht mehrere giebt, die kein hohes Alter erreichen wollen, oder des Genusses überdrüßig sind. Wenn dennoch behauptet wird, alle hätten jenen Zweck; so wird dabey vorausgesezt, daß jeder einen gewissen andern Zweck haben solle, nemlich den: dem Gesetz der Vernunft, das unbedingt das Leben zu verkürzen verbietet, nicht zu widersprechen. Zwecke der Klugheit, blos als solche, kann ein jeder haben, und hat sie auch wohl wirklich; aber er muß sie nicht, und noch weniger soll er sie haben. Es ist also auch hier keine unbedingte Uebereinkunft zu hoffen.

Ueber Sittlichkeit hingegen hofft man nicht blos, sondern man fordert sogar allgemeine und unbedingte Uebereinstimmung; weil

weil hier erstlich der Zweck bey allen der nemliche ist, den sie sich nicht nach Belieben selbst geben, sondern der ihnen allen von der menschlichen Vernunft aufgegeben ist; und weil zweytens durch eben diese Vernunft das Gesetz, wornach, und die Mittel, wodurch jener einige, unbedingte Zweck erreicht werden kann, mitgegeben sind. Hieraus entspringt nun auf die ungezwungenste Art von der Welt eine sehr rühmliche Neigung, (man könnte sie, in so fern die Sinnlichkeit gar keinen Antheil daran hat, eine Neigung der Vernunft nennen,) die Neigung, andere zu beurtheilen, nicht in wie fern sie Geschmack oder Geschicklichkeit haben, oder für klug gelten können; sondern nur, in so fern sie, als die nemlichen Vernunftwesen, denselben Zweck, das nemliche Gesetz für die Erreichung dieses Zwecks haben, und den Willen haben sollten, die Mittel, welche das Gesetz befiehlt, zur Erreichung eben des Zwecks anzuwenden. Das Interesse ist hier bey allen rein, und das nemliche. Jener Zweck, jenes Gesetz ist ihnen ohne Ausnahme ehrwürdig und heilig. Und während der eine über die Handlungen des andern, die Beziehung auf diesen gemeinschaftlichen Zweck haben, urtheilt, kann er nicht umhin, seine eigne Gesinnung an diesen Handlungen zu probiren; ob er nemlich in demselben Falle, unter denselben Umständen, mit Zuziehung seiner Vernunft, sich zu der nemlichen Handlung freywillig entschlossen haben würde, oder nicht?

Mit dem Ursprunge dieser achtungswürdigen Neigung (die selbst dem verworfensten Menschen niemals ganz abzusprechen ist, und ihn auch in so fern immer noch zu einem achtungswürdigen Wesen macht), und mit ihrem Gegenstande — andere Menschen, blos als Vernunftwesen betrachtet — sind zugleich die Gränzen derselben angegeben.

Wenn nemlich davon die Frage ist, ob jemand einer Handlung wegen klug oder unklug zu nennen sey; so läßt sich das wohl durch die ersten oder auch zuerst nächsten Folgen derselben, die vor-

vorausgesehen werden, ausmachen, indem diese als nüzlich oder schädlich, oder als keines von beyden befunden werden. Was aber die weitern Abfolgen betrift, wenn nemlich der Plan des Handelnden sehr weit aussehend ist; so ist die Entscheidung darüber, ob er am Ende klug oder als Thor bestehen werde, schwer, und in vielen Fällen unmöglich. Indessen gesezt auch, es liesse sich hierin gleichfalls zur Gewißheit gelangen; so ist doch damit noch lange nicht über den sittlichen Werth der nemlichen Handlung entschieden, denn dieser wird nicht durch ihre Folgen bestimmt.

Um auszumachen, ob die Handlung eines andern sittlichen Werth habe, müßte erwiesen werden, daß sie von einem guten Willen herrühre. Und um dies zu beweisen, müßte man genau dieselben Umstände unter Augen haben, unter denen gehandelt wurde. Dies ist nun nichts geringes. Aber gesezt auch, es wäre möglich, so müßte man sich außerdem in die Lage des andern, in seine Art zu denken und zu empfinden, genau versetzen können, um gewahr zu werden, wie viel Antheil, Zwang von innen, Erziehung, Gewöhnung, Neigungen, Leidenschaften 2c. an der Handlung selbst haben. Und das ist jederzeit unmöglich. Aber wenn auch dies möglich wäre, so ist und bleibt es doch schlechterdings unmöglich, durch Erfahrung auszumachen, was für Antheil der freie Wille des Menschen an einer vorkommenden Handlung habe; indem eine Handlung, deren Grund nicht wieder nothwendig bestimmt ist, wie dies bey einer Willenshandlung verlangt wird, kein Gegenstand einer möglichen Erfahrung seyn kann. Man wird also zwar von der Handlung eines andern in vielen Fällen bestimmt und mit Gewißheit voraussagen können, sie sey nützlich oder schädlich, aber niemals, außer nur bedingt, und unter der Voraussetzung, gewisse Hindernisse seyn nicht da gewesen; — sie sey sittlich oder unsittlich. Geschieht dies dennoch; so fällt man ein Urtheil über den Balken in dem Auge eines

andern,

andern, wobey man den Splitter in dem seinigen, der am eignen richtigen Sehen unvermeidlich hindert, vergißt.

Unser sittliches Urtheil über andere, erstrekt sich also nur auf den vermutheten sittlichen Werth oder Unwerth ihrer Handlungen, auf den vermutheten guten oder bösen Willen in Verrichtung derselben. Und dies um so mehr, da wir nicht einmal mit völliger Gewißheit auszumachen und zu erkennen im Stande sind, welchen Antheil an unsern eignen Entschliessungen und Handlungen der freie Wille, und welchen Antheil daran andere unbezwingliche Hindernisse haben; kurz, da wir den Splitter in unserm eignen Auge kaum finden, geschweige dann ausziehen können, obgleich er nichts destoweniger ausgezogen werden soll.

Das Recht über andere in Absicht auf die Moralität ihrer Handlungen öffentlich, obgleich immer nur bedingt zu urtheilen, wird sehr durch die Verhältnisse derselben zur Gesellschaft eingeschränkt. Es kann moralisch nachtheilig für sie werden; sie können z. B. in eine ihrem Wachsthum im Guten sehr hinderliche Sicherheit gerathen, wenn wir bey allen Gelegenheiten unser Urtheil über die vermuthliche Güte ihres Willens kund machen; wir können andere außer ihnen, sie selbst, und uns durch zu oft wiederholte Lobpreisungen täuschen. Es kann eben so für ihre Bedürfnisse, für ihren Wohlstand schädlich werden; sie können in unverdientes Elend, in Verachtung und Schande gerathen, wenn wir überall aussagen, von der Regellosigkeit und Gesetzlosigkeit ihrer Handlungen müsse wohl ein böser Wille die Schuld tragen. Es ist unrecht, jemand geradezu einen bösen Willen schuld zu geben; es ist aber auch nicht immer recht, seine Vermuthung über einen bösen Willen bey andern, ohne weiteres laut werden zu lassen, und ihrem guten Namen Abbruch zu thun; gesezt auch, man glaube für sich, sie verdienten diesen guten Namen nicht. Wer vollends andern unmoralische Absichten, die sie vermöge der

Umstände nicht haben konnten, listiger Weise andichtet, der lästert, und wer gar unsittliche Handlungen, die sie nicht verrichtet haben, von ihnen erzählt, der verläumdet. Beydes ist pflichtwidrig, nicht etwa blos darum, weil es ihnen Schaden bringt, sondern auch hauptsächlich deswegen, weil dadurch die eigne moralische Gesinnung verderbt, und die übrige Gesellschaft, ein jeder in seinen sittlichen Urtheilen über andere und über sich selbst irre geleitet wird. Ueberhaupt lassen sich die Gränzen der Beurtheilung anderer in moralischer Hinsicht, mit zwey Worten angeben: die Beurtheilung nemlich muß selbst moralisch seyn.

Diese moralische Beurtheilung muß nun sowohl für den Beurtheilenden als für den Beurtheilten von Folgen seyn, die hier näher erwogen zu werden verdienen.

So wenig es möglich ist, über unsern eignen moralischen Werth bestimmt zu entscheiden; so und noch weniger möglich ist es, andere in dieser Rüksicht genau und richtig zu schätzen. Es ist wahr, ein wundersames Gefühl in uns, das moralische, giebt uns für einzelne Fälle sehr bestimmten Aufschluß über unsere Würdigkeit oder Unwürdigkeit, aber dies doch nur zu und nach der Zeit, wo wir handelten, und für diese einzeln Handlungen und Entschliessungen. Wir achten oder verachten uns selbst, diesem Gefühl zu folge, jedesmal nach geschehenen Willensäußerungen Und diese Achtung oder Verachtung kommt so oft wieder, als wir uns der gehabten Willensäußerungen wieder bewust werden Aber dabey läßt sich niemals genau der Grad angeben, in welchem wir uns jedesmal schätzen oder nicht schätzen sollten, indem jenes Gefühl nur im Allgemeinen Billigung oder Misbilligung andeutet, nicht aber einen bestimmten Grad derselben ankündigt. Unsern ganzen moralischen Werth nach diesem Gefühl bestimmen zu wollen, ist vergeblich, denn ihn giebt kein Gefühl, und das moralische aus den angeführten Gründen nicht an.

Eben

Eben so vergeblich ist dies in Absicht auf andere, denn die Mahnungen des moralischen Gefühls in uns, können wir auf sie nicht übertragen, und also auch nicht über den sittlichen Werth einer einzigen ihrer Handlungen entscheiden. Das Maas, womit wir zu messen versuchen, so richtig dasselbe theilweise für unsere Gesinnungen und Handlungen taugen mag, ist unrichtig, und nur zum Theil tauglich, sobald wir ihren ganzen Werth darnach beurtheilen wollen. Wenn wir also von jemand sagen, wir achteten oder verachteten ihn; so ist das erstlich niemals von seinen Gesinnungen, sondern nur von seinen Handlungen zu verstehen, und zweitens von diesen Handlungen nur in so fern, als sie auf gute oder böse Gesinnungen, aber nur vermuthlich schließen lassen. Aus diesem Vermuthlich ergiebt sich zugleich, daß die Achtung oder Verachtung anderer, so wie wir sie in Gedanken haben, niemals ganz gerecht seyn könne, und daß es noch weniger gerecht seyn werde, ihnen geradezu Achtung oder Verachtung auch in Worten und Werken zu beweisen. Da es inzwischen nicht etwa blos unhöflich, sondern auch lieblos und ungesittet seyn würde, andern, weil man sie nicht mit Gewißheit schätzen kann, auch keine Achtung öffentlich zu beweisen; so bezeigen wir ihnen diese zwar, aber immer unter der Voraussetzung ihrerseits, daß wir vermutheten, sie wären dieser Achtung würdig. Verlangen sie mehr, wollen sie, wir sollen davon überzeugt seyn; so verlangen sie etwas unmögliches, so wollen sie nicht Anerkennung ihres Verdienstes, nicht Achtung; sondern Heucheley, Unterwürfigkeit und Schmeicheley, — eine Anmuthung, die ein jeder aus Achtung gegen sich selbst, von sich abweisen sollte.

Achtung dürfen wir andern erweisen, und es kann nach den Umständen Pflicht werden, sie ihnen zu erweisen; aber es kann niemals Pflicht werden, ihnen Verachtung zu erkennen zu geben; selbst nicht, wenn wir dieselbe aufs stärkste gegen sie zu fühlen glauben; indem es nichts leichtes ist, zu unterscheiden, wie viel

Antheil an diesem Gefühl die bloße, baare Handlung eines andern, und wie viel Antheil daran der Einfluß dieser Handlung auf unser Wohl= oder Uebelbefinden habe. Es ist oft nur Ausbruch des Neides, des Stolzes, der gekränkten Eitelkeit und Ehrsucht, was man für gefühlte Verachtung hält. Oder man verwechselt auch wohl ein Urtheil über die Klugheit anderer, mit einem Urtheil über ihre Weisheit, giebt ihnen Unsittlichkeit schuld, wo doch nur Thorheit statt findet; indem man vergißt, daß Thoren zu gleicher Zeit sehr weise, und daß die Klügsten zugleich die Unweisesten seyn können. Ein blos die Pflicht vor Augen habender und darnach handelnder Mann kann als ein Thor befunden werden, denn die Pflicht für sich hat nichts mit Vortheil oder Nachtheil zu schaffen. Ein Kluger, der seinen Vortheil zu rechter Zeit wahrnimmt, kann eben darum lasterhaft seyn, und in dem Urtheil über beyde kann eben darum ein Irrthum begangen werden, weil man die Stimme der Klugheit fälschlich für die Stimme der Weisheit hält, eine Täuschung, zu welcher das menschliche Herz nur zu sehr geneigt ist. Ist diese Verwechselung erst geschehen, so wird eben so leicht der Verdruß über den Mangel an Klugheit, den man sieht, mit der Verachtung der Gesinnung, die man nicht siehet, verwechselt. Drükt sich nun diese so genannte Verachtung in Worten und Zeichen aus, so wird getadelt, wer gelobt; verachtet, wer geachtet werden sollte.

Verachtung dürfen wir andern nie beweisen, und es kann auch nicht einmal für den peinlichen Richter Pflicht werden, dem Verbrecher, den er innerlich verachtet, auch äußerlich Verachtung, als solche zu erkennen zu geben; weil er es niemals zur völligen Gewißheit bringen kann, in wie weit jener den Namen eines Bösewichts oder blos den eines Unglüklichen verdient. Er kann blos sagen: du hast, wie du bekennst, das angeschuldigte Verbrechen begangen; das Gesetz hat, wie du weißt, Strafe an dies Verbrechen geknüpft; du hast also in so fern diese Strafe

ver=

verdient, und sie wird an dir vollzogen werden. Weiter reicht die richtende Gewalt, auch selbst des mächtigsten und weisesten unter den Menschen, nicht. Wohl ihm, wenn er Achtung vor dem Gesetz hat, und es fühlt, daß er sich im Uebertretungsfall verachten würde! den Verbrecher darf er wenigstens diese Verachtung nicht fühlen lassen, wenn er ganz gerecht verfahren will; und mehr wird ja von ihm, als Richter, nicht gefordert.

Also dürften wir wohl unsere Neigung, moralisch über andere zu urtheilen, gar nicht befriedigen, denn ihre Befriedigung ist ja unausbleiblich mit Achtung oder Verachtung dieser andern verbunden? Eben darum ist es Pflicht, sie zu befriedigen, nicht um die Menschen überhaupt gering zu schätzen, zu verachten, oder wohl gar zu hassen, wenn wir die meisten ihrer Handlungen, der Quelle nach, unlauter finden: denn das kann niemals Pflicht werden; sondern nur, in wie fern jene Achtung oder Verachtung eigentlich uns selbst trift.

Während wir ein Urtheil über eine Handlung, als aus einem vermuthlich bösen Willen entsprungen, fällen, und die Handlung nebst der Gesinnung, deren Abdruck sie ist, verachten, entsteht Achtung gegen uns selbst, die wir verabscheuen, was uns Abscheu zu verdienen scheint. Und dadurch muß unser Wille, dem Gesetz zu folgen, das durch jene Handlung verlezt ist, gestärkt werden. Wir werden in einem ähnlichen Falle weniger leicht zu einer solchen Handlung zu bewegen seyn. Andererseits, indem eine Anspruchslose, blos reine Einfalt des Herzens, und einen guten Willen unverkennbar an sich tragende That unsere ganze Achtung mächtig auf sich zieht, aber zugleich damit in unserm Innern ein sehr unangenehmes Gefühl erzeugt wird, das uns an unsere eigene Schwäche mahnt, und uns durch die Erinnerung an eigne ehemalige Handlungen, die das Gegentheil von der vorliegenden sind, peinigt, kurz indem wir andere achten und

uns

uns unmittelbar damit verachten, wird das moralische Gefühl in uns gestärkt; das von uns ehemals verlezte Gesetz steht jezt in seiner ganzen Majestät vor den Augen des Geistes; wir sind uns unsrer Schwäche bewust, aber auch dieses Gesetzes, und unsrer Achtung vor demselben. Wir fassen Muth, es kommt zu dem Entschluß, künftig keine solche Handlung wieder zu begeben, und unsere Neigungen, die uns damals im Wege waren, nachdrüklich zu bekämpfen.

Verdient irgend etwas den Namen der Buße; so ist es dies leztere, und verdient irgend etwas den Namen der Nachahmung in moralischer Rüksicht; so ist es jenes gewekte Gefühl und der daher genommene Entschluß. So entsteht also Buße aus der durch die Achtung anderer gewekten eignen Verachtung; Nachahmung aus der durch die Beurtheilung anderer gewekten Achtung vor diesem andern und uns selbst. Es gleicht diese Nachahmung der Nachahmung des Künstlers, in so fern er nicht die Züge und Striche, des Dichters, in so fern er nicht die Worte und Wendungen, die Gedanken und Bilder eines vorliegenden Originals nachbildet, kurz in so fern beyde nicht nachäffen sondern durch den Geist, der im Original webet, ihren eignen Geist, und ihr Genie wecken lassen, das dann frey und fessellos, wie das Genie dessen, der das Muster schuf, wirkt, und wieder ein Muster erzeugt.

Diesen gesegneten Einfluß hat die moralische Beurtheilung anderer moralischen Wesen auf die Beurtheilenden selbst. Das Gesetz, das alle befolgen sollen, tritt dadurch nach und nach aus seiner Dunkelheit hervor, der Zweck, den alle haben sollen, wird allmählig erkannt, die Nothwendigkeit, seinen Willen diesem Gesetz zu unterwerfen, um diesen Zweck zu erreichen, wird anfangs blos gefühlt und endlich eingesehen; der Wille wird durch den bey andern vermutheten guten Willen, selbst biegsamer, schmiegt sich

dem Gesetz enger an, und befolgt es leichter und mit größerer Freudigkeit.

Die Folgen für den Beurtheilten sind nicht minder wichtig. Es ist dem Menschen überhaupt natürlich, Mißtrauen, nicht zwar in die Kräfte seines Geistes selbst, aber doch in die Anwendung derselben zu setzen. Er schließt sich daher, was den Gebrauch betrift, den er von seinem Verstande und von seiner Urtheilskraft zu machen hat, gern an den Verstand und die Urtheilskraft anderer an, in der Voraussetzung, daß wenn seine Urtheile mit den Urtheilen so vieler übereinkommen sollten, er es treffen, und dem Gesetz der Vernunft — dem ihm beywohnenden Sittengesetz — im Entschliessen und Handeln. nicht widerstreiten werde; denn dies Gesetz ist es eigentlich, das er, ihm selbst unwissend, verehrt, und gegen das er sich nicht gern eines Fehlers schuldig machen mögte. So edel ist die Quelle, aus der jenes Mißtrauen herfließt, das dann oft genug auf die unedelste Art von schlauen Köpfen gemißbraucht worden ist; indem sie alle erdenkliche Vortheile daraus zu ziehen wußten, daß sie den, der sich gutherzig hingab, und ihnen als Wegweisern auf dem Fußsteige zur Tugend folgen wollte, von diesem Fußsteige ab, in die Labyrinthe des Wahns und in das Gebiet der bloßen Hirngespinste führten, und ihn dort seinem eignen Schiksal überließen. — Mißgeleitet von seinem eignen Verstande, der fremden Beystand forderte; mißgeleitet von andern, die ihm die Nothwendigkeit ihres Beystandes vorspiegelten, und zum Theil selbst durch fremden Verstand mißgeleitet waren; irre geführt durch seine eigne Vernunft, die das Heiligste in ihr irgendwo außer ihr zu sehen wähnte, mußte er sich wohl dem blinden Glauben und den Verwesern dieses Glaubens in die Arme werfen, selbst allmählig verblinden und so in einen blos leidentlichen Zustand gerathen. Die alte Hierarchie und die Herrschaft über die Gewissen, ist ein trauriger Beleg zu dieser Bemerkung.

So viel Unheil also auf der einen Seite aus diesem Mißtrauen entspringen mag, wenn es von andern gemißbraucht wird, so kann und muß es gleichwohl für die am Geiste Schwachen von den heilsamsten Folgen seyn, wenn sie in ihrem Thun und Lassen anfangs auf die Stimme und das Urtheil der übrigen hören, nicht zwar, um sich lediglich darnach zu bestimmen, denn das wäre wieder die alte Sclaverey der Seelen, nur unter einem andern Namen — sondern um dadurch auf die Stimme ihrer eignen Vernunft aufmerksam gemacht zu werden, und um ihren Sinn für das Vernehmen dieser anfangs leise redenden Stimme zu schärfen. Die Stimme des Volks ist also für den, der handeln soll, in so weit eine sehr ehrwürdige Stimme, als sie von der Sprache seiner eignen Vernunft, die er noch nicht völlig versteht, in nichts verschieden ist. Gutmüthige Menschen haben sich daher auch niemals geradezu über diese Volksstimme, über Ehre und Schande, wie man sagt, hinweg gesezt. Der große Haufe kann freilich in seinen Urtheilen über Moralität, wie aus dem vorigen klar ist, und muß sogar oft darin irre geleitet werden; allein diese Irrthümer müssen eben so zu strengern Untersuchungen Anlaß geben, und die Wahrheit wird endlich, wenn auch anfangs nur von wenigen, erkannt werden. Wenigstens kann diese Bemerkung den, der noch nicht am Gängelbande zu gehen vermag, und der sie ohnehin zu machen nicht im Stande ist, keineswegs verleiten, allein gehen zu wollen. Erst, wenn er mit seinen Begriffen von Recht und Unrecht; von Pflicht und Tugend im Reinen ist, den Zwek seines Daseyns und seine Bestimmung als Mensch, deutlich eingesehen und erkannt hat, erst dann darf er ohne eine andere außer der Rüksicht auf das Gesetz, das er sich nothwendigerweise selbst giebt, und auf den Richter in ihm, der unausbleiblich sein Schuldig oder Unschuldig über ihn ausspricht, beschliessen, anfangen und vollenden, und dabey darf er zugleich überzeugt seyn, daß die Stimme aller Tugendhaften, sobald sie den Sinn seiner Handlungen zu ahnden vermögen, für ihn sprechen

werde,

werde, was auch immer das Volk, durch Vorurtheile und Irrthümer geblendet, über ihn und seine Unternehmungen sagen und erkennen mag.

Aus dem Angeführten ergiebt sich, wie wichtig und nöthig es sey, daß ein jeder, der dazu im Stande ist, seine Meinung über jede menschliche Handlung, die auf den höchsten Zweck der Menschheit, auf die sittliche Bildung und Veredlung der Menschen Bezug hat, öffentlich, laut und unverholen zu erkennen gebe. Eben dies ist es auch, was Geschichtsbüchern, in so fern sie pragmatisch geschrieben sind, einen so großen Werth und so viel Anziehendes giebt. Ein jeder mißt unter dem Lesen, oft ohne sich dessen deutlich bewußt zu seyn, seine Kräfte, seinen Willen, seine guten und bösen Entschlüsse und Gewohnheiten, mit den Kräften derer, die gleichsam unter seinen Augen, aus Gründen, die gleichfalls vor ihm liegen, handeln, und entschließt sich nicht selten, nicht ihre Thaten nachzuahmen, oder eben so klug, sondern eben so vernünftig, so tugendhaft, gerecht, aufrichtig u. s. w. zu werden, wie sie; oder sich sorgfältiger und strenger als sie, vor Fehlern und Lastern zu hüten.

Die bisherige Untersuchung hat blos den Weg bahnen sollen zu der andern: über Verurtheilung und Verdammung, oder über den tiefen Sinn der Worte des Erlösers: Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.

Zweyter Theil.

Wenn diese Worte mehr sagen sollten, als: verurtheilet oder verdammet einander nicht, in Absicht auf eure Gesinnungen, wenn sie zugleich ein Verbot enthielten, jemandes Handlungen, blos als solche, für Belohnungs- oder Strafwürdig zu erklären; so würde es um alle und jede Staatsverfassungen übel bestellt seyn. Diese werden bekanntlich blos durch Gesetze aufrecht erhalten, und das Ansehen dieser Gesetze kann hauptsächlich nur dadurch behauptet werden, daß die Uebertreter derselben zur Verantwortung vor Gericht gezogen werden, wo dann nach geschehener Untersuchung über sie abgeurtheilt und gerichtet wird, so daß gerechte Strafen sie treffen; während die, welche den Gesetzen gehorchen, wenigstens das zum Lohne davon tragen, daß sie sicher und ohne Gefahr unter dem Schutze dieser Gesetze neben und mit einander leben können.

Das Urtheil über Leben und Tod, über Züchtigung und Loslassung, gehört für den Gesetzgeber und Richter, und betrift blos die Handlung dessen, der verurtheilt oder losgesprochen wird, in so fern von ihm das Leben, die Ruhe und der Wohlstand der übrigen gefährdet ist, oder nicht Uebrigens mögen seine Gesinnungen in einem vorliegenden Falle gewesen seyn, von was Art sie wollen; wenn er nur nicht ohne allen Verstand und ohne das mögliche Bewustseyn von dem Daseyn eines bürgerlichen Gesetzes über den Fall, zu Werke gieng. Wollte der Richter den Verbrecher auch wegen seiner un- oder inmoralischen Gesinnung verurtheilen und bestrafen lassen; so würde er sich ein Recht anmassen, das sich (da niemand weiß was in dem Menschen ist, ausser der Geist des Menschen, der in ihm ist,) vernünftiger Weise kein Mensch anmaßen sollte; er würde einen Versuch machen, zu verurtheilen, was er nicht einmal mit Gewißheit beurtheilen kann, und man würde in diesem Falle selbst dem Richter mit Grunde zurufen: Richte nicht.

Soll

Soll es indessen wenigstens möglich seyn, einen andern seiner Gesinnungen wegen verurtheilen zu wollen; so muß ein Gesetz da seyn, nach welchem dies geschehen kann, aber nicht geschehen darf; denn ohne alle Gesetze findet kein Urtheilen über andere, geschweige ein Verurtheilen derselben Statt. Ein willkührlich gegebenes Gesetz kann dies nicht seyn, denn von der Art sind alle bürgerlichen Gesetze, als solche, und nach diesen darf und soll sogar geurtheilt und gerichtet werden. Es muß das von der Vernunft selbst dem Willen eines jeden zur Befolgung gegebene Gesetz — das Sittengesetz — seyn, an welches die Handlungen anderer zu halten, und die vermutheten Gesinnungen derselben damit zu vergleichen zwar erlaubt seyn (denn darinn besteht hauptsächlich die Beurtheilung anderer als moralischer Wesen,) aber nach welchem sie zu verurtheilen, des Lohns oder der Strafe würdig zu erklären, das nemliche Gesetz schlechthin verbieten muß, in so fern bey einer jeden Verurtheilung dieser Art eine Ungerechtigkeit, wo nicht wirklich begangen wird, doch wenigstens begangen werden kann. Und auf diese Möglichkeit eine Ungerechtigkeit zu begehen, darf es bekanntlich nach jenem Gesetz nicht hingewagt werden.

Wenn also bürgerlich gerichtet wird; so ist hier die strengste Gerechtigkeit möglich, denn das Gesetz liegt klar vor Augen, die dem Gesetz gemäße oder widerstreitende Handlung gleichfalls, nicht weniger die durchs Gesetz bestimmt angegebene Strafe oder Belohnung. — Wenigstens kann und sollte dies alles klar vor Augen liegen. Wenn dagegen nach dem Sittengesetz moralisch zu richten versucht wird; so liegt zwar eben dies Gesetz auch klar und bestimmt vor uns, aber nicht so die Gesinnung, über welche gerichtet, noch die Strafe oder Belohnung, die zuerkannt werden könnte; denn jenes Gesetz ist nicht an und für sich mit Drohungen oder Verheissungen verknüpft, es bedarf auch einer solchen Stütze nicht, um sein Ansehn aufrecht zu erhalten. Es ist, ohne

sie, in sich selbst begründet, bleibt ohne sie in seiner Heiligkeit, ja es würde sogar durch sie von dieser Heiligkeit einbüßen. Daß gleichwohl mit seiner Befolgung oder Nichtbefolgung Belohnung oder Strafe verknüpft gedacht und erwartet wird; das bringt die sinnliche Natur, die nicht vernünftige Seite des Menschen mit sich, der sich mit Wohlverhalten nichts anders als Wohlbefinden, mit Uebelverhalten nur Uebelbefinden als nothwendig verknüpft denken kann. Aber beydes nur im Allgemeinen. Es geht nemlich weit über seine Erkenntnißkräfte, zu sagen: dieser sittlich gute Mensch verdient, oder hat diese Belohnung verdient; jener sittliche böse ist der an ihm vollzogenen oder ihm noch bevorstehenden Strafe würdig. Denn er vermag kaum von sich selbst, geschweige von einem andern zu sagen, er sey sittlich gut oder böse. Noch weniger ist er im Stande, Lohn oder Strafe zu bestimmen, da er sich in die gegenwärtige Empfindungsart eines andern, oder auch nur in die seinige, wie sie in der Folge seyn mag, unmöglich versetzen, und also nicht gewahr werden kann, ob das für einen andern gegenwärtig, oder für ihn selbst in Zukunft, Strafe oder Belohnung seyn und bleiben werde, was er jezt bey dieser Schwäche oder Stärke seines Körpers, bey dieser oder jener Beschaffenheit seiner Organe, für eins von beyden hält.

Es verräth daher schon Anmaaßung, auch nur zu vermuthen, und ist ungeräumt und gewagt, wenn vollends behauptet wird, was so oft sprichwörtlich geschieht: daß die Missethat der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied bestraft werde; daß unrecht erworbenes Gut nicht gedeihe, oder eben so zerrinne, wie es gewonnen sey. Wenn gar von einzelnen Unglüklichen geurtheilt wird: sie hätten ihre Leiden mit ihren Sünden verdient; oder von Lasterhaften: die Strafen würden ihnen auf dem Fuße nachfolgen; von einer Familie, oder wohl gar von einem ganzen Volke: die göttlichen Gerichte wären über es ausge-

gebrochen, oder standen ihm bevor; so weiß man nicht, ob man sich mehr über die Gutmüthigkeit und Einfalt, oder über die Unwissenheit derer wundern soll, die verurtheilen, wo sie zu eignem Nuß und Frommen nur beurtheilen sollten. Doch man wird sich über keines von beyden wundern, wenn es wahr ist, daß es einen Hang des Herzens gebe, dessen sich selbst gebildete und aufgeklärte Menschen nur mit Mühe erwähren können; sobald Betrachtungen über menschliche Schiksale, über Glück und Unglück, über Freuden und Leiden angestellt werden, diese nicht als Wirkungen, in vorhergehenden Naturursachen begründet zu finden, und von ihnen, als nothwendig daraus herfließend, abzuleiten; sondern sie vielmehr geradesweges auf einen guten oder bösen Willen zu beziehen, als von der Gottheit an die Aeusserungen dieses Willens geknüpfte Folgen anzusehen, und nach diesen geglaubten Folgen den glüklichen oder unglüklichen, in moralischer Rüksicht zu beurtheilen, wo alsdann, wie leicht zu ersehen ist, die Verurtheilung vor der Beurtheilung hergeht. Ist jener Schluß einmal gemacht, oder vielmehr ist jener Sprung rükwärts erst geschehen; so kehrt man die Sache um, und thut einen nicht weniger gewagten Sprung vorwärts: man schließt nemlich nun von den vermutheten guten oder bösen Gesinnungen auf das bestimmte Wohl oder Weh dessen, der diese Gesinnungen an sich trägt. Nun scheint zwar der Glaube an eine Vorsehung zu beyden Schlüssen zu berechtigen; indem mit demselben vernünftigerweise angenommen wird, daß die Einrichtung der Welt eine solche seyn werde, wo einen jeden nach Verdienst Glück oder Unglück, Lohn oder Strafe trift. Allein: dabey läßt man außer Acht, daß dieser Glaube an eine Vorsehung, obgleich ihm zu folge, alles und jedes, das Kleine wie das Große, das Ganze wie seine Theile unter der unmittelbaren Macht und Herrschaft der Gottheit steht, nicht blos ein Glaube an sie in Betreff des gegenwärtigen, sondern auch des andern Lebens sey, und daß kein Mensch die Nothwendig-

wendigkeit davon einsehen könne, oder auch nur zu glauben bedürfe, warum nemlich schon in diesem Leben der Tugend- oder Lasterhafte von der Gottheit belohnt oder bestraft werden müsse; da ihr Reich — das Reich der Geister — von unendlicher Dauer ist, und ihre Unterthanen belohnt oder bestraft zu werden zwar erwarten dürfen, aber diese Belohnungen und Strafen weder in Absicht auf sich selbst, noch in Rüksicht auf andere ihrer Mitunterthanen der Zeit nach, wo sie oder der Art nach, wie sie eintreffen werden, bestimmen können.

Jener Hang des menschlichen Herzens, der in so fern rühmlich zu nennen ist, als er zum Beweis dient, daß der Mensch alles, was mit ihm in irgend einem Verhältniß steht, sogar die Wirkungen der blinden Natur außer ihm, auf das Göttliche in ihm — auf seine sittlichen Anlagen — zu beziehen sucht, scheint dem Verfasser des Buchs Hiob nicht entgangen zu seyn: denn die meisten Schlüsse, welche die Freunde Hiobs gegen diesen richten, sind daher genommen, daß er gesteht: er sey unglücklich. Sie folgern unmittelbar daraus, er müsse sein Unglück verdient haben, schließen also von diesem Unglück auf die Verderbtheit seines Herzens. So wie er diese Anschuldigung zurück zu weisen Miene macht, sich zu vertheidigen sucht, und dabey über seine Leiden von neuem in Klagen ausbricht, kehren sie die Sache um, versichern, er habe unrecht sich zu beklagen, denn ein Lasterhafter, wie er, könne nichts anders erwarten, als Strafe für seine Sünden. Man sieht aus diesem Beyspiel, zu welchen Ungerechtigkeiten eine solche Beurtheilung oder vielmehr Verurtheilung, selbst bey der besten Absicht, führen könne, und wie sehr man jenem Hange Einhalt zu thun, verbunden, wie gerecht folglich die Forderung des Erlösers sey, keinen in sittlicher Rüksicht zu verurtheilen. Aus dem, was einem Menschen begegnet, kann man, wenn gleich nicht immer, auf das schliessen, was er als sinnliches Geschöpf

ist,

ist, ob listig und klug, oder ein Thor; aber niemals auf das, was er als sittliches Wesen ist, ob tugend oder lasterhaft. Eben so läßt sich umgekehrt aus seiner Klugheit oder Thorheit mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit folgern, ob er sein Glück oder Unglück bauen werde; aber niemals aus seiner Weisheit oder Lasterhaftigkeit, denn diese kennt niemand, ob es ihm im gegenwärtigen Leben wohl oder übel ergehen werde, oder wirklich ergehe

Kann demnach kein Mensch von andern Menschen, für dies gegenwartige Leben in sittlicher Rüksicht, gerechter Weise verurtheilt werden; so muß es ihnen noch weniger möglich seyn, einander, was das Leben nach dem Tode betrift, auf eine gerechte Art selig zu preisen oder zu verdammen. Auf diese moralische Unmöglichkeit beziehen sich auch wohl die Worte: von den Todten nichts als gutes zu reden; denn wenn sie, während ihrem Leben, so viel sich davon menschlicher Weise einsehen läßt, nichts als Böses thaten; so würde es zu viel verlangt heissen, sie alle nach dem Tode zu lobpreisen, oder bey einem gänzlichen Schweigen über ihre Laster den Schein zu haben, als billige man dieselben. Aber niemals ists zu viel verlangt, wenn gefordert wird, daß man sie nicht verdammen solle: denn diese Forderung thut unsere eigne Vernunft an uns selbst; indem während sie lebten, nur ihre Handlungen, nicht ihre Gesinnungen, von denen doch diese Verdammung abhängt, uns vor Augen lagen. Wird nichts desto weniger von Menschen über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit anderer Menschen abgesprochen, und ihnen zeitliche oder ewige Belohnung oder Strafe verheissen, angedroht und zugesagt; so ist das zwar für diese andern von weiter keinen Folgen: denn die Strafen treffen sie, und die Belohnungen empfangen sie darum noch nicht. Aber es ist gleichwohl ein Eingriff, den Menschen in das Richteramt desjenigen thun, von

welchem

welchem es heißt, daß er den Erdkreis richten werde. Und eben darum sezt Jesus hinzu: damit ihr nicht gerichtet werdet.

Gerichtet überhaupt werden und müssen freilich alle diejenigen von jenem Weltrichter werden, die ein Gesetz und einen Willen zur möglichen Befolgung desselben haben, und sich selbst zu beurtheilen im Stande waren; das Gesetz selbst, oder vielmehr der Richter erkennt über sie nach diesem Gesetz, und es wird ihnen nach diesem Gericht unausbleiblich Lohn oder Strafe zu Theil. Verurtheilt hingegen, gerichtet, in so fern sie selbst über andere zu richten sich unterfangen konnten, gerichtet in diesem engeren Sinn werden nur diejenigen, die wirklich über andere gerichtet, ihnen Seligkeit oder Verdammniß zugesprochen haben, denn sie müssen beym eignen Nachdenken darüber dies ihr Gericht ungerecht und sich selbst deswegen strafwürdig finden. Ihr eignes Gewissen richtet sie schon, wie in jeder andern, so auch in dieser Rüksicht. Aber da selbst das Gewissen eines jeden ihn niemals ganz gerecht richten, zwar ein Schuldig oder Unschuldig über ihn aussprechen, und Lohn oder Strafe ahnden, allein nicht bestimmen, noch weniger ertheilen oder zufügen kann; so muß er auch außerdem vom höchsten Weltrichter, und zwar streng gerecht gerichtet zu werden, einst erwarten, weil ihm, als dem Allwissenden, auch der geheimste Winkel seines Herzens, wohin er selbst nicht zu dringen vermogte, unverborgen ist, und weil er, als der Allmächtige und Allweise, ihn zu belohnen oder zu bestrafen, völlig in der Gewalt hat. Mit dem nemlichen Maas, womit gemessen war, kann und wird daher zuverläßig wieder gemessen werden.

Also

Also richtet nicht, nicht einmal über einen Judas, wenn er zum Verräther wird. Denn gesezt auch, er würde verdammt; so darf dennoch kein Mensch der Gottheit vorgreifen, oder ihr das Verdammungs-Urtheil nachsprechen wollen, indem kein Mensch wissen kann, ob er der Verdammniß würdig sey oder nicht. Nur die Gottheit vermag zu entscheiden, wie viel von seiner Verrätherey ihm wirklich zu Schulden kommt, und was und wie viel zu seiner Entschuldigung gereicht. Jesus selbst giebt durch sein Urtheil über diesen Menschen ein Beyspiel, in wie weit man andere beurtheilen, nicht aber verurtheilen soll. Er sagt: es wäre ihm besser, nie gebohren zu seyn, als ein so abscheuliches Verbrechen begangen zu haben; in so fern nemlich ein jeder wünschen sollte, lieber nie gebohren zu seyn, als eine Ungerechtigkeit verübt, und das heilige Gesetz in ihm, dessen Befolgung ihn erst des Lebens würdig macht, verlezt zu haben. Jesus urtheilt hier über die Handlung, nicht auch über die Gesinnung. Der Handlung nach wäre es besser für ihn gewesen, nie gebohren zu seyn: denn sie läßt eine verderbte Gesinnung bey ihm vermuthen, und diese macht ihn des Lebens unwürdig. Ob er dennoch vor dem obersten Weltrichter bestehen, oder ob er wegen seinen Gesinnungen von diesem werde verdammt werden; das kann und muß blos der Entscheidung eben dieses Weltrichters überlassen bleiben.

Wer andere beurtheilt, thut blos, was er als moralisches Wesen zu thun befugt ist, und wozu ihn seine eigne Vernunft zu seinem eignen Besten treibt. Wer andere verurtheilt, thut mehr, als er vor dieser Vernunft verantworten kann; und wer

gar andere verdammt, der thut mehr, als Jesus selbst gethan hat. Seyd, ruft allen und jeden ihre eigne Vernunft zu, seyd behutsam in euren Urtheilen über euch und andere; und wer unter euch steht, der sehe wohl zu, daß er nicht falle!

IV.

Lauterkeit der menschlichen Sinnes- und Denkungsart.

Ου πανυ τι ραδιον πεισαι, ως αρα ουχ ὧν ενεκα οι πολλοι φασι δειν πονηριαν μεν φευγειν, αρετην δε διωκειν, τουτων χαριν το μεν επιτηδευτεον, το δ' ου, ινα δη μη κακος και ινα αγαθος δοκη ειναι.

Plato in Theaet.

Einleitung.

Die Redensart und zugleich die Behauptung, daß jede gute Handlung durch sich selbst belohnt werde, ist, wie die Erfahrung beweist, weit seltener in Anspruch genommen worden, als man bey der Vieldeutigkeit der darin vorkommenden Ausdrücke, bey dem Schwankenden der Begriffe, und bey den mannigfaltigen Beyspielen, wodurch die Behauptung selbst geradezu umgestossen zu werden scheint, hätte erwarten sollen. Dies würde uns befremden, wenn es nicht theils aus der Gutherzigkeit der Menschen, und theils aus dem Hange zur Heucheley, der in ihnen ist, erklärbar wäre. Man fühlte, und dies Gefühl gereicht in der That den Söhnen und Töchtern Adams, so verderbt sie übrigens seyn mögen, nicht zur Schande; man fühlte, daß gewisse Handlungen gut genannt zu werden, wohl verdienen mögten, daß sie wohl belohnt werden sollten; und diesem Gefühle genügte dann der Glaube, daß sie, wo nicht immer und überall, doch zum öftern und vielfältig wirklich belohnt würden. Wo man nichts dergleichen fühlte, da stellte man sich wenigstens, als sey an der Wahrheit des angeführten Satzes gar nicht zu zweifeln, als hege man Achtung gegen jeden, dessen gute Handlungen öffentlich gerühmt wurden; denn, wenn man gleich bey sich selbst nicht recht wußte, was zu derley Handlungen zu sagen stände, warum man sie gut nennen sollte; so fiel doch leicht in die Augen, daß sie durch die Gefühle anderer Menschen einen Werth erhiel-

ten, und daß man, mit ihren Folgen mogte sich's verhalten, wie es wollte, sie selbst mogten wirklich belohnt werden, oder nicht, wenigstens von der Meinung dieser andern Vortheile ziehen, durch Nachkopeien gepriesener Thaten, ihre Gunst, ihr Zutrauen und so weiter erschmeicheln, und wo nicht durch die Handlungen selbst, doch durch die umherstehenden und bewundernden Zuschauer belohnt zu werden hoffen dürfte.

So konnte es demnach niemals zu der Frage kommen: welche Handlungen sind gut, und worinnen besteht ihr Lohn? Oder wenn es ja dazu kam; so wars aus eigennützigen Absichten, und die Antwort fiel eben so intereßirt aus, als eigennützig die Quelle war, woraus die Frage floß. Der Gutherzige gab als Kennzeichen guter Handlungen, und zugleich zum Theil als Belohnung derselben an, ein angenehmes, freudiges Gefühl, das er weiter nicht zu beschreiben wuste, und der Heuchler rechnete eine Reihe irdischer und überirdischer Vortheile daher, wodurch sie zu guten und zugleich sich selbst belohnenden Handlungen, seinem Bedünken nach, erhoben würden. Wenn die benannte Frage nur in eigennütziger Rüksicht aufgeworfen werden kann; so wird es erlaubt seyn, sie gar nicht aufzuwerfen, ihre Beantwortung bey Seite zu setzen, oder denen zu überlassen, die sich aus Neigung, aus sinnlichen Bedürfnissen dafür intereßiren. Sollte sie hingegen auf das Wesentlichste im Menschen, auf seine Selbstheit Beziehung haben, sollte sie eine dem Eigennutz, dem Menschen, als sinnlichem Geschöpf sehr gleichgültige, aber dem Selbst eines jeden, der Menschheit durchaus interessante Frage seyn; so wird sie ohne weiteres auf Antwort dringen; so wird sie von niemand unbeantwortet zurück gewiesen werden dürfen, wenn und so lange er Achtung vor sich selbst behalten will.

Es giebt Lasterhafte, die niemals tugendhaft gewesen zu seyn scheinen, in deren Augen Tugend und Laster bloß leere Namen,

nichts als willkührlich ersonnene Begriffe sind. Es giebt andere, die beym ruhigsten Temperamente, unter den erwünschtesten Umständen der Geburt und Erziehung, bey der glüklichsten Bildung und Harmonie ihrer Körper und Geisteskräfte dennoch aus dem Pfade der Tugend herausgetreten sind. Läßt sich nun mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die einen, wenn sie die Tugend und ihren Werth jemals mit Ueberzeugung erkannt hätten, die Bahn des Lasters entweder niemals betreten haben, oder doch nicht sorglos auf derselben fortgewandelt seyn würden, und daß die andern, wenn sie sich jemals über die Gründe ihrer Tugend, über die lezten Bedingungen derselben, aufrichtig und streng zur Rechenschaft gezogen hätten, niemals an sich selbst und an der Würde der Menschheit, an dem Göttlichen in ihnen zu Verräthern geworden wären; so wird unmittelbar hierdurch der große Einfluß jener Frage und ihrer Beantwortung auf die menschliche Denk- und Handlungsweise anerkannt werden.

Einen eben so entschiedenen Einfluß wird dieselbe auf die Urtheile des einen, über die Gesinnungen und Handlungen des andern haben müssen, wenn es wahr befunden werden sollte, daß mancher nur darum für lasterhaft gehalten, als ein verhärteter und gewissenloser Frevler verschrieen werde, weil durch ihn unsere Erwartungen von ihm getäuscht wurden, weil zufälliger oder auch nothwendiger Weise sein Verfahren unsern Wünschen nicht entsprach, unsern Vortheilen entgegen war: da wir doch die Beurtheilung des Menschen mit der Beurtheilung seiner Handlungen nicht hätten verwechseln, bey dem Urtheil über diese Handlungen nicht auf ihre Folgen, sondern auf ihre Gründe, auf das Herz des Handelnden, hätten sehen sollen. So wie uns andererseits nicht die Miene, nicht die scheinbare Unschuld desjenigen, zu seinem Vortheil eingenommen haben sollte, der oft nur desto weiter von der Tugend entfernt ist, je näher er derselben zu seyn scheint, dessen Grundsätze oft nur um desto abscheulicher und gefährlicher

sind,

sind, je geheimer er sie hält, je mehr er ihnen den Anstrich von Gerechtigkeit und Güte zu geben versteht, gegen den wir oft nur deswegen Achtung erheucheln, dessen Seelenadel wir oft nur deswegen lobpreisen und ohne uns selbst beleidigt zu fühlen, von niemand in Zweifel ziehen lassen, weil es unsrer Eitelkeit schmeichelt, wenn von dem Glanze, der ihn umgiebt, auch auf uns ein Strahl fällt, weil er selbst unserm Eigennutze listig dadurch zu fröhnen weiß, daß bald eine geringe Wohlthat wirklich von ihm erzeugt, bald zu einer größern in der Ferne Hofnung gemacht wird, nur damit wir in unverwandter Aufmerksamkeit auf ihn, und in unauflöslicher Abhängigkeit von ihm erhalten werden.

Darf niemand sich schlechterdings von seinen Trieben, Neigungen und Leidenschaften beherrschen, oder vermittelst derselben von andern Vernunftwesen gängeln lassen; darf niemand sein eigner Sklav, und eben so wenig der Sklav irgend eines andern seyn wollen; so wird keiner, in so fern er ein selbstständiges Wesen ist, der benannten Frage aus dem Wege gehen können, so wird ein jeder die Begriffe von Gut und Böse, von Wohl und Uebel entwickeln müssen, indem erst aus dieser Antwort und Entwickelung der Grund, warum er jenes alles nicht darf, einleuchten kann. Mit andern Worten: ein jeder hat durch sich selbst die Obliegenheit, über die Lauterkeit der menschlichen Sinnes- und Denkungsart nachzudenken, und sie theils um ihrer selbst willen, theils wegen der Tadellosigkeit seiner Handlungsweise, die eine nothwendige Folge derselben seyn wird, unverrükt vor Augen zu behalten. Von ihr wird demnach hier die Rede seyn, nach Anleitung folgender Worte:

Text:

Evang. Matthäi 5, 8.

Seelig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Zur Erläuterung der ersten Hälfte dieses Ausspruchs in dem Sinne seines Urhebers, wird es nöthig seyn, die Worte Herz und rein vorläufig zu erörtern.

Zu allen Zeiten ist das Herz des Menschen für den Sitz der Triebe, Neigungen und Instinkte, so wie überhaupt aller Gefühle gehalten worden, während man den Kopf desselben zum Behältniß seiner Vorstellungen, Anschauungen, Begriffe und Ideen machte. Nicht als wenn jene Begierden und Gefühle im Herzen erzeugt würden, — denn das, wodurch und worinnen sie erzeugt werden, ist nicht ein Organ des Körpers, sondern das Gemüth des Menschen; aber die meisten derselben äußern doch — durch Spannung, Druck, Ausdehnung u. s. w. gewisse Wirkungen in demjenigen von unsern Organen, welches wir Herz nennen, und in so fern hatte man recht, in dem Theile unsers Körpers, wo sich diese Wirkungen fanden, auch die Ursache derselben vorauszusetzen, oder ihn gar selbst für die Ursache zu halten; so lange man nur nicht wissen wollte, daß er in der That diese Ursache sey. Daß man aber dies nicht habe wissen wollen, (Beyspiele von einigen wenigen ausgenommen, die bey ihren Behauptungen, statt den Kopf zu gebrauchen, blos mit dem Herzen zu Rathe giengen,) beweist unter andern der Sprachgebrauch, der hier, wie sich's gebührt, schwankend bleibt, denn es finden sich nach demselben die Ausdrücke: hochherzig, kleinmüthig, schwachherzig, hochmüthig, engherzig, grosmüthig u. s. f.

Das Herz, als Inbegriff der Begierden, — ingleichen der Gefühle und Vorstellungen, *in so fern* beyde Stoffe oder Reitze zu Begierden gewähren, wird die *menschliche Sinnesart* genannt. Wenn die Begierden nicht aus dem gewöhnlichen Gleise der Natur heraustreten, keinem anderweitigen Naturgesetz widerstreiten, wenn die Gefühle nicht überspannt, aber auch nicht gelähmt sind, wenn Vorstellungen unabsichtlich und ungekünstelt, Stoff oder Reiz zu Begierden und Gefühlen darbieten; so heißt die Sinnesart unverdorben. Es ist Unschuld des Herzens da.

Unter den Gefühlen, die sich an, oder in dem Herzen wirksam beweisen, zeichnen sich einige durch ihre Eigenthümlichkeiten aus, ich meyne, die Gefühle der Reue, der Schaam, der Zufriedenheit. Auch sie sind mit gewissen Veränderungen im Herzen vergesellschaftet, mit Beklemmung, Klopfen und Pochen desselben, oder mit ruhigem Hin- und Herströmen des Bluts; aber nicht darum, weil hier ein Naturgesetz befolgt, oder nicht befolgt wurde, weil man begehrte, oder nicht begehrte, wie es der Nothwendigkeit der Naturgesetze gemäß ist, sondern weil man beym Begehren auf ein gewisses anderes Gesetz — auf das Sittengesetz, das nicht von der Natur, sondern durch das Selbst eines jeden und mit demselben gegeben ist, entweder keine Rüksicht nahm, oder dasselbe übertrat, oder aber vor Augen hatte und befolgte. Wenn von den übrigen Gefühlen das Sinnliche unmittelbar oder mittelbarer Weise den Grund enthält; so ist hier die Vorstellung des Uebersinnlichen, des Sittengesetzes, der Befolgung oder Verletzung desselben Grund des Gefühls. Wenn bey der Sinnesart das Begehren ein blos eigennütziges ist, indem immer nur um einer Vorstellung, eines Gefühls, oder einer Begierde willen begehrt wird; so kann hier das Begehren selbst gewollt oder nicht gewollt werden; es kann uneigennützig seyn, indem nichts damit erzielt, ein Naturgesetz nur mittelbar erfüllt wird, und blos un-

mittel-

mittelbar dem Sittengesetz, das durch ein Sollen, nicht durch ein Müssen jenes Wollen gebietet, Genüge geschieht. Das Vermögen des Menschen, diesem Sittengesetz Genüge zu leisten, heißt Wille: die Fähigkeit, in so fern sie nach und nach zur Fertigkeit wird, sich für, oder wider, oder ohne dasselbe zu bestimmen, heißt Denkungsart — Herz, als Inbegriff der Bedingungen, nach welchen dem Sittengesetz Genüge geschieht oder nicht. Diesen Sinn muß das Wort in unserm Texte haben, wie sich aus dem Beywort rein, und aus dem Zusatze, denn sie werden Gott schauen, ergiebt.

Der Ausdruck rein, in so fern der Gebrauch desselben hierher gehört, findet erstlich statt, wenn von Sachen geredet wird, denen nichts fremdartiges beygemischt ist, die aus ursprünglichen Theilen bestehen. Er bedeutet dann so viel als unvermischt. Reines Gold ist das, dessen Theile wiederum nur Gold sind; zweytens: wenn Vorstellungen bezeichnet werden sollen, in denen nichts enthalten ist außer dem, was in ihrem Gegenstande gefunden wird; die durch die Einbildungskraft, durch den Verstand und die Vernunft keinen fremden Zusatz erhalten haben. Die Vorstellung von einem Menschen heißt rein, wenn in derselben nicht mehr gefunden wird, als in dem Gegenstande Mensch selbst liegt, wenn die Einbildungskraft oder der Verstand nichts in dieselbe hineingetragen hat: wenn dem Menschen nicht Vermögen und Kräfte zugeschrieben werden, die er vermöge seiner sinnlichen und geistigen Natur, z. B. Zauberkräfte, nicht haben kann. Das Beywort rein wird drittens von Gefühlen, wenn sich nicht andere Gefühle, von Begierden, wenn sich nicht anderweitige Begierden darein mischen, gebraucht. Die Lust an schönen Gegenständen der Natur heißt rein, wenn sie ohne Reiz und Rührung ist, wenn z. B. ein menschliches Antlitz blos durch seinen schönen Umriß, und nicht zugleich durch die etwa darin entdeckten Züge des Wohlwollens, der Theilnahme, des Mitleids u. s. w.

so w. gefällt. Die Begierde heißt rein, wenn blos der begehrte Gegenstand und nicht neben und mit ihm, noch ein anderer begehrt worden ist, wenn wir geschäftig zu seyn streben, aber ohne die andere Begierde, durch diese Geschäftigkeit irgend etwas für unsere Bequemlichkeit, für unsern Wohlstand zu gewinnen. Rein heißt in diesem Sinne die menschliche Sinnesart, in so weit sie bloße Natureinfalt ist.

Aber dies ist nicht die Bedeutung des Worts, wenn von der Denkungsart des Menschen, von seinem Willen geredet wird. Denn jene Natureinfalt, jene Unschuld des Herzens kann nicht geboten werden, sie ist blos ein Werk der im Menschen blind wirkenden Natur, und vermag höchstens nur, ihn zu einem liebenswürdigen Product dieser Natur zu machen. Wenn er um der Reinigkeit seines Herzens willen seelig geprießen, wenn ihm durch sie das Anschauen Gottes verheißen wird, so muß vorausgesezt werden, daß er selbst sich diese Reinigkeit geben kann; sie muß ihm geboten werden, und das Wort rein muß mehr sagen, als der Ausdruck unschuldig. Es sagt aber mehr, wenn die Sinnesart der Denkungsart des Menschen untergeordnet wird, wenn die Befriedigung oder Nichtbefriedigung der Begierden, nicht um ihrer selbst willen, sondern mit Rüksicht auf das Sittengesetz gesucht wird; wenn die Natur zur Befriedigung der Begierden antreibt, und das Sittengesetz dieselbe erlaubt oder verbietet, kurz, wenn der Wille sich selbst zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung eigennütziger Triebe gemäß dem Sittengesetz bestimmt. Rein heißt alsdann der Wille, oder gut; in so fern sich nichts fremdartiges einmischt, um ihn zu bestimmen, in so fern er sich nicht leidend verhalten, nicht durch jene Triebe bestimmt werden kann, sondern sich selbst gemäß einer Forderung des Sittengesetzes zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung derselben bestimmt.

Als Folge dieser Reinigkeit des Herzens, dieser Lauterkeit der Denkungsart, dieses guten Willens, wird das Anschauen

Gottes

Gottes angekündigt, in so fern mit dem Bewußtseyn des Sittengesetzes, das in dem Menschen ist, und des diesem Gesetz gemäß durch sich selbst bestimmbaren Willens, die Vorstellung von der Gottheit ins Bewußtseyn tritt, und durch unablässige Versuche, jenem Gesetz Genüge zu leisten, lebhaft im menschlichen Gemüthe erhalten wird. Nach morgenländischen Gebräuchen nemlich, hat der Unterthan es für ein großes Glück zu achten, wenn er die Person seines Königs anschauen, wenn er vor dem Throne liegend, sein Haupt nicht zur Erde niederbeugen, sondern erheben, und seinem Oberherrn ins Angesicht blicken darf. Eben so rükt dein Geist der reinen Vorstellung von der Gottheit immer näher, je reiner und deutlicher die Vorstellung vom Sittengesetz in dir hervorgeht, je näher dein Wille sich demselben anschmiegt. Wenn dort dem Unterthan die Person seines Königs anzuschauen, nur unter der Bedingung erlaubt wird, daß er sich der Gnade desselben, es sey, wodurch es wolle, würdig gemacht hat; so ist hier das Anschauen Gottes nur dadurch möglich, daß du das Sittengesetz in dir, als das deinige erkannt, und an demselben zugleich ein Gesetz der Gottheit gefunden hast. Wenn dort derjenige, der die Gnade seines unumschränkten Gebieters verwirkt hat, vor dem Throne desselben blos nicht erscheinen darf; so ist hier gar kein Erscheinen vor dem Throne der Gottheit möglich, — sie verbirgt ihr Angesicht — so lange du in dir selbst ihr Gesetz nicht anerkannt, und es zu erfüllen nicht wenigstens den Versuch gemacht hast.

Das Gesagte wird vielleicht deutlicher einleuchten durch und mit folgenden zwey Untersuchungen, die hier anzustellen sind:

1) Ueber die Lauterkeit der menschlichen Sinnesart, über die Unschuld des Herzens und ihre Folgen.

2) Ueber die Lauterkeit der menschlichen Denkungsart, über die Güte des Willens, nebst ihren Folgen.

Erste

Erste Untersuchung.

Nach den Aussprüchen des gesunden Menschenverstandes, und nach den Vorstellungsarten der vorzüglichsten unter den Dichtern der ältern und neuern Zeit, hält Unschuld des Herzens genau das Mittel zwischen Brutalität, wo der Mensch Sinn überhaupt für die Gegenstände außer ihm hat, und zwischen ausgebildeter, bis an ihre Gränzen verfeinerter Sinnlichkeit, wo er von einem bestimmten Sinn für die Dinge außer und in ihm, von irgend einer Sinnesart, lauter oder unlauter, geleitet wird. Eine lautere Sinnesart, Unschuld des Herzens, wird nur an demjenigen gerühmt, der weder zu viel noch zu wenig Sinn für Eindrücke von außen hat.

Eine Unschuldswelt existirte eben darum immer nur in der Einbildungskraft der Menschen; denn nirgends in der Natur konnte, was zwischen diesem zu viel und zu wenig mitten inne liegt, gefunden, oder auch nur gesucht werden. Die Fortschritte des Menschen, in Absicht auf die Cultur seiner Sinnlichkeit sind stetig und ohne Stillstand. Entweder er ist bloßes Thier, oder er befindet sich auf dem Wege zur Menschheit. Auf diesem Wege kann er nirgends stehen bleiben, die Menschlichkeit kann nicht für einen Ruhepunkt, sondern nur für einen Uebergang aus dem einen Zustande in den andern angesehen werden. Jener verhält sich zu diesem, wie die Lebensart des abgesondert, und blos von der Jagd und Fischerey lebenden Menschen, zur Lebensart der in Staaten vereinigten, von Ackerbau, Handel und Gewerbe sich nährenden Bürger. Den Uebergang aus der erstern zur leztern macht der Hirtenstand. Und so wie man nakte Thierheit bey dem blos von der Jagd lebenden Menschen (bey dem Wilden), ausgebildete Menschheit in der bürgerlichen Gesellschaft, die eben darum gesittet heißt, zu finden glaubte; so schmeichelte man sich,

bloße Menschlichkeit, eine reine Sinnesart, in dem Zustande anzutreffen, der zwischen jenen beyden das Mittel hält.

Das Schäferleben, die Hirtenwelt, wurde zu einer Unschuldswelt gemacht. Arkadien war der liebliche Aufenthalt unschuldiger Menschen; nur dort spiegelte sich die Natur, rein wie sie war, in den reinen Augen und Herzen ihrer Kinder ab; nur dort sahen, genossen und verlangten diese nichts weiter, als was dem Seegenreichen Schooße ihrer gütigen Mutter entquoll. Sie selbst lagen, nebst allem, was sie glüklich machen konnte, im Schooße ihrer Pflegerinn. Ohne zu nehmen, ohne zu geben, empfingen sie alles von ihr, und ihre Sinnesart war lauter, wie der heitere Himmel, den sie nebst ihren Heerden mit jedem Morgen begrüßten. Alles hauchte Ruhe, Genügsamkeit und Liebe. Einem jeden genügte, was er hatte, und es gab keine Gesetze zur Sicherung des Eigenthums. Man bedurfte keines Schutzes, denn es kam niemals dem einen in den Sinn, Feindseligkeiten gegen den andern auszuüben. Man bedurfte also auch keines Beschützers, keines Oberherrn, ein jeder war in seinen Verhältnissen zu jedem andern sein eigner Herr und Gebieter. Und in den Verhältnissen eines jeden zu sich selbst, bedurfte es keiner Herrschaft über sich selbst, denn keiner hatte mit unordentlichen Begierden, mit Leidenschaften zu kämpfen, und sich selbst unter der Zucht zu halten. Die Natur regierte durch ihre Gesetze, und man stand unter diesen Gesetzen, ohne sich ihnen unterworfen zu haben. man übertrat keins derselben, weil man keins derselben kannte. Wie dem Hirten das Lamm, so folgte er den Winken der Natur, ohne auch nur zu ahnden, daß diese Winke eben so viele Bande wären, wodurch sie ihn aufs engste mit sich verknüpfe. Man verhielt sich unter allen und jeden Umständen blos leidend, aber man fühlte sich das ganze Leben hindurch heiter und glüklich. Tugenden waren gänzlich unbekannt, aber eben so wenig wuste man von Lastern. Achtung, durch die der Mensch

sich

sich selbst erhaben über die Natur und alle ihre Zwangsgesetze fühlt, hegte niemand weder vor sich selbst noch vor irgend einem andern, aber eben so weit war jeder von Verachtung seiner selbst oder irgend eines andern entfernt. Niemand wurde von Vorwürfen des Gewissens gepeinigt; die Worte Reue, Schaam u. s. w. waren der Sprache fremd, aber eben so fremd blieben in derselben die Ausdrücke, Pflicht, Tugend, Religion, Gesetz, Wille. Man lebte lange, weil niemand darauf verfallen konnte, das Leben für kurz und mühvoll zu erklären. Dazu fehlte der Anlaß: denn wo nur genossen, aber nicht über den Genuß reflektirt wird, da muß eben der Genuß kein Ende zu nehmen scheinen, oder wenn er beendigt ist, Anstalt zu neuem anderweitigen Genuß gemacht werden, ohne Bedauren über die Endschaft des erstern, ohne einen Gedanken daran, den andern fester zu halten. So lebte der Hirt einfältig und unschuldig, beständig im Wechsel, ohne von demselben eine Vorstellung zu haben, beständig in Lust und Freude, ohne jemals zu sich selbst zu sagen, daß er glüklich sey. So begann das Leben, wie ein Frühlingsmorgen, mit dem Lächeln und der Unschuld des Knaben, so zerfloß, und so endigte sich dasselbe, wie ein Sommerabend, unter Lächeln und Unschuld.

Ohne daß die Menschen überhaupt zu glauben geneigt waren, dies Ideal von einer Unschuldswelt sey irgendwo und irgend wann ganz, oder zum Theil realisirt gewesen, ohne zu hoffen, daß es irgend einmal zu etwas mehr, als einem Ideal erhoben werden könne, hatte dennoch von jeher die bloße Idee von einem Arkadien, von einem Paradiese auf Erden, sehr viel Anziehendes für die Gutgesinnten unter ihnen. Ohne selbst unschuldig zu seyn, ohne auch nur den Wunsch und die Hoffnung zu hegen, es werden zu können, ließen sie sich dennoch willig und gern durch die Beschreibung von unschuldigen Menschen hinreißen.

Die rührendsten und beliebtesten unter den Psalmen Davids sind die, welche entweder ganz aus Gemählden vom Hirtenleben bestehen, oder wenigstens unschuldige Anspielungen auf dasselbe enthalten. Die Hirtenlieder der ältesten Dichter, die lange oder kurz vor einer solchen denkbaren Periode lebten, mehr wild, als menschlich waren, und die Idyllen der Neuern, die schon diesseits der gemeinten Periode, mehr civilisirt, als unschuldig sind, gefallen immer noch, beydes denen, die sich einer bloßen Politur ihres Geistes und Benehmens, als gesittete Bürger rühmen können, und denen, die sich der Cultur ihres Herzens, ihrer Denkungsart; ihres Werthes, als sittlicher Wesen bewust sind.

Zugegeben also, daß ein ganz unschuldiger Mensch ein bloßes Produkt der Einbildungskraft sey, und niemals in irgend einer Erfahrung vorkommen werde, so ist es gleichwohl kein blos müssiges Geschäft, die Bedingungen aufzusuchen und namhaft zu machen, unter denen er unschuldig, seine Sinnesart völlig rein genannt werden mag. Denn wenn es gleich niemals Gesetz werden kann, eine reine Sinnesart zu haben, indem dieselbe, oder wenigstens irgend ein Grad derselben lediglich von der Natur erwartet werden muß; so ist es doch Gesetz, eine reine Denkungsart zu erringen, und diese kann nur dann erst, als eine solche erkannt werden (erkannt aber soll sie eben darum werden, weil es Pflicht ist, sie zu erwerben), wenn der Unterschied von beyden klar vor Augen liegt, der nur in so fern einleuchten wird, als ihre beyderseitigen Bedingungen einander gegen über aufgestellt worden sind.

Die Sinnlichkeit des Menschen überhaupt besteht in den Anlagen seines Gemüths für eine, durch Eindrücke von aussen oder von innen zu erregende, Thätigkeit desselben, in so fern er sich, was das Empfangen dieser Eindrücke betrift, blos leidend verhält. Jene Anlagen sind entweder angebohren — Fähigkeiten —

der

der Mensch hat Sinn, — oder sie sind erworben — Fertigkeiten, — er hat eine Sinnesart. Jene Eindrücke sind entweder angenehm — erregen ein Gefühl der Lust, — oder unangenehm, — erzeugen ein Gefühl der Unlust. Durch das erstere wird der Mensch bestimmt, sich thätig zu verhalten, um den Gegenstand, der einen angenehmen Eindruck auf ihn gemacht hat, mit sich selbst in Verbindung, und dadurch das Gefühl der Lust fortdauernd zu erhalten; durch das leztere, — um sich von dem Gegenstande, der einen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht hat, zu trennen, und dadurch das Gefühl der Unlust zu entfernen, damit Lust an die Stelle desselben treten könne. In beyden Fällen verhält er sich ursprünglich leidend, und in so fern ihm durch Lust und Unlust jene Thätigkeit abgenöthigt wird, lediglich eigennützig. Es wird nemlich der Trieb desselben zur Thätigkeit, in so fern Lust oder Unlust als Folge von ihr, oder in Begleitung mit ihr, erwartet wird, der eigennützige genannt, und ist der eigenthümliche Trieb und der Charakter der Sinnlichkeit. Sind es Gegenstände von einer gewissen Art, die einen an- oder unangenehmen Eindruck machen; sind es bestimmte Arten von Lust oder Unlust, nach denen oder nach deren Gegentheil ein Bestreben statt findet; so ist der Trieb zur Thätigkeit bestimmt eigennützig — und ein Charakter der Sinnesart. Der Mensch in Rüksicht auf seine Sinnesart ist, so wie in Absicht auf seine Sinnlichkeit überhaupt, ein blos eigennütziges Wesen.

Und da er sich selbst jenen Trieb nicht geben kann, sondern denselben lediglich von der Natur empfängt, von der er gleichfalls den Stoff zur Befriedigung dieses Triebes, zur Verstärkung und Erweiterung seiner Thätigkeit erwarten muß; so ist eben die Natur durch beydes Mutter, Nährerin und Pflegerin des Menschen. Er ist ihr Zögling, und bildet sich nicht selbst, sondern wird von ihr ausgebildet. Seine Bildung geschieht nicht von innen nach aussen, sondern von aussen nach innen.

Im

Im Anfange dieser Bildung, wo die Natur blos durch den Trieb der Selbsterhaltung ihn, als ihren Sohn zur Thätigkeit nöthigt, erscheint er blos brutal und furchtbar. Seine Sinnlichkeit wirkt mächtig. Sobald sie ihm, als ihrem Zögling, auf seinem fernern Wege Thätigkeit zur Erweiterung und Schärfe seines Sinnes, zu feinerm und mannigfaltigem, obgleich immer noch einfachem Genusse, zur Harmonie mit den Dingen ausser ihm, gebietet; so erscheint er unschuldig und liebenswürdig. Seine Sinnesart wird geläutert. Und wenn er endlich durch diese Bildung von aussen, durch diese Zucht der Natur bis dahin gelangt ist, daß er ein Bewußtseyn seiner selbst, ein Bewußtseyn seines eignen Gesetzes, und seines von der Natur und ihrem Zwange unabhängigen Willens hat, wenn er seine eigne Bildung beginnt, jenem Gesetze die Gesetze der Natur unterzuordnen versucht, sein eigner Herr und Aufseher zu werden anfängt; so entläßt ihn die Natur ihrer Aufsicht und Vorsorge, oder sie trägt vielmehr Scheu, ihn ferner als einen ihr untergebenen zu behandeln. Er unterwirft sich dieselbe, und tritt als ein erhabenes und achtungswürdiges Wesen auf. Seine Denkungsart wird gereinigt, und zwar durch ihn selbst. So ist also die Natur die Erzieherin des Menschen, bis er endlich als sein eigner Lehrer und Schüler unter ihren Händen hervorgeht. So ist es die Sinnesart, wo Unschuld und Liebe, die Denkungsart, wo Würde und Achtung statt finden.

Diese Unschuld der Sinnesart wird erkannt, wenn man die Forderungen des eigennützigen Triebes, und die Bedingungen in Erwägung zieht, unter denen die Natur, wann sie nicht durch anderweitige Hindernisse, die aber gleichfalls in ihr selbst liegen, zu Abweichungen genöthigt wird, jenen Forderungen immer und überall Genüge zu leisten strebt.

Es ist in der Organisation des menschlichen Körpers ein Trieb gegründet, der sich vom Bildungstriebe der Natur selbst,

dadurch unterscheidet, daß vermittelst dieses Bildungstriebes rohe, unorganische Materie in organisirte umgebildet, durch jenen hingegen bereits organisirte weiter ausgebildet wird; (übrigens mögen beyde im wesentlichen nur verschiedene Modifikationen ein und des nemlichen Triebes seyn, den wir schlechthin den Bildungstrieb nennen). Es ist der Trieb zu wachsen, — die Glieder um des Ganzen willen und durch dasselbe, das Ganze der Glieder wegen und durch dieselben auszubilden, keinen Theil unvollendet zu lassen, und so an dem Körper jedes einzeln Menschen eine Gestalt darzustellen, die gleichsam der Abdruck von der Idee eines vollendeten menschlichen Körpers wäre. Dies leztere ist die Forderung, welche die Natur an sich selbst thut. Auch würde dieser Forderung stets von ihr Genüge geschehen, wenn nur die Bedingungen, unter denen sie allein erfüllt werden kann, immer da, und die nämlichen wären. Aber Gelegenheitsursachen von aussen und von innen, zwingen sie in den meisten Fällen, von ihrer Forderung nachzulassen; die Ausbildung wird gehindert, der Trieb, der an und für sich immer der nemliche bleibt, erhält eine besondere Richtung; einzelne Theile entwickeln sich auf Unkosten der übrigen — die Gestalt wird im Einzeln vollendet, im Ganzen vernachläßigt, oder umgekehrt, vollendet im Ganzen, vernachläßigt im Einzeln. Was inzwischen der Natur selbst selten oder niemals gelingt, das gelingt zuweilen dem Künstler, der ihr die Idee einer vollendeten Menschengestalt abgelauert hat. Er ist im Stande, in einem Gemählde oder an einer Bildsäule, die Form eines völlig schönen und unschuldigen Menschen darzustellen.

Schönheit nemlich und Unschuld, in so fern leztere, wie es seyn muß, für ein bloßes Werk der Natur gehalten wird, gehen zu gleichen Paaren, so daß überall, wo Schönheit ist, auch Unschuld statt haben muß, doch ohne daß umgekehrt, wo Unschuld sichtbar ist, auch Schönheit angetroffen werden müsse: denn

wäh-

während der menschliche Körper, als organisches Naturprodukt betrachtet, ohne Zwang und Hinderung zur Vollkommenheit reift, entwickeln sich zugleich die hier weiter anzuführenden Eigenschaften, die zur Unschuld des Menschen, als Bedingungen erforderlich sind; — er blühet als schöne und zugleich als unschuldige Pflanze. Wenigstens ist es der organisirenden Natur nicht als Fehler beyzumessen, wenn, was das Gepräge der Unschuld — Schönheit — an sich trägt, nicht zugleich unschuldig befunden wird. Sie hat es nicht zu verantworten, wenn die in das Herz der Knospe gewaltsam hineingebrachte Brut eines Insekts, sich zugleich mit der Blüthe entwickelt, endlich die Frucht durchbricht, und dieselbe schädlich oder ungenießbar macht. Aber eben so wenig kann auf der andern Seite Unschuld als ein Geschenk dieser organisirenden Natur angesehen werden; indem die Bedingungen zu einer reinen Sinnesart zwar mit den Bedingungen zu einer vollkommnen Organisation, verbunden, aber doch nicht in ihnen gegründet sind, so daß also jene sich entwickeln kann, wo diese unvollendet geblieben ist, und demnach Unschuld gefunden wird, wo keine Spur von organischer Vollkommenheit, von Schönheit, zu entdecken steht.

Die thierische Natur des menschlichen Leibes, nicht des Menschen, bestebt in der Zweckmäßigkeit gewisser Glieder desselben, Stoff zu Vorstellungen, Gefühlen und Begierden einzulassen, damit das Gemüth diesem Stoff, woher er auch immer kommen mag, aufnehmen, und Vorstellungen, Gefühle und Begierden daraus erzeugen könne. Der Trieb, diese Glieder zu dem genannten Zwecke auszubilden, ist vom organischen nicht weiter unterschieden, ausser daß in dem Körper, als Pflanze, alles Zweck und wechselsweise Mittel ist, das Ganze um der Theile willen, die Theile des Ganzen wegen da sind, in eben demselben hingegen, als einem thierischen, die Glieder als Mittel zu dem eben angeführtem Zweck, der aber als solcher, kein Zweck der organisiren-

den Natur, kein Zweck des Naturprodukts, als eines organischen ist, gebildet werden.

Die Sinne des Gesichts, Gehörs, Gefühls, des Geruchs und Geschmacks, wenn sie vollkommen sind, machen, verbunden mit einer vollkommnen Organisation, mit starken Verdauungswerkzeugen u. s. w. den thierischen Körper des Menschen zu einem gesunden. Diese Sinne sind desto stärker, feiner und schärfer, je mehr die Natur während ihrer Ausbildung sich selbst überlassen war. Tritt sie auch hier sich selber in den Weg, werden durch sie Hindernisse von außen herbeygeführt; so entstehen Abweichungen von ihrer Richtschnur; der eine Sinn wird vervollkommnet, während dem andern Abbruch geschieht, oder sie bleiben sämtlich stumpf, und der Leib heißt, wenn auch nicht ungesund, doch unvollkommen.

Hierunter aber muß die Reinigkeit der Sinnesart nothwendig leiden: denn so wie die organische Beschaffenheit des menschlichen Körpers, der blühende oder welkende Zustand desselben Einfluß auf seine Funktionen, als thierischer Körper, auf Gesundheit oder Krankheit dieses thierischen Körpers hat; eben so muß der thierische Zustand desselben, die Stärke oder Schwäche der Sinne, Einfluß auf die Vorstellungs- Gefühl- und Begehrungskraft, auf die Sinnesart haben; indem, wie gesagt, diese Sinne eben so viele Kanäle sind, wodurch der Stoff zu Vorstellungen u. s. w. dem Gemüthe zugeführt wird, der aber niemals ohne fremden Zusatz oder unverstümmelt an den Ort seiner Bestimmung wird gelangen können, wenn die Kanäle nicht ausgebauet oder nicht gereinigt sind.

Eine lautere Sinnesart hängt also von weitem von der Organisation, näher von der thierischen Natur des menschlichen Leibes, und zunächst von der Art, wie Vorstellungen, Gefühle und

Be-

Begierden erzeugt werden, vermittelst der in dieser dreyfachen Rücksicht wirksamen Triebe, ab.

Alle und jede Dinge, die der Mensch besitzt, und sein Eigenthum nennen kann, besitzt er ohne Ausnahme lediglich und allein durch Vorstellungen von denselben — durch Gefühle nur in so fern, als eben diese Gefühle ohne Bewußtseyn nicht statt haben, und da nur mit und durch Vorstellungen Bewußtseyn überhaupt möglich ist, — endlich und zulezt doch nur durch diese Vorstellungen. — Dies mag dem Reichen, der das volle Gewicht seines Goldes fühlt, lächerlich scheinen; allein er kann ja eben so wenig das Gold sein Eigenthum nennen, ohne von demselben eine Vorstellung zu haben, wie ein anderer eine Landschaft, die ihn übrigens weiter nichts angeht, die seinige wird nennen können, wenn er nicht wenigstens eine Aussicht in dieselbe, eine Vorstellung von ihr hat. Wenn man also die Bedeutung des Worts — Eigenthum, — wie es erlaubt seyn wird, erweitert, und nicht die bloße Möglichkeit, über den Gegenstand einer Vorstellung, über eine Sache, nach Belieben und ausschliessend zu schalten, sondern das wirkliche oder mögliche Daseyn einer oder mehrerer Vorstellungen von Dingen, und die Möglichkeit, dieselben nach Belieben ins Bewußtseyn zu bringen, darunter versteht; so wird das Eigenthum eines Menschen desto geringer seyn, je weniger, desto größer, je mehrere seiner Vorstellungen sind. Der Reiche wird desto ärmer seyn, je größer die Summen sind, die er täglich überzählt, je öfterer er seinen Blick auf den Ort, wo seine Gelder liegen, heftet, je näher seine Seele diesen Ort umschwebt. Und derjenige Arme wird der reichste heißen, der Himmel und Erde sein nennt, weil er beyde in Gedanken durchzieht, und überall volle Beschäftigung für seinen Geist findet, der die Blume auf dem Felde und den kleinsten Stern am Himmel für sein Eigenthum hält, weil ihm ihre Betrachtung Stoff zu den mannigfaltigsten Vorstellungen darreicht.

Schrän=

Schränken sich diese Vorstellungen lediglich auf das ein, was ein jeder zu seiner Erhaltung unmittelbar bedarf, ist sein Vorstellungstrieb gerade nur stark genug, um ihn zu nöthigen, Vorstellungen von denjenigen Dingen, durch die sein Leben nothdürftig gefristet wird, zu erzeugen; so befindet er sich in einem blos thierischen Zustande, lebt und pflanzt sich fort wie das Thier. Wirkt sein Vorstellungstrieb so mächtig, ist seine Vorstellungskraft so stark, daß er die Vorstellung von einer Nichtbefriedigung aller seiner Bedürfnisse zu erzeugen vermag; so nähert er sich dem Bewußtseyn von sich selbst, als einem von der Natur und ihren Gesetzen unabhängigen Wesen, das nöthigen Falls sich seine süßesten Gefühle, die Befriedigung der dringendsten Begierden versagen kann. — Ideen erheben ihn in das Gebiet der Menschheit, doch ohne daß er die Menschlichkeit verläugnen darf, indem ohne diese kein Eintritt in jenes Gebiet, und eben so wenig ein beständiger Aufenthalt in demselben möglich ist. Vorstellungen nemlich, Gefühle und Begierden, durch die er zwischen jenen beyden Extremen — dem thierischen und dem blos vernünftigen Zustande — mitten inne gehalten wird, und die gemäßigten Triebe zu dergleichen Vorstellungen, Gefühlen und Begierden, machen ihn menschlich, begründen seine Sinnesart.

Ist seine Vorstellungskraft gesund, gleich weit entfernt von Schwäche und Macht; hegt er Vorstellungen von sich, als einem blos genießenden Naturwesen; von der Natur, von ihren Annehmlichkeiten und Schönheiten, ohne sich dieser Vorstellungen abgesondert bewußt zu werden, ohne in ihnen etwas weiteres zu bemerken, außer daß sie Veränderungen im Gemüthe sind, die ein Gefühl der Lust oder Unlust mit sich führen; bezieht er alles außer ihm, was in seine Sinne fällt, auf sich, und sich auf alles, was ihm bemerklich wird, doch ohne sich diese Beziehung ins besondere vorzustellen; bleibt seine Einbildungskraft innerhalb der Schranken der Sinnesart, entwirft er Bilder und Gestalten, die

ihre

ihre Originale aufs genaueste in der Natur finden, drükt sich diese blos in ihm ab, wiederholt sie sich bey gegebenen Anlässen in ihm, ohne durch ihn, vermittelst der sich in ihr Gebiet eindringenden Begehrungskraft und dieser ihrer Aeusserungen, fremdartige Zusätze zu erhalten; so ist seine Sinnesart von dieser Seite, rein zu nennen. Bleiben seine Gefühle einfach, sind sie Gefühle des Angenehmen ohne Mischung, des Schönen, ohne die Begierde es zu besitzen; werden sie blos durch äußere, höchstens durch solche innere Gegenstände — durch solche Vorstellungen erregt, welche die Vorstellungskraft innerhalb der Schranken der Sinnesart erzeugt; hat er kaum oder gar keine Lust oder Unlust an Gefühlen, als solchen, kaum oder gar kein Wohlgefallen oder Misfallen an Begierden, als solchen; so ist auch von dieser Seite seine Sinnesart rein. Begehrt er endlich nur, was unmittelbar vor ihm oder doch nicht fern aus seinem Gesichtskreise liegt; begehrt er die Begierde überhaupt nicht, begehrt er sie nicht, blos um ihrer selbst willen; stellt sich z. E. der Hunger blos bey ihm ein, begehrt er nicht hungrig zu werden, um das Angenehme und Erquickende des Genusses, unter der Befriedigung seines Hungers desto stärker zu empfinden; sinnt er niemals auf Genuß, jagt er demselben nicht nach, nimmt er ihn vielmehr, wo und wie er ihn findet; vervielfältigen, verstärken und erweitern sich seine Begierden nicht bemerklich nach jedesmaliger Befriedigung; wird nichts von ihm begehrt um der Verabscheuung willen, nichts verabscheut der Begierde wegen; empfängt er aus den Händen der Natur, was und wie sie es giebt, ohne es durch Künsteley genießbarer zu machen; so ist seine Sinnesart in jeder Rüksicht rein, das Herz unschuldig; der Mensch liebenswürdig.

Er steht als solcher unmittelbar unter der Leitung der Natur, unbekannt mit Sorgen und Gefahr, unbekannt mit Furcht und Hofnung, unbefangen und zufrieden schlummernd, wie das Kind im Arm der Mutter. Die Vergangenheit zieht beständig

 ihren

ihren Vorhang dicht hinter ihm zu; — er vergißt über dem gegenwärtigen Genuß, was er bereits genossen hat. Dies leztere kümmert ihn nicht ferner, erregt keine weitere Sehnsucht, kein Trauern. Er hat weder Zeit noch Veranlassung zu dem Wunsche, die Vergangenheit noch einmal vergegenwärtigen, sich in dieselbe zurück versetzen zu können. — Eben so hebt die Zukunft jedesmal nur so viel von ihrem Schleier auf, als unumgänglich nöthig ist, um die Gegenwart zu sehen und zu empfinden. Mit Frohseyn tritt er ins Leben, froh und unbekümmert über sein Schiksal, ohne einen Gedanken daran, wodurch, und von wem dies Schiksal bestimmt und gelenkt werde, wandelt er im Leben fort, und froh endigt er dasselbe mit gar keiner, oder höchstens nur mit einer dunkeln Vorstellung von diesem Ende.

In der Annäherung der wirklichen Sinnesart eines jeden zu dieser reinen Sinnesart, die nur eine Idee ist, oder in der Entfernung von derselben, besteht die wirklich gegebene, vergleichungsweise größere oder geringere Reinigkeit seines Herzens. Im Ueberspannten seiner Vorstellungs- und Einbildungskraft: in dem bis zum Nichts Verfeinerten seiner Gefühle, im rastlosen Ringen und Streben seiner Begierden, wird die größere oder geringere Verderbtheit seines Herzens sichtbar — der Verlust einer Unschuld — an welchem er, blos als Sinnenwesen, lediglich als Zögling der Natur betrachtet, ganz unschuldig ist, an dem er aber, sobald seine Denkungsart mit in Anschlag kommt, selbst schuld seyn, und sich Vorwürfe darüber machen kann. Denn so wie die sinnliche Natur des Menschen seine Sinnesart begründet, ihm Geseze giebt und ihn zwingt, dieselben zu befolgen; eben so begründet seine sittliche Natur die Denkungsart desselben. Sie hält ihm gleichfalls ein Gesez vor, aber sie treibt ihn nicht, wie jene, dies Gesez zu erfüllen. Er kann ohne es begehren; er kann gegen dasselbe, oder ihm gemäß wollen, und um seinetwillen handeln; seine Denkungsart, sein Herz kann blos nicht

un-

unlauter, es kann verderbt, verkehrt, boshaft oder auch lauter und rein seyn.

Zweyte Untersuchung.

Es ist eine Klage — so alt wie das Menschengeschlecht, von so lange her, wie das menschliche Herz selbst, — daß das Tichten und Trachten desselben bös sey von Jugend auf. Von der Sinnesart kann dies nicht gemeint seyn: denn sie kann an und für sich höchstens nur unlauter, aber niemals bösartig heißen. Es muß von der Denkungsart des Menschen verstanden werden, — von seinem Willen, in so fern diesem ein Gesetz nicht von der Natur, sondern vom Menschen selbst, als einem übersinnlichen Wesen, zur Befolgung vorgehalten wird, und er sich dennoch, ohne auf dies Gesetz Rüksicht zu nehmen, oder wohl gar gegen dasselbe eigenmächtig bestimmt. Der Mensch muß Gründe haben zu dieser Selbstbestimmung, und diese Gründe müssen sein eignes Werk seyn, denn sonst wäre es nicht Selbstbestimmung, sondern ein bloßes Bestimmtwerden. Die Gründe können eben darum nicht in seiner Sinnesart gelegen seyn: denn nach dieser verhält er sich lediglich leidend. Sie müssen in seiner Denkungsart, im Willen selbst begründet seyn, denn er kann sich, was das Bestimmen wider jenes Gesetz, oder ihm gemäß betrift, nicht leidend, er muß sich selbstthätig verhalten, indem das Bewußtseyn, gegen oder ohne dasselbe gewollt zu haben, ihn niederschlägt, das Bewußtseyn hingegen, sich durch dasselbe und um seinetwillen bestimmt zu haben, ihn aufrichtet und über sich selbst erhebt. Er fühlt im ersten Falle Verachtung, im andern Achtung gegen sich selbst.

Wir wollen in der gegenwärtigen Untersuchung dies Gefühl der Achtung und Verachtung einstweilen zur Regel dienen lassen,

um auszumachen, welche Denkungsart lauter, und welche unlauter, wann der Wille gut, und wann er bös genannt zu werden verdiene. Gesezt dann auch, jene Bestimmungsgründe, die zu der vorhin angeführten Klage berechtigen, blieben unsrer Erkenntniß völlig unzugänglich; so wird wenigstens die Einsicht in die Reinigkeit der Denkungsart nicht im Wege seyn, wann, wie es Pflicht für einen jeden ist, den Gründen für die Befolgung des Sittengesetzes das Uebergewicht über die Gründe, die diese Befolgung moralisch unmöglich machen, gegeben, wann der alte Mensch aus- und der neue angezogen werden soll.

Im menschlichen Willen überhaupt, als dem Vermögen, sich selbst zur Befriedigung oder Nichtbefriedigung sinnlicher Triebe und Begierden nach dem Sittengesetze, oder ohne, oder gegen dasselbe zu bestimmen, können die erwähnten Gründe — der Hang sich gegen das Gesetz, oder ohne dasselbe zu bestimmen — nicht liegen; denn der Wille an und für sich ist gut, — das Wollen haben wir wohl, aber nicht das Vollbringen. — Es fehlt nicht an Anlagen zum Guten, obgleich jener Hang zum Bösen wirklich da ist. In demjenigen, wodurch dem Menschen das Sittengesetz gegeben ist, was er sein Selbst nennt, und wovon wir nur eine Eigenschaft — den Willen — kennen, kann dieser Hang gleichfalls nicht gegründet seyn; weil eben das Selbst des Menschen ihm streng und unerbittlich sein heiliges Gesetz vorhält, und er nur erst dadurch, daß er nach Beschaffenheit der Umstände wünscht, das Gesetz mögte von seiner Strenge nachlassen — Nachsicht mit ihm haben — auf den Gedanken gebracht wird, (indem auch dieser Wunsch in ihm gerügt, und eben dadurch ihm selbst zuerst bemerklich wird,) es müsse wohl ein Hang zum Bösen in ihm seyn, und dieser könne nicht etwa mit den Jahren erst sich eingefunden haben: — er selbst müsse vielmehr von Jugend auf verderbt gewesen, und doch an diesem Verderben selbst schuld seyn, weil alles Böse, was er thue, und was durch Gewissensbisse

so

so empfindlich an ihm bestraft werde, daraus herfließe. Und so kommt es dann zu der Klage, daß alles Tichten und Trachten des menschlichen Herzens bös sey, von Jugend auf. Eine Klage, die wenn sie gehörig verstanden, aufrichtig geführt und nicht etwa blos nachgebätet wird, nichts anders ist als Reue, und ein Zeichen, daß der, welcher sie erhebt, bereits mit jenem Hange kämpfe und auf dem Wege begriffen sey, ein guter Mensch zu werden.

Verstanden aber wird die angeführte Klage, wenn man die Denkungsart überhaupt, und die verschiedenen Grade ihrer Verderbtheit in Ueberlegung nimmt, wo dann ein jeder bey sich selbst ausmachen mag, auf welcher Stuffe der Lauterkeit in Gesinnungen er stehe, und in wie fern er über Hang zum Bösen zu klagen Ursache habe: denn dieser Hang findet entweder in der Denkungsart seine Stelle, oder er findet sie nirgends, und die Klage darüber ist blos eingebildet; — welches leztere inzwischen eine Behauptung seyn würde, die schon dadurch, daß jene Klage von allen Orten her und zu allen Zeiten gehört wurde, widerlegt wäre.

Das Denken überhaupt geschieht lediglich nach Gesetzen der sinnlichen Natur, ist Geschäft des Menschen, als eines Sinnen-, als eines eigennützigen Wesens, und kann höchstens blos auf seine Sinnesart bezogen werden. Das Denken, in so fern es in Verhältniß zu einem Willen betrachtet wird, der Wille Einfluß auf das Denken, das Denken Einfluß auf die Bestimmung des Willens haben kann, kurz, das bestimmte Denken macht die Denkungsart aus. Der Wille nemlich kann sich nicht anders bestimmen, als nach einer Regel (einem Produkt der Denkkraft). Wir können nichts wollen, ohne irgend eine Absicht. Das Wollen ist niemals ein blindes, so wie das Begehren ein blindes Begehren seyn kann. Jene Absicht ist nun entweder unmittelbarer Genuß, unmittelbare Vereinigung mit irgend einem Objekt, oder

sie zielt nur mittelbar auf Genuß ab, das Objekt desselben ist zerstreut und entfernt. Im ersten Falle ist die Regel, nach der wir die Absicht zu erreichen meynen, eine Regel der Kunst, im zweyten, eine Regel der Geschiklichkeit. Die eine ist Werk des Verstandes, die andere ein Werk der Vernunft, als Klugheit. Beyde werden durch Denkkraft hervorgebracht; aber nur in so fern sie zur Sinnesart gehört. Die Regeln des Verstandes und der klugen Vernunft sind Regeln für das Begehren, begründen einen geringern oder höhern Grad der verfeinerten Sinnesart, gehören aber nicht für den Willen, und haben mit der Denkungsart nichts zu schaffen. Es muß, wenn Denkungsart überhaupt im Menschen statt haben soll, noch eine andere Absicht geben, die weder mittelbar noch unmittelbar auf Genuß geht, nicht für das Begehren, sondern für den Willen gehört; — und diese nicht sinnliche Absicht kann keine andere seyn als die: entweder nicht auf die Stimme des Sittengesetzes zu achten, oder so vernehmlich sie auch seyn mag, gegen dasselbe, oder endlich ihm gemäß zu handeln. Eine von diesen Absichten muß der Mensch haben, und er muß sich selbst es zur Regel gemacht haben, nach derselben zu wollen. Diese aufgenommene Regel der Nichtsittlichkeit, der Unsittlichkeit oder der Sittlichkeit macht sein Denken zu einer Denkungsart, — ist die innere und einzige Bedingung derselben. Den Menschen selbst macht sie verächtlich oder achtungswerth in seinen eignen und in den Augen anderer, je nachdem er die eine oder die andere auf- und angenommen hat, und in seinem Leben und Wandel befolgt.

Derjenige nemlich, dessen Handlungsweise von seinen Mitbürgern, in so fern sie Bürger sind, — also in dem Stande einer zu oder abnehmenden Cultur leben, gemisbilligt, verabscheuet, der von ihnen verachtet wird, muß als solcher, auf alle Reinigkeit der Denkungsart geradehin Verzicht thun. Denn wenn Verachtung, das ärgste, was ihn treffen kann, gegen ihn aus-

ausbricht; so ist vorauszusetzen, daß in den Gemüthern derer, von denen er verachtet wird, etwas anders über ihn entschieden habe, als Vorurtheile, Eigennutz und dergl. Diese leztern können Anlaß geben zur Rache, zum Haß, Neid und zur Verfolgungssucht, aber — zur Verachtung nun und nimmer.

Wer in den Augen seiner Mitbürger so tief gesunken ist, daß sie ihn nicht einmal fürchten, weil sie ihn verachten, der muß sich entweder über auffallende Gebrechlichkeit, oder über mächtige Bösartigkeit des Herzens, über Schwäche oder Bosheit zu beklagen, und zugleich anzuklagen Ursache haben. Im ersten Falle handelt er leichtsinnig, von der Macht der Sinnlichkeit überwältigt, — als bloßes Sinnenwesen — einzig und allein dem Genuß nachgehend; gleichsam als wäre er ohne allen Willen, als gäbe es für ihn kein Gesetz, auf welches er in seinem Thun und Lassen Rüksicht zu nehmen, nach welchem er sich selbst zu bestimmen habe. Er ist ein schwacher Mensch, in so fern er ohne Widerstand sich der Herrschaft des Bösen überläßt, bey gegebenen Anlässen seine Schwäche willig gesteht, und während er einräumt, es fehle ihm an Muth, das Böse nachdrücklich zu bekämpfen, zugleich sich selbst Vorwürfe über eben diesen Mangel an Muth machen muß, doch ohne daß diese Vorwürfe stark und aufrichtig genug wären, um es bey ihm zu dem Entschluß zu bringen, Muth fürs künftige zu fassen. — Er handelt nicht sittlich, wird verachtet und zugleich bedauert. — Im andern Falle (bey der Bosheit des Herzens) wird überlegt gehandelt. Das Sittengesetz wird entweder verläugnet, oder es wird verkannt, weil man es verleugnen oder verkennen wollte, ohne übrigens ganz darauf Verzicht zu thun, — es auch ableugnen zu wollen.

Man läßt die öffentliche Achtung, das Urtheil des einen über das Betragen des andern für etwas gelten; man fühlt selbst so etwas von Achtung und Verachtung in seinem Innern; allein

man

man verläugnet dies Gefühl, sezt sich trotzig über jeden Vorwurf von innen und von aussen hinweg, und obwohl es mit diesem Trotze nicht immer völliger Ernst seyn, obwohl zuweilen, wie von selbst, sich die Bemerkung aufdringen mag: das menschliche Herz sey ein trotzig und verzagt Ding; so wird dennoch so anmassend, so durchgreiffend gehandelt, als sey man seiner Sache völlig gewiss. Mord, Betrug, Diebstahl und wie die lange Reihe menschlicher Laster weiter heissen mag, sollen durchaus nicht für Laster, sondern höchstens nur für Abweichungen von der eingeführten Ordnung gelten, so sehr sie sich insgeheim immer und wiederholt als Laster ankündigen. Oder wenn andere sie durchaus dafür erklärt wissen wollen, so stimmt man ihnen endlich wohl bey, behält sich aber insgeheim vor, so oft, als es thunlich seyn sollte, seine Stimme zurück zu nehmen; kurz, man verleugnet sich selbst, sucht sich und andere troz allem, was sich widersezt, troz allen eignen Anlagen zum Guten, die dagegen streiten, zu betäuben. — Es ist Tücke des menschlichen Herzens da.

Wo das Gesetz, das von allen und jeden Menschen befolgt seyn will, nicht verleugnet wird, da wird es eigenwillig verkannt. Man hält sich für berechtigt zu glauben, nur das eigne, einzelne Urtheil über die Rechtmässigkeit oder Gleichgültigkeit seines Benehmens sey wahr und in der Vernunft gegründet, die Stimme des Volks sey Trug und Täuschung. Eigne Achtung oder Verachtung wird über der Menge anderer Gefühle, die den Handelnden beständig durchströmen, nicht wahrgenommen, und die etwa bemerkte Verachtung, mit der andere sich vom Lasterhaften wegwenden, wird von diesem für Eckel, für Neid, Verdruss u. dgl. nur nicht für Verachtung gehalten, die Schande, welche ihn und seine Handlungen drükt, muss durchaus für blos eingebildet gelten. Es ist Verkehrtheit des Herzens da. Das Gesetz mag nun verleugnet, oder es mag verkannt werden; man mag die Schuld von beyden auf Erziehung und Beyspiele, oder auf eigne Verirrun-

irrungen des Verstandes und der Vernunft schieben, man mag falsch urtheilen, oder man mag vernünfteln; so ist und bleibt dennoch Bösartigkeit, über die man sich selbst Vorwürfe machen sollte, und endlich auch wohl machen wird, unverkennbar. Es wird unsittlich gehandelt. Der Handelnde wird verachtet, und sein Betragen empört.

Wenn in den genannten Fällen auf den Vorzug der Herzensreinigkeit schlechterdings Verzicht gethan werden muß, weil, wo dieser gefunden werden soll, wenigstens Unbescholtenheit des Wandels, Tadellosigkeit des Betragens im Angesichte der Menschen nicht fehlen darf; so wird eben so wenig Reinigkeit des Herzens an demjenigen gelobt werden können, dessen Lebensweise zwar mit lärmendem Beyfall vom großen Haufen gepriesen wird, der an öffentlichen Beweisen von Achtung und Ergebenheit aus mehr als einem, — nur nicht aus dem rechten Grunde, starkes Wohlgefallen findet, diesen Beyfall aber, diesen Ausdruck von Achtung, so oft seine Aufmerksamkeit willkührlich oder unwillkührlich auf das Innere seiner Handlungen und Gesinnungen gerichtet wird, beschämt und gedemüthigt von sich ablehnen, sich selbst verachten und nur für desto nichtswürdiger erklären muß, je lebhafter sein eignes Gewissen ihm vorhält: künstlich und schlau jenen Beyfall vorbereitet und erworben zu haben. Mit Recht heißt der Heuchler gegen andere (denn von diesem ist hier die Rede,) ein von aussen schön übertünchtes Grab, dessen Inneres von Würmern wimmelt, von Verwesung und Moder duftet. Seine Denkungsart ist unlauter, und zwar aus Schwäche, aus Tücke, oder Verkehrtheit.

Der Heuchler aus Schwäche kennt freylich wohl den Werth, welchen Güte des Herzens, Lauterkeit der Denkungsart an und für sich hat, und den die Menschen insgemein darauf setzen; allein, was ihn auch immer hindern mogte, des in ihm gelegenen Keims

zum

zum Guten zu warten, und einen Vorzug zu erwerben, dem er seinen Beyfall weder versagen kann, noch auch wirklich versagt, — er hälts einmal für rathsamer, die Vortheile, welche die öffentliche Achtung mit sich führt, auf jedem, nur nicht auf dem geraden Wege, zu suchen, — zu ärndten, wo er nicht gesäet hat. Und dem Reize, den diese Vortheile für ihn haben, ist es dann auch wohl zuzuschreiben, wenn er, obgleich das Geständniß: er sey ein Heuchler, ihm beständig auf der Zunge schwebt, dennoch an sich hält, zwar weder öffentlich noch insgeheim grobe Laster, aber doch mit völligem Bewusstseyn mancherley Fehler begeht, die er freylich vor sich selbst nicht verbergen kann, aber doch vor den Augen und Ohren anderer auf alle Art zu bemänteln sucht. Es kann nicht fehlen, dieser Hang, seine Fehler den Blicken anderer zu entziehen, um bey ihnen für mackellos zu gelten, muß ihm endlich bemerklich, — er muß auf den Gedanken einer Unlauterkeit in seinen Gesinnungen gebracht werden, sich selbst bedauren, beklagen und verachten. Allein gewöhnlich bleibt es bey diesem Bedauren. Er wird, wenn nicht etwa eine plözliche Erschütterung des Gewissens dazwischen tritt, nach gerade gleichgültig gegen sich selbst, sinkt immer tiefer, und artet endlich wohl gar in einen Heuchler aus, der es mit Tücke des Herzens ist.

Heucheley aus Tücke ist die schlimmste unter allen. Hier wird, um alle und jede Zuschauer zu berücken, bey allen öffentlichen Gelegenheiten die Maske der Unschuld und Lauterkeit vorgesteckt. Voller Schadenfreude werden insgeheim die ärgsten Laster verübt, während das Auge von Menschenliebe strahlt, die Lippen Wohlgefallen lächeln an allem, was groß und gut, ehrwürdig und heilig ist. Der Heuchler dieser Art, während er mit einem Frevel, mit einem innern Kitzel, der dem menschlichen Herzen gar sehr zur Schande gereicht, alle Menschen ohne Ausnahme verspottet, hintergeht seine Beobachter durch Handlungen, die ziemlich das Gepräge eines guten Willens, der lautersten

Absicht haben, und es gelingt ihm nicht selten, was er beabsichtigte, nemlich den Lohn und das Lob dessen, der wirklich ist, was er nur zu seyn scheint, davon zu tragen. Zuweilen inzwischen verräth ihn dennoch, bey aller Kunst und Behutsamkeit, bey aller sogenannten Herrschaft über sich selbst, indem sie ihn gleichsam überrascht, irgend eine seiner strafbaren Neigungen. Oder es zieht ihm auch wohl einer seiner Freunde, von dem er sich etwas dergleichen am wenigsten versah, plözlich die Larve ab. Auf einmal verschwindet dann das Lächeln um seinen Mund, Hohn und Spott treten an die Stelle desselben. Hinter diesen sucht er nun seine Verlegenheit zu verbergen, mit ihrer Hülfe hoft er, sich in seinen Schlupfwinkel zurück ziehen zu können. Mislingt das, wird ihm nur desto schärfer zugesezt, so macht ihn die Wuth jede andere Rüksicht vergessen, Tücke funkelt in seinen Augen; er haßt aufs bitterste, und bietet auf, was in seinen Kräften steht, um den, der ihn in seiner Blöße darstellte, völlig zu Grunde zu richten, wärs auch nur deswegen, weil dieser zuerst, es sey, aus welcher Absicht es wolle, Anlaß wurde, daß er sich selbst den Umstehenden verrathen mußte.

Der Heuchler aus Verkehrtheit hält durch die seltsamste aller Selbsttäuschungen hintergangen, Ehrenbezeugungen, wodurch die Menschen in bürgerlichen Verhältnissen, ihre Schätzung gewisser Dinge, die nur erst in bürgerlichen Verhältnissen einen Werth bekommen, zu erkennen zu geben pflegen, für den öffentlichen Ausdruck von Achtung selbst. Und so stellt er sich nicht etwa, als besitze er Tugenden, die wirklich Achtung verdienen, als sey er aufrichtig, treu, verschwiegen u. dergl., sondern, als mangele es ihm nicht an solchen äußern Vorzügen, die seiner Meinung nach geachtet werden, da sie doch ihren Mann höchstens nur in den Augen derjenigen, die sich auf wahre Schätzung nicht verstehen, wichtig, angesehen und geehrt machen können. Ohne wohlhabend zu seyn, will er dennoch den Schein haben, Reich-

thümer

thümer zu besitzen, um nur nicht verachtet zu werden; welches gleichwohl nicht zu besorgen ist, denn Vorzüge, die einer dem andern beneiden kann, wie dies bey Reichthümern statt hat, sind zuverlässig nicht von der Art, daß ihr Besitz Achtung, Mangel derselben Verachtung zur Folge haben könnte. Inzwischen mag diese Bemerkung noch so oft von ihm selbst gemacht worden seyn, das Gefühl für bürgerliche Ehre wird dennoch immer wieder mit dem Gefühl der Achtung verwechselt, — wovon der nächste Grund ohne Zweifel in der Erziehung liegt, indem, oft blos aus Mißverstande nur jenes Gefühl gewekt und geschärft wird, während das andere sich selbst überlassen bleibt, und sich entwickeln mag, wie es kann. Unverschuldete Armuth wird nach dieser Denkungsart, die aus gleichfalls in der bürgerlichen Gesellschaft erst statt habenden Gründen, den preißwürdigen Namen eines feinen Ehrgefühls erhält, für Schande gehalten, und man opfert sich lieber auf, als daß man eben diese Armuth von sich gestehen sollte, aus Furcht, man mögte sich verachtet sehen, da doch andere, wenn sie unlautern Herzens sind, sich eines solchen Armen höchstens nur schämen können. Eben so — Gelehrsamkeit, ein öffentliches Amt bringt Ehre. Man nimmt durch einen Mißgriff diese Ehre für Achtung, und sucht nun, nicht etwa Gelehrsamkeit zu erwerben, um diese eingebildete Achtung zu verdienen, man begnügt sich vielmehr damit, blos gelehrt zu scheinen, um eben den Zweck zu erreichen. Und wo man zu einem Amte entweder nicht gelangen, oder aus Unvermögen keins zu begleiten hoffen kann, da bewirbt man sich wenigstens um den Titel, in der Hofnung, dieser werde die Achtung, die dem Amte anklebe, mit sich führen. Eine Hofnung, die eben darum immer betrügen muß, weil Ehre und Achtung himmelweit von einander verschieden sind.

Außer dieser unlautern Denkungsart, die sich als Heucheley gegen andere ankündigt, giebt es noch eine Heucheley des Herzens

zens

zens gegen sich selbst, eine Verkehrtheit desselben im eigentlichsten Sinne, welcher aus Gründen, die in ihr selbst liegen, weit schwerer beyzukommen ist, als selbst der vorher erwähnten Heucheley aus Tücke. Die Menschen nemlich haben sichs ziemlich allgemein und von jeher zur Maxime gemacht, nicht das Gesetz, welches eigentlich diesen Namen verdient, und welches von jeher laut genug seine Stimme hören ließ, zu erfüllen, sondern dafür etwas anderes zu thun, in dem Wahne, der aber ihr eignes Werk ist, und für den sie verantwortlich bleiben — es geschehe hiermit dem Gesetz selbst genug. Jenes Etwas war nun entweder eine Aufopferung, aber nicht eine solche, wie etwa das Gesetz sie fordern mögte — man versagte sich vielmehr eine Art von Genuß, um eine andere desto sicherer zu wissen, versezte sich selbst in Furcht und Schrecken, um mit desto größerer Zuversicht hoffen zu können, — oder es war das gerade Gegentheil von einer Aufopferung — man hörte die Stimme der Neigung, und befriedigte diese, während man glaubte, die Stimme des Gesetzes vernommen, und ihm Genüge gethan zu haben.

Was waren die Opfergebräuche ganzer Völkerschaften, was waren die Versöhnungs-, die Dank- und Bittfeste der Juden und Heiden, was ist der Gottesdienst, was sind die frommen Anstalten der meisten Christen anders, als Kunstgriffe, mit denen es nicht immer wohlgemeint war, sich selbst zu hintergehen, mit sich selbst in Frieden zu leben, obgleich der hierauf gegründete Friede niemals eigentlich Friede, sondern höchstens nur eine aufgedrungene Ruhe, eine Ruhe aus Erschöpfung und Betäubung heißen konnte? Das Gesetz in ihnen wollte befolgt seyn, und drohte im Fall des Nichtgehorchens mit Verachtung und tiefer Selbstbeschämung. Sie verwechselten diese Drohung mit einer andern, wähnten, das Gesetz drohe Untergang, gänzlichen Verlust ihrer Habe, gänzliches Unglück, und aus Furcht vor diesem Unglück erniedrigten sie das Gesetz in ihnen zu einem Machthabenden

benden Despoten außer ihnen. So vielerley Arten von Gütern es nun gab, deren Verlust zu fürchten deren Gewinn zu hoffen stand; so vielerley Gebieter über diesen Verlust und Gewinn wurden anfangs dunkel geahndet, dann bestimmt gedacht, und endlich für lebende Wesen angenommen, und als solche mit gänzlicher Entsagung aller eignen Persönlichkeit sklavisch verehrt. Furcht und Hoffnung beugten ihre Knie vor einem oder vor mehreren Götzen, je nachdem die Phantasie mehr oder weniger wirksam bey dem einen oder andern Volke geblieben war.

Wenn nicht die Geschichte und die zeitige, leicht anzustellende Erfahrung die Wirklichkeit dieses Verfahrens, dieser Verkehrtheit hinreichend beglaubigte; so würde man es für eben so unwahrscheinlich halten müssen, als es bey allen Beweisen für diese Wirklichkeit dennoch schlechthin unerklärbar bleibt. Denn man darf nicht hoffen, damit, daß man sagt, der menschliche Verstand habe sich verirrt, die Vernunft sey bey ihrem instinktartigen Nachforschen über vorzüglich auffallende Naturerscheinungen, die Gewalt über den Menschen haben, auf schlechterdings unergründliche Ursachen gerathen, und habe dann diese Ursachen zu vernünftigen und mächtigen Weltweisen erhoben; man darf nicht hoffen, hiermit die Sache erklärt, und den Knoten aufgelößt zu haben. Es ist ja nicht von einer Verkehrtheit der menschlichen Vernunft, sondern von einer Verkehrtheit des menschlichen Herzens die Rede. Was bewog die Menschen, um die Gunst jener Weltwesen zu buhlen, durch Söhnopfer ihren Zorn von sich abzuwenden, wenn es nicht das Bewußtseyn war, Strafe verdient zu haben? Wie konnte aber dies Bewußtseyn entstehen, wenn nicht ein anderes vorausgieng, das Bewußtseyn, ein Gesetz verlezt zu haben? Und woher hatten sie dies Gesetz? War es ihr eignes, oder lernten sie dasselbe erst mit jenen Weltwesen und durch sie kennen? Wenn diese Weltwesen das Produkt einer sich selbst täuschenden Vernunft waren; so muste jenes Gesetz im

lezterrn

leztern Falle auch nur durch bloße Täuschung für ein Gesetz gehalten werden. Das Bewußtseyn, wenn anders ein solches noch möglich war, das Gesetz verlezt, Strafe verdient zu haben, mußte sich selbst als leer und nichtig ankündigen. Woher nun noch das Bestreben, den Zorn der Götter von sich abzuwenden? War aber das Gesetz ihr eignes; so ist nicht abzusehen, wie sie auf den Gedanken gerathen konnten: die Götter wachten über der Befolgung desselben, straften die Uebertreter, oder belohnten die Folgsamen, außer wenn man annimmt, das Gesetz selbst habe unverschuldeter Weise Anlaß gegeben, Götter zu erfinden, oder vielmehr es sey selbst in einen solchen Götzen verwandelt worden. Aber wie von ihm dieser Anlaß genommen werden konnte, da seine Stimme überall laut und deutlich, da die, nur mit diesem Gesetz und durch dasselbe mögliche Achtung, durchaus von jedem andern Gefühle unterscheidbar seyn sollte? das ist eben das Unerklärbare, was ewig unerklärbar bleiben wird.

Was es hiermit auch immer für eine Bewandniß haben mag; bey jener Art von Verkehrtheit wird doch wenigstens etwas aufgeopfert, und obgleich diese Aufopferung kaum den Namen verdient; so ist doch wenigstens einige Kraft des Geistes da, einige Anstrengung bemerklich — man versagt sich etwas, obgleich nur aus Furcht oder Hoffnung, man giebt sich hin, und es ist nicht völlig so schwer, jene Verkehrtheit wieder umzukehren, jenen Sieg der Sinne über die Sinne wenigstens in einen Kampf des Guten gegen das Böse, die mit sich selbst uneinige Sinnesart in eine, wenn auch nicht lautere, doch sich läuternde Gemüthsart umzuschaffen (Auch trug das Christenthum in seinem ersten Anfange, wie die Geschichte der Apostel wenigstens beweist, wirklich einen solchen Sieg davon; man fieng an, diese Verkehrtheit von sich zu thun. Daß an ihre Stelle in der Folge eine neue Verkehrtheit, ein Götzendienst unter einem andern Namen eintrat, der alte Mensch wieder angezogen wurde, davon ist die

Schuld

Schuld, wie man leicht sieht, dem Christenthum nicht beyzumessen.) Weit schwerer ist diejenige Verkehrtheit auszurotten, wo nichts aufgeopfert, wo im Gegentheil eine Neigung befriedigt wird, während man sich überredet, das Gesetz werde erfüllt.

Es ist nicht nöthig, das wirkliche Daseyn dieser Art von Heucheley gegen sich selbst, zuvorderst mit Beyspielen aus der Geschichte, mit fremder Erfahrung zu beweisen. Ein jeder darf nur in seinen eignen Busen greifen, und er wird finden, daß, sobald er mit Hintansetzung aller Rüksichten, nur einen Augenblick aufrichtig und ohne Heucheley gegen sich selbst verfährt, seinen innern Menschen einer genauen und strengen Prüfung unterwirft, daß der Beyfall, den ihm andere seiner Handlungen wegen zollen, den er sich selbst um seiner Gesinnungen willen nicht glaubt versagen zu dürfen, unter den prüfenden Augen seines Geistes gewöhnlich in nichts verschwindet. Man wähnt oft, eine Handlung blos und allein deswegen verrichtet zu haben, weil sie verrichtet werden soll, weil das Gesetz in uns sie zur Pflicht macht, während der Bewegungsgrund zu derselben ganz ein anderer ist, als der, aus welchem wir sie hätten unternehmen sollen, und auch verführt durch das Böse in uns, unternommen zu haben meynen. Man überredet sich, einem Dürftigen mitgetheilt zu haben, weil er hülfsbedürftig war; da man doch an die Stelle dieses Grundes den erwarteten Beyfall der Umstehenden, oder die Rührung eines schwachen, durch fremde Leiden leicht zu stimmenden Herzens — eine weiche Sinnesart, aus welcher der Entschluß und die Handlung floß, setzen, und sich nur nicht täuschen sollte. Eitelkeit, Selbstdünkel, Stolz, Habsucht, Neid, Menschenfurcht, sind häufig die im verborgenen wirkenden Triebfedern solcher Handlungen, die für sich genommen dem Gesetz gemäß; nur Schade, daß sie nicht auch aus dem Gesetz entsprungen, daß sie nicht zugleich pflichtmäßig sind. Doch dies beunruhigt den eingebildeten Tugendhaften nicht, weil er seiner

Mei-

Meinung nach von dergleichen Gebrechen frey ist, oder wo er sie von sich gestehen muß, davon befreit zu werden, für unmöglich hält, indem die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur überhaupt auch die seinige, und unüberwindlich sey.

Eben dieser Glaube an das Unüberwindliche der Gebrechlichkeit, die doch überwunden werden soll, weil sonst alle und jede Laster darin ihre Entschuldigung fänden, und kaum zugerechnet werden könnten, trägt dann nicht wenig dazu bey, die Gebrechlichkeit selbst zu verstärken, sie noch gebrechlicher zu machen. Die Worte: wir alle sind Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen, haben ihre gute Bedeutung, wenn sie auf den geführten Lebenswandel bezogen werden — sie sind alsdann eine Aufforderung zur Besserung; aber sie verlieren alle Bedeutung, wenn sie mit Rüksicht auf den künftig noch zu führenden Wandel angeführt werden; oder vielmehr, sie erhalten alsdann eine verkehrte Bedeutung, berücken den Urtheilenden und geben mittelbarer Weise Anlaß, daß er ein immer größerer Sünder wird.

Aber wie, wenn eine Handlung augenscheinlich auf das Wohl eines oder mehrerer Menschen oder gar auf das Weltbeste abzwekt, was liegt daran, ob sie um des Sittengesetzes willen und ihm gemäß, oder zur Befriedigung einer an sich unschuldigen Neigung, ob sie einem völlig uneigennützigen Entschluß zu Folge, oder aus unwiderstehlicher Rührung, um des vorausgesehenen Ruhms willen und dergl. unternommen wurde, ob an derselben lediglich das Begehren oder der Wille Antheil hatte? Freylich, was die genannten Folgen betrift, so ists völlig einerley, aus welcher Absicht die Handlung selbst geschah. Und mit Rüksicht blos auf diese Folgen, mag sich der Handelnde immerhin für einen gerechten und guten Menschen halten, von aller Welt anstaunen und bewundern lassen, oder auch mit dem Beyfall seiner

wenigen Freunde, oder mit dem angenehmen Gefühl, das die befriedigte Neigung mit sich führt, begnügen. Allein dies alles gehört alsdann zur Sinnesart, von der hier nicht die Rede ist. Seiner Sinnesart nach mag der Wohlthätige, der, welcher sich selbst aus Enthusiasmus für Ruhm und Ehre, zum Besten seines Vaterlandes oder des ganzen Menschengeschlechts aufopferte — ein liebenswürdiger, und sogar ein erhabener Mensch seyn, der Bewunderung verdient; seiner Denkungsart nach ist er als solcher nicht im mindesten achtungswürdig. Wenn er sich wenigstens nur den Bewegungsgrund zu seiner Handlung gesteht; so besteht er doch nicht als Heuchler vor sich selbst: aber wenn er seinen eigennützigen Zweck sich selbst als uneigennützig vorspiegelt; so ist das eine Verkehrtheit, die ihn, wenn er sich ihrer bewußt werden könnte, vor seinem Gewissen verwerflich machen würde. Bey so genannten heroischen Thaten, wo das Bestreben, den Menschen nützlich zu werden, ins Große geht, ist diese Verkehrtheit seltener — der Ruhmsüchtige hat seine Ruhmsucht seltner vor sich und andern Hehl, als der Selbstsüchtige seinen unmittelbaren Eigennutz, während er ganz in der Stille um das Wohl einzelner Menschen beschäftigt ist, ganz in der Stille das Vergnügen der Dankbarkeit, der zartesten Rührung genießt, als worauf es eigentlich, obwohl nur in einer dunkeln Vorstellung, abgesehen war. Dieser ist sich selbst gewöhnlich ein so tiefes Geheimniß, daß er zu allen Zeiten in höchster Zufriedenheit mit sich — gleichsam als habe er sich mit seinem Gewissen gänzlich abgefunden — einschläft und wieder erwacht. Andern gelingt es zuweilen weit eher, als ihm selbst, das Innere seiner Handlungen und Gesinnungen zu durchschauen; indem das demüthige Wohlgefallen an sich selbst und an allem, was er sagt oder thut, die Eitelkeit, womit er sich für den auserkohrnen Liebling der Gottheit und des Glüks hält, die stumme Empfindlichkeit darüber, daß nicht jedermann ihn für den anerkennt, wofür er sich hält, bey einiger Aufmerksamkeit ihren Blicken nicht entgehen können;

so

so daß er oft schon allgemein verachtet ist, während er sich selbst für einen Gegenstand der Achtung hält.

Es scheint verwegen und anmaaßend, die Menschen überhaupt und ohne Ausnahme der zulezt genannten Heucheley gegen sich selbst, die eine Verkehrtheit des Herzens ist, bezüchtigen zu wollen; und dennoch wird keiner unter ihnen mit der Behauptung auftreten können: er habe niemals auf dieser ausgetretenen Bahn gewandelt. Noch gewagter scheint der Gedanke, daß diese und die andern oben genannten Arten von Heucheley und Unlauterkeit des Herzens, mittelbarer Weise ihr Daseyn erst in und mit der menschlichen Gesellschaft empfangen, daß das Böse und der Hang dazu, obgleich auch außer aller Gesellschaft im Herzen des Menschen befindlich, doch erst durch die Vereinigung mit mehrern zu irgend einem sinnlichen Zweck Nahrung erhalte, und durch tausend sich hierinnen zuerst darbietende Veranlassungen immer mächtiger werde, während eben dies Böse außer aller Gesellschaft gleichsam unentwickelt bleibt, und es dem Menschen möglich zu machen scheint, seine Denkungsart ohne sonderliche Anstrengung aufs höchste zu reinigen und zu läutern. Es scheint, sag' ich, dies sey eine sehr gewagte Behauptung, und gleichwohl wird sie durch die oben angeführten, mittelbaren Gründe der Unlauterkeit in der Denkungsart gerechtfertigt.

Habsucht nemlich, Neid, Stolz, Eitelkeit, Menschenfurcht, Empfindeley und Schwärmerey sind Gemüthszustände, die ausser der menschlichen Gesellschaft entweder gar nicht statt finden, oder höchstens nur zur Sinnesart gehören, und keine so gehässige Namen führen würden, da sie hingegen in der menschlichen Gesellschaft der Denkungsart angehören, und als Laster, Fehler und Gebrechen betrachtet werden, zu denen der Grund auch ausser dem gesellschaftlichen Zustande zwar im Menschen liegen muß, die aber erst durch die Verhältnisse der Menschen gegen einander

zu wirklichen Lastern u. s. w. erhoben werden. Was in der bürgerlichen Gesellschaft Habsucht heißt — ein beständiger Hang, seinen Besitz durch die Eingriffe in fremdes Eigenthum zu erweitern, das würde außerhalb derselben blos Sorge für die zunächst künftige Erhaltung seyn, wodurch niemandes Eigenthum gefährdet werden könnte, indem keiner mit einem andern in irgend einer Art von Verkehr stände. Stolz, Neid, Eigendünkel und Eitelkeit würden blos ein starkes Gefühl eigner Kraft und ein thätiges obgleich blindes Bestreben bleiben, sich Vorzüge zu erwerben, um, wenn es Noth thäte, in gehörigem Vertheidigungsstande zu seyn, List und Gewalt von sich abzutreiben, da sie hingegen in der menschlichen Gesellschaft ein leeres Bemühen sind, sich wichtig zu machen, oder dem Ansehen anderer Abbruch zu thun, sich Vorzüge, die es wirklich sind, die man aber an sich vermißt, anzumaßen, und andere, die es nur zu seyn scheinen, in und an sich zu finden, oder die einen wie die andern denen, die sie besitzen, zu entziehen. Im außergesellschaftlichen Zustande würde man von Vorzügen als solchen kaum etwas wissen können: denn wo es keinen Maasstab für Verdienste giebt; da werden diese nimmer erkannt, und wo man nicht wenigstens insgeheim hoffen kann, von andern bewundert zu werden, da hört man auf, Wohlgefallen an sich selbst zu haben, sich selbst zu bewundern.

Menschenfurcht würde in diesem Zustande gar wegfallen, welches in der That für die Lauterkeit der Denkungsart kein geringer Gewinn wäre; denn unter Menschen ist diese Furcht zuweilen so groß, daß man sich sogar scheuet, die Lauterkeit seiner Grundsätze sehen zu lassen, für einen ehrlichen Mann erkannt zu werden — eine wunderliche und ganz eigne Art von Heucheley, eine Verkehrtheit, die ihren Grund in der Verkehrtheit anderer Menschen hat, von der man sich selbst gleichwohl frey weiß. Es ist nemlich in der menschlichen Gesellschaft nach und nach so weit gediehen — oder war es vielleicht von jeher nicht anders? —

daß

daß man nicht etwa die Einfalt der Sinnesart, dies mögte noch hingehen, sondern sogar die Einfalt der Denkungsart mit Thorheit und Dummheit, mit Einfalt des Verstandes, verwechselt, daß man einen Menschen, der unbesonnen, zwar zu niemandes Nachtheil, aber ohn Rüksicht auf seinen Vortheil, handelt, weil er diesen nicht kannte, und den andern, der in bestimmten Fällen auf seinen Vortheil keine Rüksicht nehmen zu dürfen glaubt, beyde ehrliche, gute Leute zu nennen pflegt. Der wirklich redliche Mann schämt sich daher wohl seiner Redlichkeit, und verbirgt sie, aus Furcht, für eine ehrliche Haut erklärt zu werden. Das alles würde im außergesellschaftlichen Zustande, von dessen Möglichkeit übrigens hier nicht die Frage seyn kann, gar nicht zu besorgen stehen; — es würde sehr viel Böses unterbleiben, obgleich der Keim dazu, wie gesagt, auch selbst in diesem Zustande, als in dem menschlichen Herzen liegend angenommen werden muß: denn das Böse selbst, als erst in und mit der Gesellschaft, sie bestehe aus noch so wenigen oder noch so vielen Mitgliedern, entsprungen zu glauben, die menschliche Gesellschaft zur Quelle aller Bosheit zu machen, das mögte wohl vermessen, und auf keine Art zu rechtfertigen seyn. Welcher von beyden Zuständen übrigens für die Menschen in sittlicher Rüksicht, in Ansehung ihrer Denkungsart der bessere sey, das wird sich hoffentlich aus dem ergeben, was hier ferner über die Lauterkeit des Herzens gesagt werden muß; indem bisher blos vom Gegentheil derselben gehandelt wurde.

Reines Herzens ist derjenige, dessen Handlungen einerseits ihm zwar Tadel und Verdruß, aber niemals die Verachtung anderer Menschen zuziehen können, der andererseits durch seine Handlungen allen und jeden Vernunftwesen Beyfall, Achtung vor ihm selbst abnöthigt, und, was die Hauptsache ist, der sich selbst nach der genauesten Prüfung seiner Gesinnungen — der Gründe, um deren willen er handelte — diese Achtung nicht versagen darf.

Gesinnungen, die nach der strengsten Prüfung den, der sie hegt, in seinen Augen noch immer ein achtungswürdiges Wesen seyn lassen, müssen dem Sittengesetz gemäß, müssen um seinetwillen angenommen seyn, denn eben dies Gesetz ist der einzige ächte Prüfstein derselben, eben das Bewustseyn, sich ihm gemäß bestimmt, auf sein Geheiß gewollt zu haben, ist die einzige Quelle des wundersamen Gefühls, welches wir Achtung gegen uns selbst nennen, womit die Achtung gegen andere in so fern einerley ist, als vorausgesetzt wird, daß ihr Wille sich demselben Gesetze, das in ihnen ist, gemäß bestimmt habe, oder bestimmen könne. Diejenige Denkungsart also heißt rein, der Wille ist gut, der keinen andern Zweck hat, als das Gesetz selbst, dessen Regel lediglich eine Regel der Sittlichkeit ist. Und gut sind einzig und allein diejenigen Handlungen, die aus einem solchen Willen herfließen. Gut ist der Mensch, der sich selbst niemals gehen läßt, der, auch wenn er sich den Unterschied zwischen: ich will und ich begehre, nie vorgestellt hat, dennoch niemals begehrt, ohne Rüksicht darauf zu nehmen, ob er begehren darf, und der, so oft ihm seine Vernunft zuruft, du sollst nicht begehren, ohne weiteres den Willen hat, die Begierde unbefriedigt zu lassen. Kurz — gut ist der, der sich selbst zum Herrn über seine Sinnesart gemacht hat.

Gleich weit entfernt von Schwäche, Tücke und Verkehrtheit, von Heucheley gegen andere und gegen sich selbst, durch Hoffnungen, da wo das Gesetz ver= oder gebieten sollte, nicht beseelt, durch Furcht weder abgeschrekt noch angefeuert, klug, aber ohne sich selbst aus dem Gesicht zu verlieren; ohne Nachsicht gegen sich, aber auch ohne sein eigner Despot zu seyn, wird er immer nur durch die Vorstellung von dem, was Recht und Pflicht ist, geleitet. Sein Leben ist eine einzige, ununterbrochene Wohlthat für die Menschen, ohne daß er wähnt, mit allen seinen Wohlthaten etwas mehr, als seine Pflicht gethan zu haben. Die Lauterkeit

keit seiner Denkungsart gleicht der Reinigkeit in der Sinnesart. Er ist in seiner Art das, was der blos unschuldige Mensch, der in seinen Gespielen nichts Arges ahnden, von Scheu und Furcht nichts wissen kann, sondern offen und unbefangen einem jeden entgegen lächelt, in der seinigen ist. Nur mit dem Unterschied, daß dort der Sinn, die Vorstellungs= Gefühl= und Begehrungskraft, und hier der Wille unverdorben ist, daß dort blos eine nothwendige, glükliche Unwissenheit im Spiele, und hier das Bewustseyn wirksam ist, so und nicht anders gedacht, gehandelt zu haben, und so und nicht anders haben denken oder handeln dürfen. Mit dem Unterschied, daß dort nichts Uebels von andern zu besorgen steht, hier hingegen Erfahrung und Aufmerksamkeit auf das bunte Spiel menschlicher Leidenschaften, Mißtrauen, sogar gegen den Freund, und Furcht vor Nachstellungen, Betrug und einem Heere von Bosheiten wenigstens verzeihlich machen. Die Einfalt der Denkungsart ist eine Einfalt der Sinnesart, was ihre Folgen, nur unendlich von dieser verschieden, was ihre Quelle betrift. Einfältig der Denkungsart nach, liebt der Mensch die Menschen, wie sie der Unschuldige liebt, aber die Liebe des einen ist himmlischen Ursprungs, wenn die Liebe des andern nur eine menschliche ist. Jener liebt sie auch dann noch, wenn er durch mehr als eine Probe davon überzeugt worden ist, daß nur die kleinste Anzahl von ihnen lebt, wie sie alle leben sollten, daß nur ein einziger, der Heilige des Evangeliums, völlig reines Herzens war. Er läßt sich auch dann noch in seinem Glauben an diese Reinigkeit des Herzens nicht wankend machen, wenn er die Menschen um sich her die Möglichkeit derselben bezweifeln hört, wenn ihm durch Beyspiele aller Art, durch grobe und feine, durch unverholne und weit ausgeholte Beleidigungen, die man ihm selbst, oder irgend einem dritten unter seinen Augen zufügt, Gelegenheit gegeben wird, ihre Wirklichkeit in Zweifel zu ziehen.

Wenn

Wenn also der Dichter sagt:

Reines Herzens, das seyn! Es ist die lezte,
Steilste Höhe von dem, was Weis' ersannen,
Weisre thaten! Der Zuruf
Selber des Engels belohnet nicht ganz —

so muß er entweder diese Lauterkeit der Denkungsart im Sinne gehabt haben, oder seine Worte sind leer und ohne alle Bedeutung.

Aber wenn auch an der Möglichkeit einer solchen Lauterkeit der Gesinnungen ganz nnd gar nicht gezweifelt wird; wie ist sie wirklich zu machen, und warum soll sie wirklich gemacht werden? Die Antwort auf dies Warum? wird um so leichter seyn, wenn der Versuch, jenes Wie? zu beantworten, welches ohnehin schon an und für sich selbst schwerer zu beantworten seyn mögte, vor ihr vorausgegangen ist: denn auf den gegenwärtigen Fall mögte wohl anwendbar seyn, was Jesus bey irgend einer Gelegenheit sagt: „Wer diese meine Lehre hört, und hält, der wird inne werden, ob sie von Gott sey, oder ob ich von mir selber rede." Man muß schon zum Theil ein guter Mensch seyn, um auch nur zu verstehen, was Lauterkeit des Herzens bedeute; noch mehr wird man es seyn müssen, um zu begreifen, warum man zuerst und vor allen Dingen sein Augenmerk darauf zu richten, am ersten nach dem Reich Gottes zu streben habe. Es wird demnach hier zunächst die Rede seyn von der Art und Weise, wie die Menschen allmählich zu einer lautern Denkungsart gelangen können.

Sie werden sämtlich mit Anlagen zum Guten geboren. Ihre thierische Natur — die Triebe der Erhaltung und Fortpflanzung sind eher Beförderungs- als Hinderungsmittel einer reinen Denkungsart zu nennen; indem vor dem Gesetz der übersinnlichen

Natur im Menschen, vor dem Sittengesetz, die natürlichen Mittel der Befriedigung beyder Triebe nicht blos eben so zweckmäßig befunden werden, als zweckmäßig für den sinnlichen Menschen sie von der Natur überhaupt eingerichtet sind, sondern indem auch eben das Sittengesetz die Befriedigung beyder Triebe gebietet, in so fern nemlich der Mensch sein Leben erhalten, seine Gesundheit nicht vernachläßigen, und auf Nachkommenschaft bedacht seyn, sich, wenn das Gegentheil in seiner Macht steht, nicht dem ehelosen Stande widmen soll. — — Ein Naturgesetz, dem, da die Natur ihre ganze Macht gleichsam aufbietet, um die Befolgung desselben zu erzwingen, nur in seltenen Fällen zuwider gehandelt wird, und welches zugleich so sehr Gesetz des Menschen, als übersinnlichen Wesens ist, daß man den, der sich eigenmächtig das Leben nimmt, bey allem dabey bezeugten Muthe, insgemein verachtet, und den, der ohne die bündigsten Gründe den ehelosen Stand wählt, unter dem Namen eines Hagestolzen auch keiner besondern Achtung werth hält. — So wie hier die sinnliche Natur dem Menschen, als übersinnlichen Wesen, dem Willen desselben zu Hülfe kommt, indem er hier soll, was er dort muß, hier will, was er dort schon begehrt; eben so ist sie ihm durch die Sinnesart nicht im Wege, sondern zu einer lautern Denkungsart vielmehr beförderlich. Die Anlagen zur Menschlichkeit — die Vermögen, Vorstellungen, Gefühle und Begierden zu erzeugen, wenn sie sich den Gesetzen der sinnlichen Natur gemäß und ungehindert entwickeln und ausbilden, geben eine reine Sinnesart. Gesunder Verstand, gesunde Gefühl- und Begehrungskraft müssen dem Willen des Menschen sehr willkommen seyn, indem das Gesetz, nach welchem dieser sich bestimmen soll, nicht Ausrottung jener Kräfte, sondern vielmehr eine zwekmäßige Bildung derselben und eine vernünftige Thätigkeit in dieser dreyfachen Rükſicht fordert.

Du sollst, gebietet es, deinen Verstand, deine Vernunft üben, um in Stand gesezt zu werden, in dir ein Wesen zu erkennen, das sich selbst nothwendiger Weise Geseze giebt, und einen Willen hat, um sie befolgen zu können; die sinnliche Natur erleichtert das Erfüllen dieses Gebots durch einen mitgegebenen unüberwindlichen Trieb, Vorstellungen, und aus diesen immer wieder neue Vorstellungen zu erzeugen. Das Gesetz fährt fort: du sollst deine Gefühlkraft verfeinern, so daß du nicht blos an starken, heftigen Erschütterungen, am Angenehmen, sondern auch an den schönen und erhabenen Gegenständen der Natur ein Wohlgefallen haben könnest. Du sollst deine Begehrungskraft in so weit schwächen, daß du nicht jede Begierde unmittelbar befriedigen, nicht lediglich sinnlich begehren mußt, sondern um einer entferntern Begierde willen, den Trieb zur Befriedigung einer näher liegenden unterdrücken kannst; du sollst nicht blos sinnliche Gegenstände — Speise, Trank und dergl., sondern auch geistige, bloße Vorstellungen begehren lernen; sollst gern Betrachtungen über dich und die Dinge ausser dir anstellen. Jenes, (was die Gefühlkraft betrift) um durch den rege gemachten Sinn für das Schöne und Erhabene dich dem Gefühl der Achtung zu nähern; dies, (die Begehrungskraft angehend) um, wenn du dir die Befriedigung einer Begierde schlechterdings versagen sollst, durch die Gewalt und das Ungestüm, womit sie auf Befriedigung dringen mögte, nicht an der Ausführung gehindert zu werden.

Die sinnliche Natur kömmt auch hier in beyden Fällen zu Hülfe — durch den Trieb nach Gefühlen, der, indem er wiederholt befriedigt wird, sich zu gleicher Zeit von selbst verfeinert, und bis zu einem Triebe zu Gefühlen des Schönen und Erhabenen erhebt — durch den Begehrungstrieb, der während er blos sinnlich ist, sinnliche Begierden wiederholt gestillt werden, sich selbst durch den aus dieser beständigen Wiederholung entstehenden und immer stärker werdenden Eckel und Ueberdruß nach und nach

schwächt,

schwächt, und so allmählig in einen, unter dem beständigen Wechsel immer neuer Gegenstände, stärker werdenden Trieb nach geistigen Gegenständen übergeht. Kurz, das Gesetz sagt, kultivire deine Geistesvermögen, laß deine Sinnesart nicht blos unschuldig bleiben, sondern veredle sie, um mir Genüge thun, um als ein achtungswürdiges Wesen bestehen zu können — und die Natur befördert ihrer Seits auf die wundersamste Art den Zweck, wozu der Mensch berufen ist.

Warum erreicht er also diesen Zweck nicht? Warum ist seine Denkungsart nicht lauter? Wie kommts, daß jener Erhaltungstrieb, in ein Bestreben alles an sich zu reissen, der Fortpflanzungstrieb in einen Wollusttrieb ausartet, was verwandelt das Gefühl des Schönen, des Rührenden und dergl. in Empfindeley, die meisten Begierden in Suchten? Woher entstehen Habsucht, Herschsucht, Eifersucht, Neid und so w.?

Im bloßen Naturzustande würden sie gewiß nicht entstehen, denn man sieht es ziemlich den meisten dieser Laster und Gebrechen auf einen Blick an, daß sie erst in der bürgerlichen Gesellschaft ihr Daseyn erhalten haben. Nur unter Menschen, an die er durch ein gemeinschaftliches, sinnliches Interesse auf die Dauer geknüpft ist, fängt der Mensch an — der eine sich über den andern zu erheben, der eine den andern zu beneiden, aus Mangel an rechtlicher Gelegenheit, seine Triebe auf eine unnatürliche Art zu befriedigen, Menschen zu unvernünftigen Thieren herab zu würdigen, viehische Laster zu begehen. Nur in der menschlichen Gesellschaft spricht er über das Schöne und Erhabene der Natur ins weite, und sucht statt blos zu fühlen, Gelegenheiten auf, um zu zeigen, wie sehr er sich darauf verstehe, das Schöne u. s. w. schön zu beurtheilen, — eine Quelle der Empfindeley. Nur dort werden Gefühle, die zart und rein seyn sollten, so wie sie es auch wirklich seyn können — schaal und matt, man sucht die Empfindung

dung des Rührenden und Reizenden nicht allein mitzutheilen, dies wäre ganz unschuldig und natürlich — man will auch, die Empfindung, als solche, so wie man sie mittheilt, soll wiederum rühren und reizen; man schmachtet und ziert sich, um Aufmerksamkeit zu erregen. — Eine andere Quelle der Empfindeley. — Geht man auf diese Weise die übrigen Unarten des Menschen durch, so wird man finden, daß sie größtentheils nur im gesellschaftlichen Zustande entspringen, weil sie dort nur möglich sind. Inzwischen der Keim dazu muß doch an und für sich schon im Menschen liegen, und unter Menschen nur Nahrung und Gedeihen erhalten, denn sonst könnten sie auch unter diesen nicht statt haben.

Der Hang zum Bösen würde freilich auch im außergesellschaftlichen Zustande das Herz des Menschen besezt halten, aber dort doch nur als ein geheimer, unerkannter Feind, der immer im Hinterhalte läge, und nur zuweilen einen behutsamen Ausfall thäte, da er hingegen in der bürgerlichen Gesellschaft als offenbarer Gegner auftritt, uud unverholen Angriffe thut. Aber eben darum ist es besser, so wie es ohnehin an und für sich schon Pflicht für die Menschen ist, in Gesellschaft mit einander zu treten, und in bürgerlicher Verfassung zu leben. Denn, um nur bey diesem einen stehen zu bleiben, es ist überall besser, mit einem offenbaren, als mit einem heimlichen Feinde, wo man niemals weiß, wie man eigentlich mit ihm daran ist, zu thun zu haben. Es lassen sich leichter Vorkehrungen gegen jenen als gegen diesen treffen; wenigstens wird in dem immerwährenden Kampfe gegen ihn, die eigne Kraft geübt, und mit jedem neuen Angriff stärker, so daß wenn er auch niemals völlig besiegt und in die Flucht geschlagen werden sollte, doch nie zu befürchten steht, er werde seinem Gegner irgend einmal wieder über den Kopf wachsen, indem ihm von diesem mit jedem Tage mehr Feld abgewonnen, und dieser also, während jener immer mehr einbüßt, immer mächtiger wird.

Frey-

Freylich so lange er es nicht wagt, ihm getrost den Krieg anzukündigen, und im Vertrauen auf seine gute Sache die Stirn zu bieten; so lange bleibt alles beym alten; er wird ohne sein Wissen tyrannisirt, nach allen Seiten hingezerrt, und weiß endlich seines Lebens keinen Rath mehr.

Aber eben jener Mangel an Vertrauen zu seiner guten Sache, ist es, was keinen muthigen Versuch erwarten läßt. Wer wird es ihm einflößen? wer wird ihn davon überführen; es sey nicht sogar schlimm um ihn bestellt, wenn er nur selbst Hand ans Werk legen wolle?

Wer bewaffnet mit den Schrecken dieses, oder eines zukünftigen Lebens durch Drohungen, oder versehen mit den Annehmlichkeiten einer ganzen Ewigkeit, durch Verheissungen seinen Mann dahin bewegen zu können wähnt, daß er es mit seinem Gegner, dem Bösen in ihm, aufzunehmen versuche, der wird, statt jenem behülflich zu seyn, nur diesem in die Hände arbeiten, und so würde es dann um jenen nur noch schlimmer bestellt seyn: denn hatte er bisher nur mit dem Fürsten dieser Welt, so würde er nun auch noch mit dem Fürsten einer andern zu kämpfen haben. Furcht und Hoffnung, als worauf bey jenen Drohungen und Verheissungen gerechnet wird, mögen ganz gute Mittel seyn, Unterthanen zu friedlichen Bürgern zu machen, ihre Sinnesart nicht verwildern, nicht aus den Schranken treten zu lassen; als Mittel, ihre Denkungsart zu läutern, aus ihnen Menschen, die einander die Nächsten sind, zu machen, sie zu Gliedern im Reiche Gottes auf Erden zu veredlen, sind sie so schlechterdings unbrauchbar, daß sie die Denkungsart, wenn ihnen gar geflissentlich allerley Stoff zur Befriedigung geboten wird, vollends verderben. Ob daher den Menschen mit dem Machtschwerdte der sogenannten Gerechtigkeit, oder mit den Blitzen des Himmels in der Hand, Buße geprediget wird, ob man ihnen durch Verheissungen irrdischer oder himmlischer Freuden Bekehrung und Besserung gleich-

sam

sam abschmeichelt; in beyden ist weiter kein Unterschied, ausser daß sie sich im ersten Falle mit Furcht und Zagen unterwerfen, im andern aber demüthig herankriechen, und statt sich zu bessern, überall nur ins Aergere gerathen werden, indem sie anfangs nur andere, und endlich auch sich selbst heuchlerisch hintergehn.

Wenn in einem Staate irgend einem Stande das Geschäft der sittlichen Bildung der übrigen Stände, der Unterricht in der Religion aufgetragen ist; so darf sein Zweck nicht seyn, und seine Sorge nicht unmittelbar und zunächst darauf gehen, die Glieder, aus denen diese andern Stände bestehen, zu treuen und gehorsamen Unterthanen zu machen, sondern vielmehr darauf, ihnen allen erdenklichen Anlaß zu geben, sittlich gute Menschen zu werden, ihre Denkungsart zu läutern. Ihre Treue, ihr Gehorsam, als Unterthanen, wird sich hieraus alsdann, gleichsam von selbst ergeben, und sie werden nur um desto folgsamer, friedliebender u. s. w. seyn, je größer die Reinigkeit ihres Herzens ist. Aber diese Reinigkeit wird dadurch keineswegs befördert werden, wenn der Lehrstand, der freilich ein von der Regierung bestellter Diener ist, lediglich als Diener der Regierung auftritt, wenn die Religion blos zu einem Werkzeuge gemacht wird, bürgerliche Ruhe und Ordnung zu erhalten; vielmehr muß die Verkehrtheit des Herzens nur um desto mehr zunehmen, je größer die Furcht ist, die man den Menschen, wofern sie nicht glauben, was man ihnen zu glauben befiehlt, einzujagen sucht, je mehr man sie zu glauben zwingt, was man für heilsam und nützlich hält.

Durch ein solches Verfahren kann man zwar friedliche und geduldige Bürger zu machen hoffen, aber als Menschen nur Heuchler, voll innerer Tücke und Bosheit, die einander vielleicht nicht öffentlich anfeinden, aber überall auf Gelegenheit lauren, es heimlich zu thun. Wenn die Sinnesart seiner Bürger verwildert ist, oder zu verwildern droht; so wird der Staat Vor-

kehrun-

kehrungen zu treffen, Mittel zu finden wissen, die dem Uebel abhelfen; aber der geistliche Stand kann niemals unter diesen Mitteln, außer nur entfernter Weise, mitbegriffen seyn. Er ist der Diener der Menschheit; sein Geschäft ist, die Denkungsart der Bürger zu läutern, sie in Stand zu setzen, sittlich gute Menschen, und so Bürger von unsträflichem Lebenswandel, treu und gehorsam zu werden. Und dies ist so sehr seine Pflicht, daß alle diejenigen aus diesem Stande, die sich zu etwas anderm brauchen lassen, von dem Regenten, der ein Menschenfreund, ein Vater seines Volks ist, nicht anders als verachtet werden können.

Wird es dem Geistlichen niemals gelingen, seine Untergebenen dadurch, daß er sie zu folgsamen Bürgern macht, zu guten Menschen umzuschaffen; kann er vielmehr nur auf umgekehrte Art hoffen, sie dadurch, daß er sie zu guten Menschen zu machen sucht, auch zu guten Unterthanen zu bilden; so wird er noch weniger sein erstes und vorzüglichstes Augenmerk darauf zu richten haben, sie zu den seligen Einwohnern einer andern Welt zu erziehen, Gründe aus dem Leben nach dem Tode herzunehmen, und sie durch diese Gründe ins Himmelreich zu locken oder zu scheuchen. Wir wissen von diesem künftigen Leben nichts, wir finden uns durch unsre sinnlich-vernünftige Natur nur gedrungen, zu glauben, daß nach dem Tode noch ein anderes Leben folgen, daß es darin dem Tugendhaften wohl, dem Lasterhaften übel ergehen werde. Worin dies Wohl- und Uebelbefinden insbesondere bestehe, davon wissen wir überall nichts. Es wird also blos erlaubt seyn, dies Wohlseyn als Folge der Tugend, jenes Uebelbefinden als Folge des Lasters zu nennen, aber man wird beydes nicht als Gründe gebrauchen können, um zur Tugend zu ermahnen, denn Tugend aus solchen Gründen ist keine Tugend, sondern blos ein Versuch, durch Frohndienste zu erschmeicheln, was man durch freywillig übernommene Dienste, durch die Vorstellung der Pflicht an und für sich, zu verdienen hoffen, dessen man sich

selbst

selbst würdig machen sollte. Und wird wohl ein Zustand, in welchen man nicht einmal das Bewusstseyn mitbringt, Versuche gemacht zu haben, um seiner würdig zu werden, den Namen der Glückseligkeit verdienen? Sollte man aber dadurch wohl seiner würdig werden, daß man bey allen Entschliessungen, bey allen Unternehmungen immer nur diesen Zustand als Zweck vor Augen hatte, immer nur für ihn geschäftig war? Wir säen hier in der Hoffnung, einst zu ärndten; aber diese Saat ist von der besondern Art, daß sie nimmer aufgehen wird, wenn sie, wie die Saat des Landmanns, um der Erndte willen geschieht. Auch würde, wenn es möglich wäre, durch Vorstellung himmlischer Früchte, die Menschen zu bewegen, ihre Denkungsart zu läutern, derjenige hierzu am fähigsten seyn, der mit einer vorzüglich starken Einbildungskraft ausgestattet wurde. Einer glühenden Phantasie wird es vor andern gelingen, reizende Gemählde vom Zustande der Seeligen, grausende Bilder vom Schikfsal der Verdammten zu entwerfen.

Woher rührt es also, daß Frömmeler dieser Art so selten etwas ausrichten, daß man sich, nachdem man ihnen lange genug zugehört hat, mit Eckel und Verdruß endlich von ihnen wegwendet, und sie als Schwärmer meidet? Offenbar ist ihr Verfahren ein ganz verkehrtes, wie auch schon daraus zur Genüge erhellt, daß Jesus Christus, der erste, dem Sittenverbesserung vor allem andern am Herzen lag, sich nicht durch hohen Schwung der Einbildungskraft, sondern vielmehr durch die edelste Simplicität in Gedanken und Ausdruck auszeichnete, und den Zustand der Menschen nach dem Tode überall nur berührte, von ihm nur als von der Folge ihres diesseits geführten Lebenswandels sprach, aber nirgend, wie eine genauere Einsicht in das, was er vortrug, jeden lehren kann, Gründe daher nahm, um sie zu einem guten Lebenswandel zu ermuntern.

Wie

Wie wird es demnach möglich zu machen stehen, daß die Menschen Vertrauen zu ihrer guten Sache fassen, daß sie vorerst nur an die Möglichkeit einer reinen Denkungsart zu glauben anfangen? Die Frage ist beantwortet, sobald man einen Blick auf das Verfahren des Erlösers in dieser Rücksicht wirft. Er suchte zuvorderst das Gefühl der Achtung unter ihnen zu wecken, dadurch, daß er sich ihnen völlig rein und tadellos darstellte. Sie sollten seine guten Werke sehen und ihren Vater im Himmel preisen. Während sich durch die unwiderstehliche Achtung gegen ihn, den Heiligen, das Gefühl der Achtung gegen sich selbst in ihrem Innern entwickelte, während er fragte, wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? — trug er ihnen das Gesetz ihrer eignen Vernunft vor. Ihre Achtung gegen sich selbst wuchs, indem sie sich als Gesetzgeber in ihm, dem Lehrer des Gesetzes erblikten. Sie gelangten zu dem Begriff einer lautern Denkungsart, die sie für möglich halten musten, weil sie in der Person des Erlösers wirklich war. Nun konnte der Entschluß und der Versuch, die nemliche Lauterkeit in sich selbst hervorzubringen, nicht länger ausbleiben, denn das Gesetz in ihnen, dessen Stimme sie bisher nicht verstanden hatten, sprach jezt vernehmlich zu ihrem Willen, und der Wille hatte durch das rege gemachte Gefühl der Achtung, Stärke genug zu dem Versuche gewonnen, dem Gesetz Genüge zu leisten. Wenigstens ist das innigste Bestreben, eine reine Denkungsart zu erringen, an den ersten Jüngern, an den Verfassern des N. T. überall unverkennbar.

Und eben ein solches Bestreben sollte an denen, die heut zu Tage unter dem Namen der Geistlichen, der Prediger u. s. w. für die sittliche Bildung der Menschen zu sorgen haben, immer und überall sichtbar seyn! Sie sind nicht Statthalter Gottes auf Erden, haben von ihm nicht den Auftrag erhalten, durch Verheissungen und Drohungen die Menschen zu ihm hin zu nöthigen, denn auf diesem Wege werden dieselben nimmer zu ihm

kommen; sondern sie sind, so wie jeder andere, sobald er dazu im Stande ist, berufen, Reinigkeit des Herzens unabläßig unter ihnen zu befördern. Was also schon an und für sich Pflicht für sie, wie für jeden andern ist, das wird in dieser Beziehung eine noch stärkere Verbindlichkeit: nemlich nicht sowohl ehrwürdig ! als achtungswürdig unter denen, die sie zu guten Menschen erziehen sollen, aufzutreten, durch Leben und Wandel zu bestätigen, daß es eine Reinigkeit der Denkungsart gebe, diese ihren Zuhörern von allen Seiten darzustellen, und übrigens, während sie selbst zum Beweis dienen, daß wer ernstlich und aufrichtig das Böse in ihm zu bekämpfen suche, endlich den Sieg davon tragen werde, über den Ausgang ihres Bemühens unbekümmert zu seyn. Denn wo, wie hier, das Gesetz der eignen Vernunft, das Selbstgesetz eines jeden unbedingt und dringend eine lautere Denkungsart von ihm fordert; da muß es auch möglich seyn, dieser Forderung genug zu thun, und wo man nur erst die Möglichkeit davon nicht mehr in Zweifel zieht; da ist schon das Böse zum Theil überwunden, und der Mensch auf dem Wege, immer reinern Herzens zu werden.

In wie fern jene Forderung des Gesetzes zugleich die Möglichkeit mit sich führe, ihm Genüge zu leisten, das wird sich aus der Antwort auf die Frage, die hier noch berührt werden muß, warum wir nemlich vor allen Dingen nach einer lautern Denkungsart streben sollen? näher ergeben.

Die Antwort darauf ist mit kurzen Worten diese: Lauterkeit des Herzens, oder wenigstens das ernstliche Bemühen, sie zu erringen, ist das einzige, um deswillen es der Mühe verlohnt, ein Mensch zu seyn und zu heißen. Alles in der Welt, das reizendste, schönste und erhabenste nicht ausgenommen, hat nur Werth in Beziehung auf die Sittlichkeit des Menschen; alles, was ihn umgiebt, ist nur Mittel zu diesem lezten, einzigen Zweck, zu seiner sittlichen Vollkommenheit; alles, außer der Tugend — dem

Kampfe

Kampfe des Guten in ihm gegen das Böse, das gleichfalls in ihm wohnt, — gewährt keine Befriedigung; ohne sie ist das Leben nicht länger ein wünschenswerthes Gut zu nennen. Nur Tugend und Reinigkeit der Gesinnungen sind selbstständig; nur sie und der Mensch im Kampfe gegen das Böse — der Tugendhafte — verdienen Ehrerbietung und Achtung um ihrer selbst willen. Ihm den Glauben an die Möglichkeit eines solchen Kampfes — der Tugend — nehmen, heißt ihn selbst vernichten; ihm den Glauben an einen endlichen Sieg — an Lauterkeit der Denkungsart — rauben, heißt jenen Kampf unmöglich machen. Wenn also auch die Menschen ohne Ausnahme vom Bösen beherrscht werden, wenn bey dem besten Bestreben selbst der Redlichste unter ihnen gestehen muß, er habe nicht immer, wie er sollte, gehandelt, seine Gesinnungen wären nicht immer lauter und rein gewesen, wie sie doch seyn konnten; wenn sogar derjenige, dessen Sinnesart nahe bis zur Vollendung ausgebildet worden ist, von Seiten seiner Denkungsart nicht immer sicher vor Bewegungsgründen blieb, die unlauter und verwerflich sind; so kann dennoch hierdurch niemand berechtigt seyn, in jenem Kampfe nachzulassen, seiner Tugend ein bestimmtes Ziel zu stecken, zu glauben, er habe genug gethan. Denn so lange nicht Reinigkeit des Herzens das Ziel ist, welches er unverrükt vor Augen hat; so lange wird es mit diesem Kampfe nie völliger Ernst seyn. Nur die Vorstellung einer völligen Lauterkeit der Gesinnung — der Heiligkeit, macht die Tugend selbst unter den Menschen möglich; sie allein stärkt den Kämpfer, und bringt ihn, während er seine eigne Kraft zu fühlen — sich selbst zu achten anfängt, dem Siege immer näher.

Reines Herzens ist keiner; aber ein jeder, der auch nur einen Versuch macht sich des Bösen in ihm zu entschlagen, gegen dasselbe zu kämpfen, muß doch eine Vorstellung von einer völligen Lauterkeit der Denkungsart haben, und mit dieser Vorstellung ist der Glaube an Gottes Daseyn unzertrennlich verbunden.

Man kann es eine Verkehrtheit des menschlichen Herzens nennen, wenn, wie bisher geschah, Versuche gemacht werden, das Daseyn Gottes, unabhängig von der Lauterkeit menschlicher Gesinnungen und von demjenigen im Menschen, das diese Lauterkeit schlechthin gebietet, an und für sich zu beweisen; oder wenn man gar auf diese Beweise alle Reinigkeit des Herzens gründet; oder wenn man die bewiesene Gewißheit vom Daseyn der Gottheit für nothwendig hält, um vermittelst ihrer zu einer lautern Denkungsart zu gelangen.

Es mag mit jenen Beweisen bestellt seyn, wie es immer wolle; sie mögen, als die bündigsten, dem menschlichen Scharfsinn alle mögliche Ehre machen; so ist dennoch niemand genöthigt, im mindesten Ehrfurcht vor ihnen zu haben. Man kann sehr viel Ehrfurcht vor der Gottheit haben, so wie man dann die höchste Ehrfurcht vor ihr haben soll, und doch jene Beweise für nicht mehr halten, als für Produkte des menschlichen Verstandes, um den es zwar eine ganz gute Sache seyn mag, der aber doch mit allen seinen Werken sich der Prüfung nach dem Sittengesetz unterwerfen muß, und also an und für sich keine Achtung vor seinen Erzeugnissen fordern kann. Für mehr aber als für Erzeugnisse des Verstandes wird niemand die berühmten Beweise ausgeben können, ohne sich selbst zu widersprechen. Man überredet sich leicht von der Gültigkeit dieser Beweise, aber aus Gründen, die unlauter sind. Man hintergeht sich und wird zum Heuchler gegen sich selbst: denn ein Hauptanlaß zu jener Ueberredung ist die Besorgniß, mit jenen Beweisen mögte zugleich die Religion zu Grunde gehen. Aber welche Religion dann? die sittliche — die christliche gewiß nicht! denn diese ist zu gutem Glück unabhängig von dergleichen Beweisen, die so oft man auch auf die dagegen gemachten Einwürfe geantwortet hat, doch immer wieder in Anspruch genommen werden, so daß es mit Recht ein frommer Wunsch heißen kann, (man müßte denn, um seinen Zweck zu erreichen, den Beweisen allgemeinen Eingang zu verschaffen, zu

ge-

gewaltsamen oder künstlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen, wo es freilich mehr als blos frommer Wunsch wäre,) wenn verlangt wird, alle und jede Menschen mögten sich bewegen lassen, diesen Beweisen zu Liebe das Daseyn Gottes für ausgemacht zu halten. Wenn es durch sie bewiesen wäre, wenn auf sie die Religion gegründet werden, wenn der, welcher ihre Beweiskraft leugnet, so fort ein Gottesleugner heißen, wenn ohne sie ein jeder ein Bösewicht seyn müßte; so würden die Worte unsers Textes umgekehrt lauten müssen, nemlich: Seelig sind, die Gott schauen, denn sie werden reines Herzens seyn. Allein der weise Lehrer des Christenthums verstand sich besser auf die moralische Bildung der Menschen; er verspricht ihnen das Anschauen der Gottheit, sobald ihr Bestreben, bessere Menschen zu werden, eines guten Lebenswandels sich zu befleißigen, aufrichtig und ernstlich seyn werde.

Nun kann aber dies Anschauen weder von einem Erkennen der Gottheit durch irgend einen Sinn, noch von einem Erkennen derselben durch den Verstand erklärt werden: denn wir können nicht hoffen, Gott in diesem oder in einem andern Leben zu erblicken; weil er, wie die Schrift sagt, ein Geist, weil er unsichtbar ist, — niemand hat ihn je gesehen, nur der eingeborne Sohn hat es uns verkündigt, nemlich: nicht, daß er sichtbar sey, sondern daß wir ihn, wenn wir reines Herzens sind, schauen werden. Vom Erkennen desselben durch den Verstand kann dies Anschauen nicht verstanden werden, weil der Verstand nicht einmal unbezweifelte Beweise für sein Daseyn aufstellen konnte, denn sonst wären die von ihm aufgestellten nicht bezweifelt worden; man müßte dann die dawider erregten Zweifel einem bösen Willen zuschreiben; welches aber zu thun man wenigstens so lange Anstand nehmen sollte, bis die erhobenen Zweifel — nicht niedergeschlagen, denn dazu ist eben auch kein guter Wille erforderlich sondern gelößt und widerlegt worden sind.

Sollte

Sollte man indessen dennoch befugt zu seyn glauben, im vorliegenden Falle einen bösen Willen — eine Verstoktheit des Herzens vorauszusetzen; nun so wird es menschlich und sogar Pflicht seyn — nicht gegen die Schuldigen dieser Art in Eifer zu gerathen, oder wohl gar sie zu verfolgen, sondern zuvorderst alles anzuwenden, um sie dahin zu bringen, daß sie diese Verstoktheit von sich thun, daß sie gut gesinnte Menschen zu werden suchen. Dies wird, wie gesagt, nur durch Darstellung einer völlig lautern Denkungsart möglich seyn; und haben sie erst von einer solchen Denkungsart eine Vorstellung, so wird der Entschluß, das Böse zu überwinden, bey ihnen nicht ausbleiben. Ist aber nur erst dieser Entschluß da, so wird sich an ihnen bestätigen, was Jesus sagt: Seelig sind sie — denn sie werden Gott schauen. Sie werden vielleicht immer noch eure Beweise für Gottes Daseyn für unzulänglich erklären, werden es immer noch für unmöglich halten, Gott mit dem Verstande zu erkennen, weil dieser zu seinen Erkenntnissen der Sinne, die, wenn von Gott die Rede ist, nicht mit im Spiele seyn dürfen, niemals entbehren kann. Aber sie werden glauben, daß Gott sey. Und dieser Glaube wird einerseits so weit davon entfernt seyn, ein frommer Wunsch zu heißen, als die Begierde ein glüklicher Mensch zu seyn, von dem Willen ein guter Mensch zu werden, verschieden ist; er wird andererseits den Namen eines blinden Glauben so wenig verdienen, wie die Anschauung eines Gegenstandes, von dem man weiß, was er ist, blind genannt zu werden verdient.

Der Tugendhafte wünscht nicht, daß ein Gott seyn mögte, damit er glüklich werde; — seine Begehrungskraft hat nichts mit diesem Glauben zu schaffen — er fordert vielmehr, daß ein Gott sey, damit er zu einer lautern Denkungsart gelangen könne. — Sein Wille, die Nothwendigkeit dem Gesetz seiner uneigennützigen Vernunft Genüge zu thun, macht in ihm den Glauben an Gottes Daseyn nothwendig. Und dieser Glaube, wodurch

der

der Tugendhafte in Stand gesezt wird, immer tugendhafter zu werden, sollte doch wohl mehr werth seyn, als jene durch Beweise, wie man wähnt, hinlänglich gesicherte Gewißheit vom Daseyn Gottes, wobey die Beweisführenden sich höchstens nur an ihrem Scharfsinn ergötzen, und übrigens gegen Sittlichkeit, gegen eine lautere Denkungsart ziemlich kalt und gleichgültig bleiben.

Wenn die Welt ihr Daseyn von Ewigkeit hat, wenn die Ordnung in derselben, blos eine Ordnung nach nothwendigen Naturgesetzen ist; wenn es keinen Gott giebt; so kann es uns nichts helfen, uns selbst nach einem Gesetz unserer uneigennützigen Vernunft, das eben darum kein Naturgesetz ist, bestimmt, sittlich gewollt zu haben: denn die Handlung, welche auf den Entschluß folgen soll, und die eben darum eine freie Handlung heißt, wird in der Welt, wo alles was geschieht, in etwas anderm, das vorhergeht, gegründet ist, und nothwendig erfolgt, unmöglich seyn; wir werden zwar wollen können, aber der Wille wird ohne Wirkung bleiben; wir werden mit allen unsern guten Entschlüssen, da die Welt, da die Naturnothwendigkeit nichts von ihnen weiß, ganz und gar *nichts ausrichten*. Die Ueberzeugung aber davon, daß unser Wille ganz *unwirksam* sey, ist nur erforderlich, um zu verursachen, daß wir gar keinen Willen mehr haben, daß wir es für gleichgültig halten werden, ob wir gegen, ohne das Sittengesetz oder gemäß demselben gewollt haben. Nun können wir zwar darüber nicht entscheiden, ob die Welt von Ewigkeit sey, oder nicht, nur so viel *wissen* wir, daß die Frage selbst gar keinen Sinn habe, und also durch sie für Gottes Daseyn nichts ausgemittelt werden könne. Wir wissen ferner, daß in der Welt alles nach nothwendigen Naturgesetzen erfolge, daß nichts ohne Ursache, die als Wirkung wiederum in einer andern frühern Ursache begründet ist, geschehe; und doch glauben wir, daß ein Gott sey: denn jenes Wissen allein, da es eine Unwirksamkeit unsers *Willens* unmittelbar mit sich führt, würde uns gleichgültig

tig gegen eine lautere Denkungsart machen; gleichgültig aber gegen das Sittengesetz sollen wir nicht seyn, denn dies verbietet eben das Gesetz. Also um reines Herzens zu werden, um uns selbst zu sittlich guten Menschen zu machen, glauben wir an Gottes Daseyn. Dazu aber ist vorerst ein Versuch erforderlich, gebesserte Menscheu zu werden. Da inzwischen dieser ernstliche Versuch, wenn er fortgesezt wird, endlich zur Lauterkeit selbst führt, ohne deren Vorstellung er nicht einmal möglich wäre; so sezt Jesus in jenem Ausspruch diese Reinigkeit des Herzens selbst, statt zu sagen: Seelig sind die, welche unausgesezt nach Reinigkeit der Gesinnungen streben, denn sie werden Gott schauen: sie werden gleich beym ersten Versuche, wenn auch noch dunkel, an das Daseyn eines Heiligen, Allmächtigen und Allwissenden Schöpfers und Regierers der Welt glauben, und mit jedem fortgesezten Versuche wird dieser Glaube inniger, fester, deutlicher werden, und endlich nahe an das Anschauen, — an unerschütterliche Gewißheit gränzen.

Blind ist dieser Glaube an Gottes Daseyn gleichfalls nicht, denn er ist kein Glaube ohne alle Gründe. Die Gründe zu glauben sind vielmehr die reinsten und vernünftigsten, die es geben kann. Auch sind sie nicht etwa dem einen zugänglich, dem andern nicht, — es erfordert vielmehr gar keinen Scharfsinn, sie aufzufinden — sie bieten sich gleichsam von selbst dar — denn du darfst nur an Tugend — an sittliche Wirksamkeit des Menschen in der Welt glauben; so findet sich unmittelbar hiermit der Glaube an Gott, wenn auch anfangs nur dunkel, in deinem Herzen ein — — der Glaube nemlich an ein Wesen, welches der Welt, worinnen wir wirksam seyn sollen, eine solche Einrichtung gegeben hat, daß wir moralisch wirksam darinn seyn können; wozu dann wohl nichts geringeres als Allmacht erforderlich ist. Und dies Wesen muß eben darum, weil nur durch seine Einrichtungen unsere moralische Wirksamkeit möglich ist, selbst ein moralisches Wesen seyn; Güte des Willens, Sittlich-

keit

keit, über die hinaus wir nichts höheres kennen, muß auch sein Zweck — der Zweck der Weltschöpfung — es muß das Ideal der Lauterkeit, — ein ganz heiliges Wesen seyn. Und nur ein heiliges Wesen, ein Gott, der ohne allen Zwang, ewig und unabänderlich das Gute will und ausübt, kann Verehrung und Anbätung von Menschen, die zu einer reinen Denkungsart berufen sind, fordern; und nur in dem Bewußtseyn, daß dies Wesen das heiligste sey, nur in der Ueberzeugung, daß ihr Bemühen bessere Menschen zu werden, wirklich Tugend, Kampf gegen das Böse, und nicht Kampf der Sinne gegen die Sinne, nicht ein Bemühen, blos klügere Menschen zu werden, gewesen sey und beständig bleiben solle, nur hierinn können diese sich seelig preißen.

Es ist gewiß, daß nichts in der Welt höhere Beruhigung, festern Frieden mit uns selbst, innigere Zufriedenheit gewährt, als das Bewußtseyn, keinen Gedanken zu hegen, keinen Vorsatz gefaßt zu haben, den wir beschämt, vor uns selbst verbergen, oder den prüfenden Augen irgend eines andern entziehen müßten. Es ist eine göttliche Stimme in der Brust des Menschen, die ihn, sey es auch noch so leise, immer und wiederholt an die unerlaßliche Pflicht mahnt, nach einer immer größern Lauterkeit der Gesinnungen zu streben. Horcht er nicht auf diese heilige Stimme in ihm; so ist innere Unruhe, anhaltende Unzufriedenheit mit sich selbst, sein endliches Loos. Läßt er hingegen durch ihren Zuruf sich weisen und leiten; so gewinnt alles um ihn her ein heiteres Ansehen. Unfälle die ihn bedrohen, Gefahren, die unvermeidlich über ihm schweben, verlieren einen Theil des Schmerzlichen und Fürchterlichen in und mit dem Geständniß, er habe nichts dazu beygetragen. Kein Vorwurf verleidet ihm den Genuß des Vergnügens, welches die Natur darreicht, kein Gedanke der Unwürdigkeit trübt sein Auge beym Erblicken des Seegens, womit sie ihn überschüttet. Ruhig und unbefangen blikt er jedem, er sey Feind oder Freund ins Angesicht. Die Sprache der Ver-

stellung

stellung hat für ihn keine Worte, Drohungen und Nachstellungen des Lasterhaften machen ihn blos behutsam, aber er fürchtet sie nicht.

So gewiß dies ist; so kann dennoch der Tugendhafte niemals wissen, ob er für seine Tugenden belohnt, für seine Vergehungen bestraft sey, denn die Natur, blos als solche, ist blind gegen diese Tugenden, blind gegen alle und jede Laster; sie sind nicht in ihrem Schoose erzeugt, nicht aus der Fülle ihrer Kraft hervorgegangen — sie weiß also nichts von ihren Folgen. Nun ist zwar jenes beruhigende Bewustseyn da; aber dies allein macht den Menschen nicht glüklich — er kann der Tugendhafteste und zugleich der Unglüklichste seyn, (trafen doch den Heiligen unter den Menschen die bittersten Leiden); gleichwohl muß er vermöge seiner Sinnesart wünschen glüklich zu seyn, und seiner Denkungsart gemäß fordert er sogar, unter der Bedingung, daß er dessen nicht unwürdig sey, glüklich zu werden. Er glaubt also an das Daseyn eines Gottes, dessen heiligen Winken die Natur gehorcht, der als der Allwissende das Herz der Menschen kennt, und gerecht und gütig einem jeden vergilt nach seinen Werken.

V.

V.

Glaube an den Sohn Gottes.

Quanquam judicia esse in ecclesia necesse est, tamen sciendum est, in enarratione doctrinae Evangelii judices nec regiam, nec praetoriam habere potestatem, id est, cui *propter auctoritatem ordinis* assentiri necesse sit.

Melanchthon in praef. ad tert. tom. oper. Lutheri.

Einleitung.

Die älteste Gemeinde der Christen zeichnete sich, wie aus den Schriften der Evangelisten und Apostel, der ersten Glieder dieser Gemeinde, zur Genüge erhellt, durch ein ernstliches und aufrichtiges Bestreben, gebesserte Menschen aus ihrer Mitte hervorgehen zu lassen, und jeder Einzelne durch die rühmlichste Tugend, durch eine Beharrlichkeit aus, die nur mit und in dem reinsten moralischen Interesse an den Lehren des Christenthums gegründet seyn, und eben darum durch keine Art von Gewaltthätigkeiten, nicht unter den blutigsten Verfolgungen erschüttert werden konnte. Die ersten Bekenner des christlichen Glaubens fanden daher hin und wieder Liebe und Achtung unter ihren Zeitgenossen. Sie wurden nicht selten als Wesen von einer höhern als menschlichen Abkunft bewundert und verehrt. Und wenn die Verbreitung der christlichen Lehre gleich anfangs so schnelle Fortschritte machte, so ist das zum Theil dieser reinen Bewunderung und Verehrung, die den Zuhöhern abgenöthigt wurde, zuzuschreiben. Das Sittengesetz, in allen und jeden Menschen befindlich, hatte durch seinen Repräsentanten, den Meßias, so vernehmlich und eindringend zu ihnen geredet, die Achtung aller, die ihn hörten, gegen sich und gegen einander war so stark, die Stimme des Gewissens in ihnen war so laut und durchdringend geworden, daß sie festen Schrittes dem Ziel ihrer Bestimmung — eine lautere Denkungsart zu haben — entgegen giengen, und es für un-

widersprechliche und unerlaßliche Pflicht erkannten, alle ohne Ausnahme, die sie auf ihrem Wege fänden, auf die Bahn hin zu weisen und zu leiten, die unausbleiblich zu diesem Ziele führen mußte.

Gleichwohl scheint die Stimme des Gesetzes, so hörbar und deutlich dieselbe seyn mogte, außer auf die Apostel, die Stifter der Gemeinden, die selbst, den Erlöser in ihrer Mitte, die erste und älteste Gemeinde ausmachten, keinen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben, wenigstens, so unbegreiflich uns dies vorkommen mag, in kurzem gleichsam wieder verstummt zu seyn: denn nicht lange nach dem Tode jener Männer erlosch, wie aus den Folgen klar ist, allmählich die Achtung vor dem Gesetz, der Geist, aus dem sie geredet hatten. Man vergaß nach gerade, daß ein guter Wille das erste sey, was man zu erringen habe, und an der Stelle jenes Geistes nahm allgemach der todte Buchstabe das Wort und redete. Das reine moralische Interesse mußte einen sinnlichen Platz machen. Dies sinnliche Interesse mogte anfangs zwar eben nicht das gröbste seyn, allein es artete doch zu einem immer gröbern aus, bis es endlich im gröbsten endigte. Die Menschen versanken ins immer Aergere, bis sie endlich nahe am Aergsten waren. Nun wurden zwar kurz vor und während der Reformation einige muthige Männer durch den Geist der Apostel, der immer noch in ihren Schriften seine Gegenwart ankündigte, zum Nachdenken über sich selbst gebracht. Die Stimme des Gesetzes ließ sich von neuem hören, und durch eine plözliche und heftige Erschütterung — durch die Reformation selbst — kam ein anfangs kleiner Menschenhaufe zur Besinnung. Allein so gut es mit der sittlichen Besserung dieser Menschen gemeynt, so sehr es damit im Einzeln gelungen seyn mogte; so nahm man dennoch statt eines moralischen, nach und nach an den Lehren der Religion, die vor allen auf Sittenverbesserung, auf gute Gesinnungen, auf einen guten Lebenswandel

dringt,

dringt, wiederum ein blos sinnliches Interesse, welches dann allmählig bis zum feinsten verfeinert worden ist. Und so wie der Gegenstand dieses Interesse sich von Anbeginn immer veränderte, bald grob- bald feinsinnlich, das Interesse selbst bald ein gröberes, bald ein feineres war, so nahm auch die christliche Religion, die gleichwohl mit den sinnlichen Angelegenheiten der Menschen gar nichts zu schaffen haben sollte, auf dieser ihre Veranstaltung immer andere Gestalten an, und trat bald als der roheste Götzendienst, bald als der feinste Frohnglaube auf die Bühne.

Und bey diesem Frohnglauben ist es dann auch größtentheils bis in die neuesten Zeiten geblieben. Aber es darf und kann nicht immer dabey bleiben, auch ist Hoffnung da, daß es fortan nicht dabey bleiben werde.

Es darf nicht immer dabey bleiben, denn allen denen, die auch nur zur Erkenntniß einer lautern Denkungsart gelangt sind, liegt eine eben so strenge und unerlaßliche Verbindlichkeit auf, wie den ersten und ältesten Lehrern des Christenthums, jede Kraft ihres Geistes aufzubieten, damit die Menschen, Wesen, die der Sittlichkeit fähig sind, aus andern, als blos sinnlichen Bewegungsgründen zu handeln den Versuch machen. Es ist Pflicht für einen jeden, wenn die Umstände ein Verleugnen seines sinnlichen Interesse nothwendig und unvermeidlich machen, selbst mit Verleugnung dieses sinnlichen Interesse unverdrossen dahin zu arbeiten, daß jener Frohnglaube ein Gott wohlgefälliger Glaube werde, daß die Menschen reine und befriedigende Auskunft über ihre Bestimmung erhalten, und sich immer mehr zu ein und demselben Zweck — zu einem guten Lebenswandel vereinigen mögen.

Es kann nicht immer bey jenem Frohnglauben bleiben, weil, wie am Tage ist, immer Mehrere zu einer immer richtigern Erkenntniß ihrer selbst, zu einem immer deutlichern Bewußtseyn

davon,

davon, daß der Mensch aus ganz andern, als eigennützigen Gründen handeln solle und könne, gelangen; kurz, weil immer Mehrere sich selbst immer richtiger schätzen und achten lernen; in deren Augen folglich die christliche Religion, so lange sie auf jene Art verunstaltet bleibt, immer tiefer sinken, und die Achtung, welche ihr gebührt, endlich gar einbüssen muß. Wenn man bisher diejenigen, welche sich geradezu dagegen erklärten, oder über ihre Lehren spotteten, mit den Namen der Irr- oder Unglaubigen, der verlohrnen Schaafe, der Freygeister und Gottlosen belegte, wenn man sie aufs beste widerlegt, und ihnen ihres übelgeführten Lebens wegen die gegründetsten Vorwürfe gemacht zu haben glaubte (die sich übrigens, so gegründet sie seyn mogten, durch die Art, wie, und durch die Veranlassung, bey der sie gemacht wurden, schwerlich entschuldigen lassen); so wird ein solches Verfahren seinem Zweck — den christlichen Glauben aufrecht zu erhalten, dem Frevel und Uebermuth Einhalt zu thun — im Ganzen genommen ziemlich entsprochen haben.

Aber, wenn man fernerhin fortfährt, größtentheils auf eine ganz verkehrte Art, und wie leicht zu ersehen ist, völlig wider die Absicht des Stifters der christlichen Religion, ihre Lehren vorzutragen, wenn es fernerhin bey einem blos müßigen Afterdienst bleiben soll, und man demohngeachtet hofft, Achtung, Ehrfurcht vor dieser Religion einzuflößen und zu erhalten; so mögte diese Erwartung vielleicht fehlschlagen: denn es steht zu besorgen, daß die Mittel, deren man sich etwa, wie ehemals gegen Leichtsinnige, Frevler und Spötter, bedienen mögte, um diese Achtung mit Gewalt zu erzwingen, für baare Kunstgriffe erklärt werden, und daß man den Eifer im Aufsuchen und Verschreien der Abtrünnigen, so gut es übrigens damit gemeint seyn mag, für überflüßig, für unsittlich und empörend halte. Wer bürgt dafür, daß nicht eben dieser Eifer gegen Männer von unbescholtenem Lebenswandel ausbreche, und daß die Achtung, in der diese stehen,

wenn man sie offenbar oder versteckt, grob oder fein gemißhandelt sieht, nicht Anlaß werde, eine Religion, die unverschuldeter Weise zu dergleichen Mißhandlungen Gelegenheit gab, in den Augen der Unkundigen noch tiefer herabzusetzen? Wer hat das Recht, den Menschen irgend einen Glauben, blos als Glauben anzupreisen, oder aufzudringen? Wer wagt es vorauszusagen, daß Verfolgungen, wenn man es etwa bis zu diesen zu treiben nicht abgeneigt seyn sollte, daß öffentlich veranstaltete Strafen und Beschimpfungen ihren Zweck — den Glauben, blos als Glauben in Ansehen zu erhalten, immer und zu allen Zeiten erreichen werden? Kann und wird es niemals Menschen geben, in denen die Reinigkeit des Herzens so groß, das moralische Interesse so stark ist, daß sie es verabscheuen, einem blinden Glauben länger zu fröhnen, sich selbst und andere ferner heuchlerisch zu hintergehen? Wird es ihrer nie geben, die eher alles andere, das Leben mit eingeschlossen, aufzuopfern bereit sind, als das Bewußtseyn, nicht treulos an sich selbst, an dem heiligen Gesetz in ihnen gehandelt, sich immer einer tadellosen Denkungs und Lebensart beflissen zu haben? Und wenn es jemals dergleichen Menschen geben sollte, ohne daß das Christenthum zu dieser Sittenverbesserung das seinige beygetragen, daß es wohl gar, wie größtentheils bisher, durch die verkehrte Behandlungsart seiner Vorsteher Hindernisse in den Weg gelegt hat; steht dann wohl noch zu erwarten, daß man Ehrfurcht davor haben, es für den Weg, der zum Leben führt, anerkennen werde? Die christliche Religion verdient Achtung und Ehrfurcht, sie ist der Weg, der zum Leben führt, es kann folglich unter ihren Bekennern nicht immer bey einem blossen Frohnglauben bleiben, und sie wird endlich, so lange sie auch für etwas anders gehalten wurde, für das anerkannt werden müssen, was sie ist.

Auch darf man hoffen, daß sie bald nicht mehr werde verkannt werden: denn wenn in einem Zeitalter, wie das gegenwär-

tige, wo nicht leicht jemand fürchten darf, wegen seiner Anhänglichkeit am Christenthum öffentlich verfolgt zu werden, beynah ein jeder, um eben dieser Anhänglichkeit willen, verhöhnt und verspottet zu werden, fürchten muß; wenn jezt gewissenhafte Befolgung evangelischer Vorschriften nicht selten fromme Einfalt, wenn stilles Erdulten, Schwäche, Ergeben in sein Schiksal, und Hoffnung eines bessern Lebens Aberglaube genannt wird: so ist die Religion an dieser unwürdigen Behandlung ihrer Bekenner, so sind diese Bekenner selbst an einem solchen Verfahren gegen sie — ganz, und diejenigen, welche sich dergleichen Ausfälle erlauben — zum Theil unschuldig.

Die Religion ist unschuldig daran, weil ihre Vorschriften rein sittlich, und mit der menschlichen Vernunft vereinbar sind, weil sie selbst heilig ist, Heiligkeit aber in ihrem prunklosen Gewande dem geübtesten Spötter und dem versuchtesten Frevler zu allen Zeiten ehrwürdig bleiben muß. Der Bekenner dieser Religion ist unschuldig daran, weil sein Lebenswandel, sobald er ihren Vorschriften gemäß geführt wird, zwar Haß und Verfolgung, im Falle er den Planen des Lasterhaften etwa entgegen seyn sollte, aber niemals Hohn, Spott und Verachtung über ihn bringen kann. Der Spott, so oft damit ein Versuch gegen ihn gemacht wird, muß immer auf den Kopf seines Urhebers zurük fallen. Und endlich ist auch der Spötter selbst zum Theil daran unschuldig. Denn entweder sein Leichtsinn ist groß, sein Wiz üppig, und er verkennt blos die Gründe, aus denen der Tugendhafte handelt, oder seine Bosheit ist mächtig, und das Bewustseyn eigner Unwürdigkeit drükt ihn in Gegenwart des Tugendhaften zu Boden. Dies Bewustseyn kann ihn bewegen, den, der mit Ruhe im Herzen vor ihm steht, lächerlich zu machen, und ihm seinen Glauben zu verleiden; wenn er das dunkle Gefühl seiner Schande, das ihn im Angesichte des Tugendhaften anwandelt, nicht von dem Richter in ihm, sondern von dem, der durch seine

Gegen-

Gegenwart und Handlungsart unwillkührlich diesen innern Richter zur Sprache bringt, und zwar von ihm, nicht als einem, der Ursache habe, mit sich zufrieden zu seyn, sondern als einem, der sich selbst vermöge seines Glaubens täusche, ableitet, so daß auch hier ein Verkennen, wo nicht der Gründe, aus denen gehandelt wird oder werden sollte, doch derer, wobey man sich beruhigt fühlt, statt findet. In jenem, wie in diesem Falle ist der beissendste Witz und der bitterste Spott durch das erwähnte Verkennen entschuldigt: denn teufelisch ist die Bosheit keines Menschen, und die Tücke selbst des Aergsten kann nie so weit reichen, daß er den Tugendhaften, wann er ihn dafür erkannt hat, noch verachten, und die Tugend, wann ihre Gründe ihm vor Augen liegen, noch lächerlich finden sollte.

Wenn also weder in dem bösen Willen der Menschen, noch in der christlichen Religion selbst, noch in dem ihr gemäß geführten Lebenswandel ihrer Bekenner der Grund, warum diese sich ihrer schämen, dem Hohn und Spott um ihretwillen preiß gegeben werden könnten, zu finden ist; so wird er in dem Einzigen, was noch übrig bleibt, in den falschen Vorstellungen, die man sich insgemein von dieser Religion, von ihren Lehren, Vorschriften und Verheissungen zu machen pflegt, aufgesucht werden müssen. Und es ist zu hoffen, daß man diesen falschen Vorstellungen immer genauer auf die Spur kommen, ihre Gründe immer deutlicher einsehen, und aus sittlichem Bedürfniß die Religion selbst von Wahn und Menschensatzungen immer mehr läutern, und dem menschlichen Herzen immer interessanter machen werde; je gründlicher nemlich, je anspruchsloser und ungehinderter die Untersuchungen über den Menschen und seine mannigfaltigen Vermögen und Kräfte fortgehen, je unbefangener, deutlicher und bestimmter die Resultate dieser Untersuchungen, einem jeden zur Prüfung und Beurtheilung werden vorgelegt werden.

Unter den Geboten, die sich in den Schriften des N. T. finden, wird keins öfterer angeführt, dringender eingeschärft, als das Gebot: an den Sohn Gottes, und an das Evangelium zu glauben. Dieser Glaube ist die erste und oberste Forderung an alle diejenigen, welche für Christen gehalten seyn wollen. Er ist die erste und alleinige Bedingung, unter welcher Verheissung eines seeligen Lebens statt findet. Sind nun die Begriffe, welche man sich von eben dem Glauben und seinen Folgen macht, willkührlich, unvollständig, oder gar unsittlich; so muß eben darum die Religion für etwas anders gehalten werden, als sie ihrer Natur nach ist, und ihre Anhänger müssen eben darum in einem falschen Lichte erscheinen, wo es dann für einem jeden, der sich dazu berufen dünkt, leicht seyn mag, seinen Witz spielen zu lassen, und allem, was einen solchen Glauben zu verrathen scheint, den Anstrich des Lächerlichen, wo nicht den Schein von etwas noch Schlimmern, das gehäßige Ansehen des Verächtlichen zu geben.

Die gegenwärtige Betrachtung soll sich mit Untersuchung dieses Glaubens und seiner Folgen, nach Anleitung folgender Worte beschäftigen.

Text:

Evang. Johannes 3, 36.

Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben; wer dem Sohn nicht glaubt, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihm.

Wenn die Worte: das ewige Leben haben, und: das Leben nicht sehen, Gottes Zorn erfahren, einander nicht in dem Sinne entgegen gesezt sind, daß durch die leztern die erstern

blos

blos aufgehoben werden, sondern, wie man ohne Bedenken einräumen wird, so daß durch diese leztern überdem noch ein positiver Zustand der Nichtglaubigen, als das gerade Widerspiel von dem Zustande der Glaubigen, angedeutet wird: wenn beyde Zustände einander nicht wie Etwas und Nichts, wie Gefühl der Lust und Mangel desselben, sondern wie Etwas und Etwas, wie Gefühl der Lust und Unlust, wie Vergnügen und Schmerz entgegen stehen, wenn die, welche nicht glauben, nicht allein nicht seelig, sondern auch unseelig werden; so wird nicht glauben keinesweges so viel bedeuten können, als: keinen Glauben haben, ohne Glauben, oder was das nämliche ist, gleichgültig gegen denselben gesinnt seyn, sondern vielmehr Gesinnungen hegen, die ihm geradezu widerstreiten, unglaubig seyn.

Dem zufolge enthält der angeführte Vers diese zwey bejahenden Sätze: Vom Glauben an den Sohn Gottes ist ewiges Leben — Vom Unglauben, der diesem entgegen stehende Zustand die Folge. Oder: der Glaubige ist seelig, der Unglaubige bleibt unseelig. Es wird demnach hier

1) das Wesen des erwähnten Glaubens und Unglaubens, und

2) die Natur der theils damit verbundenen, theils darauf folgenden beyderseitigen Zustände — des ewigen Lebens und seines positiven Gegentheils untersucht werden müssen.

Erster Theil.

Wo Wissen statt findet, da ist Glauben nicht erst erforderlich. Wissen und Glauben verhalten sich ohngefähr zu einander, wie selbst sehen und blos durch Nachrichten erfahren. Glauben ist weniger als Wissen, obgleich es einen Glauben geben mag, der mehr werth ist, als alles Wissen. Beydes, Wissen und

Glau-

Glauben ist ein Fürwahrhalten aus Gründen, aber mit dem Unterschied, daß bey dem Fürwahrhalten, welches ein Wissen ist, zugleich von und mit demjenigen was gewußt wird, die Gründe, warum man es für wahr hält; bey dem Führwahrhalten hingegen, welches ein Glauben ist, nicht von und mit demjenigen, was geglaubt wird, die Gründe, warum man es für wahr hält, gegeben sind. Wie weit die Erde von der Sonne, der Mond von der Erde entfernt sey, das kann man wissen, denn mit ihnen und ihrer Entfernung von einander ist zugleich die bestimmte Weite dieser Entfernung gegeben, um sie zu wissen, darf man nur messen. Daß die Gestirne von lebendigen Geschöpfen irgend einer Art bewohnt sind, wie die Erde, das läßt sich niemals wissen, aber es steht zu glauben, denn ob es gleich durch gegebene Gründe nicht ausgemacht werden kann; so ist es doch durch genommene wahrscheinlich zu machen. Daß in nördlichen Gegenden die Flüsse im Winter mit einer Eisrinde überzogen werden, die wässerigten Dünste in Gestalt des Schnees oder Hagels herabfallen, das wissen die Bewohner dieser Gegenden, denn sie erfahren es. Die Anwohner des heissen Erdgürtels, wo ein ewiger Sommer herrscht, können das nemliche höchstens nur glauben, so lange sie selbst die Erfahrung davon nicht gemacht, sondern etwa von einem glaubwürdigen Manne, der sie gemacht zu haben aussagt, vernommen haben.

Ein Fürwahrhalten ist ein Urtheil von der Uebereinstimmung einer Vorstellung mit dem Gegenstande, der durch sie vorgestellt wird. Sind die Gründe zu diesem Urtheil im Gegenstande selbst gelegen, und mit ihm zugleich gegeben; so ist das Fürwahrhalten ein Wissen, und die Gründe gewähren Gewißheit. Sind hingegen die Gründe zu einem solchen Urtheil nicht in dem beurtheilten Gegenstande gelegen, nicht mit ihm gegeben, und das Fürwahrhalten hat dennoch statt; so können sie nirgend anders als im Urtheilenden selbst liegen. Das Fürwahrhalten ist ein Glauben,

ben, und die Gründe desselben gewähren Ueberzeugung. Die Gründe des Wissens werden objective, die Gründe des Glaubens subjective genannt. Wenn die Glaubensgründe von der Art sind, daß sie sich durch Erfahrung zu objectiven erheben lassen, d. h. wenn das Glauben irgendwo und irgend wann entweder ein Wissen wirklich war, oder werden kann; so ist der Glaube ein uneigentlicher, ein historischer Glaube. Wer niemals Eis gesehen hat, aber glaubt, daß Wasser in einen Cristallischen Körper verwandelt werden könne, dessen Glaube wird ein Wissen, sobald ihm in der Folge Eis zu Gesicht kommt. Sind die Glaubensgründe von der Art, daß sie niemals objectiv werden können, immer im Urtheilenden selbst gelegene Gründe bleiben müssen; so ist der Glaube ein Glaube im eigentlichen Sinne, der unter Menschen niemals in ein Wissen übergehen wird. Daß die Gestirne wirklich bewohnt sind, kann von Menschen auf Erden niemals gewußt, sondern immer nur geglaubt werden.

Wenn gleich bey diesem eigentlichen Glauben keine Gewißheit, sondern nur Ueberzeugung statt findet, wenn gleich die zu demselben bewegenden Gründe nicht von und mit dem Gegenstande des Glaubens gegeben, sondern lediglich im Urtheilenden gelegen, subjectiv sind; so muß doch eben der Urtheilende einerseits sich dieser Gründe wenigstens bewußt seyn, und andererseits von ihnen wissen, daß sie subjectiv, und worinnen sie wiederum gegründet sind. Widrigenfalls ist sein Glaube entweder ein blinder oder Aberglaube. Ist hingegen jenes, so wird er mit Recht ein vernünftiger Glaube genannt werden können. Der blinde Glaube, ein Glaube ohne Gründe, führt mit sich ein bloßes Meinen, und von der Art ist der Glaube sehr vieler Christen an das Evangelium und seine Wirkungen. Der Aberglaube, ein Glaube aus Gründen, die den Schein subjectiver Gründe haben, und obendrein für objectiv gehalten werden, führt mit sich ein bloßes Wähnen, und von der Art ist der Glaube an

einen

einen Gott, der durch Opfer von Thieren und dergl. versöhnt werden könne, der Glaube an Geistererscheinungen und Gespenster.

Der vernünftige Glaube ist ein Glaube aus Bedürfniß. Da die Gründe desselben subjectiv sind, so können sie nicht im menschlichen Erkenntnißvermögen liegen, denn alle hierin gelegenen Gründe sind objectiv, und begründen nicht ein Glauben, sondern ein Wissen; sie müssen vielmehr im Begehrungsvermögen, oder im Willen des Menschen begründet, und Gründe eines zufälligen Glaubens, indem sie selbst zufällig, oder eines nothwendigen Glaubens seyn, indem sie selbst nothwendig sind. Jedes Bedürfniß nemlich ist entweder zufällig, ein Verlangen oder ein Wunsch, und wird durch die Begehrungskraft hervorgebracht, oder es ist nothwendig, eine Forderung, und wird durch den Willen erzeugt.

Das zufällige Bedürfniß ist entweder ein Bedürfniß für das Wissen, oder für das Thun. Um etwas wissen, oder um etwas thun zu können, wünschen oder verlangen wir, daß etwas anderes seyn möge, und glauben eben darum, daß es sey. Der Glaube in Rüksicht auf dies Wissen heißt doctrinal Glaube; der Glaube um jenes Thuns willen, wird der pragmatische genannt. Um überall im Reiche der Natur systematisch nachforschen, alles auf Zwecke beziehen, die Welt als ein wohlgeordnetes Ganze betrachten, und so unsere Erkenntniß, unser Wissen immer mehr erweitern zu können, als welches wir wünschen, wird gleichfalls gewünscht: es mögte ein höchster Verstand, ein Gott seyn, welcher der Welt ihr Daseyn gegeben, und alles in ihr in Beziehung auf einander zwekmäßig, d. i. nach Begriffen angeordnet habe. Wir glauben also an einen Gott um jenes Wunsches willen; wir glauben, um desto gründlicher wissen zu können. — Doctrinal Glaube. — Um eine Arzney, von der wir

nicht

nicht wissen, wie sie wirkt, von der wir aber erfahren haben, daß sie in gewissen, bestimmten Fällen von heilsamer Wirkung war, in einem gegenwärtigen, den vorigen ähnlichem Falle wiederum anwenden zu können, als welches verlangt wird, glauben wir, daß sie jezt bey übrigens gleichen Umständen eben so wirksam seyn werde. Wir glauben um etwas thun zu können. — Pragmatischer Glaube. —

Das nothwendige Bedürfniß ist nicht, wie das zufällige, von zweyerley Art, sondern es ist nur eins, und der Glaube, um dieses Bedürfnisses willen, ist ein moralischer, oder ein Vernunftglaube. Man glaubt, nicht weil man etwas anders, das gewust oder gethan werden mag, zu wissen oder zu thun wünscht oder verlangt; sondern, weil das, was gethan werden soll, nicht gethan, und folglich, worauf es hauptsächlich ankommt, auch nicht gewollt werden kann, ohne daß etwas anderes sey, wodurch dies Thun, und mittelbarer Weise das Wollen, welches vor dem Thun hergeht, möglich werde. Man glaubt also, daß dies Andere wirklich sey, nicht weil man es wünscht oder verlangt, sondern weil man es fordert. Der Glaube an Gott, um dieses Bedürfnisses willen, ist ein moralischer und eben darum nothwendiger Glaube. Wir glauben nicht, daß Gott sey, weil wir wünschen oder verlangen, er mögte seyn, sondern weil wir fordern, er müsse seyn. Es muß ein Gott seyn, der, wenn unsrerseits eine moralische Wirksamkeit in der Welt möglich seyn soll, die Welt selbst zu dieser Absicht erschaffen und eingerichtet habe. Moralisch wirksam aber sollen alle und jede Menschen in der Welt seyn; das Bedürfniß also, an einen moralischen Urheber und Erhalter derselben zu glauben, ist nicht wie jenes Bedürfniß des Wissens oder Thuns, das nicht alle und jede haben, und noch weniger haben sollen, zufällig und nur ein Bedürfniß für diesen und jenen, sondern es ist nothwendig und

eben

eben darum allgemein. Alle und jede haben die Verbindlichkeit an einen Gott zu glauben.

Das nemliche ist der Fall mit dem Glauben an Unsterblichkeit. Und das nemliche wird der Fall seyn mit jedem andern Glauben, der uns zur Pflicht gemacht wird. Er muß Beziehung auf dies allgemeine Bedürfniß des Willens, auf unsere Moralität haben; wir müssen durch ihn in Absicht auf diese Moralität zu gewinnen, wenigstens voraussehen können; wo nicht, so wird uns ein solcher Glaube ungerechter Weise, und ganz pflichtwidrig angemuthet. Wir werden dazu beredet, oder er wird uns aufgedrungen, und wir täuschen uns, in dem einen wie im andern Falle, entweder selbst, indem wir uns allgemach überreden, als glaubten wir wirklich, oder wir täuschen mit voller Ueberzeugung alle, die uns dazu bereden, während unser Herz nichts von einem dergleichen Glauben wissen will.

Wenn ein Glaube, der ein Fürwahrhalten aus nothwendigem Bedürfniß seyn könnte, zu einem Glauben aus blos zufälligem Bedürfniß herabgewürdigt wird, wenn man um eines Verlangens willen, es sey des Wissens oder des Thuns, und nicht einer Forderung wegen, die gleichwohl da ist, glaubt; so heißt der Glaube ein Frohnglaube, und wenn statt des moralischen, blos ein sinnliches Interesse, Furcht oder Hoffnung, den Glauben gebietet; so ist er oben drein ein Lohnglaube. Nur der Glaube um eines moralischen Bedürfnisses willen ist aller und jeder Menschen würdig, nur von ihm wird behauptet, daß er mehr werth sey, als alles Wissen, und Unglaube, der bey keiner von den angeführten Glaubensarten, als ihr Gegentheil statt findet, ist nur als das Gegentheil dieses Vernunftglaubens denkbar. Das Gegentheil des historischen, doctrinalen und pragmatischen Glaubens ist Nichtglaube, das Gegentheil des moralischen ist Unglaube, — ein eigenwilliges Verleugnen, Nichtfürwahrhalten

dessen,

dessen, was aus moralischen Gründen für wahr gehalten werden sollte, ein Verleugnen, welches eine teuflische Gesinnung verrathen würde, wenn es nach völlig deutlicher Einsicht in jene Gründe, nach erkanntem nothwendigen Bedürfniß noch Platz fände, — folglich ein Unglaube, dessen man niemand beschuldigen kann, ohne sofort eine Ungerechtigkeit zu begehen, von welchem man also zwar eine Vorstellung hegen, und diese sogar gebrauchen mag, um den Begriff vom Glauben selbst desto bestimmter zu fassen, und den Menschen von allen erdenklichen Seiten zu verdeutlichen, (denn eines mehrern bedarf es nicht, um sie dahin zu bringen, daß sie denselben annehmen), den man aber nicht eher irgend jemand vorrücken darf, bis erwiesen seyn wird, daß es Menschen von einer völlig teuflischen Denkungsart gebe.

Wenn der Glaube an Gott nur ein nothwendiger, ein Vernunftglaube seyn kann, so wird der Glaube an den Sohn Gottes, in so fern dieser wie jener uns zur Pflicht gemacht wird, ein eben so nothwendiger, ein gleicher Vernunftglaube seyn müssen, und es wird unser sinnlichen Willkühr schlechterdings nicht überlassen bleiben, ob wir glauben mögen oder nicht; dagegen aber wird es uns, als moralischen Wesen frey stehen, ob wir auf eigne Gefahr glauben wollen oder nicht.

Stände nun der Glaube an den Sohn Gottes blos in Beziehung auf das menschliche Erkenntnißvermögen, und wäre er entweder ein Glaube an ihn, lediglich als ein übermenschliches Wesen, das auf Erden übernatürliche Thaten, Wunder, wie sie kein Mensch verrichten kann, verrichtet habe, oder ein Glaube an ihn, als einen außerordentlichen Menschen, der sich von Seiten seiner körperlichen und Gemüthskräfte — durch seine Sinnesart — vor allen, die vor und nach ihm lebten, auf eine auffallende Art ausgezeichnet hätte; so würde er im ersten Falle blos ein historischer Glaube heißen, und sich selbst den Menschen

an=

anempfehlen, in so fern nemlich durch unwidersprechliche Vernunft- und historische Gründe ausgemacht worden wäre, daß jene Wunder geschehen konnten, und wirklich geschehen wären, das ist: es würde ein Glaube höchstens für Gelehrte seyn, um den alle diejenigen, welche die Gründe jener Zeichen und Wunder zu untersuchen, keine Lust, Zeit, Kraft oder Gelegenheit hatten, ganz unbekümmert seyn könnten, der also von allen und jeden nicht gefordert werden dürfte; man müßte dann blos ein blindes Glauben von ihnen verlangen, indem man selbst es für leicht hielt, die verlangten Gründe aufzusuchen und völlig deutlich darzustellen, als welches an und für sich schon eine Art von blinden Glauben verrathen würde.

Im andern Falle, wenn der Sohn Gottes sich unter den Menschen blos als einen Menschen von unreichbaren Kräften und Talenten ausgezeichnet hätte; würde der Glaube an ihn gleichfalls blos historisch seyn, und nur in so fern leichter und allgemeiner Eingang gewinnen, als die Möglichkeit, ein so vorzüglicher Mensch zu werden, leichter begriffen, und die Gründe aus der Geschichte, für das zu seiner Zeit wirklich gewesene Daseyn desselben, wenigstens eben so leicht dargelegt werden könnten. Es hat, würde man mit voller Ueberzeugung sagen, einst wirklich ein Mensch von so hohen Vorzügen gelebt; es wird also möglich seyn, daß die Natur zu einer andern Zeit, und anderswo einen andern Menschen mit denselben Anlagen hervorbringe, und daß dieser bis zu eben der Vollkommenheit ausgebildet werde. Und so wird dieser historische Glaube, der nahe an ein Wissen gränzt, höchstens das Analogon eines doctrinalen Glaubens heissen können, in so fern man nämlich jezt mit der stärksten Ueberzeugung glaubt, daß die Idee eines an Geist und Körper sinnlich vollkommnen Menschen — eines Wesens im Reiche der Möglichkeit — ihren Gegenstand im Reiche der Wirklichkeit gehabt habe; in so fern man also in Aufsuchung und Darstellung der Bedingungen zu

einem

einem in jener Rüksicht vollkommnen Menschen ungehindert fortgehen könnte, ohne weiter den Vorwurf zu fürchten, ein solches Ideal werde nie in der Wirklichkeit vorkommen, es sey also überflüßig, die Bedingungen zu demselben mühsam zusammen zu lesen. Ein Vorwurf, um den man sich außerdem freilich auch nicht zu bekümmern hat, der aber doch unter der angeführten Voraussetzung nicht einmal gemacht werden kann. Indessen ist diese Voraussetzung von der Art, daß nicht ein jeder sie voraus zu setzen nöthig hat: denn nicht ein jeder bedarf der Vorstellung eines solchen Ideals, geschweige des Glaubens an die Wirklichkeit desselben. Dieser also, auch wenn er ein Doctrinalglaube seyn könnte, wird sich zwar denen, die seiner bedürfen, anempfehlen, aber nicht von allen und jeden gefordert werden können. So wie dann auch niemand durch eine dergleichen von ihm selbst, oder von andern an ihn gethane Forderung beunruhigt zu werden pflegt. Sie würde für unbedeutend und unfruchtbar gehalten werden, wenn sie wirklich geschähe; man thut sie darum gar nicht: und man würde eben so wenig die Forderung thun, an einen Wunderthäter zu glauben; man würde diese für eben so unbedeutend und unfruchtbar halten, wenn nicht auf eine seltsame Art der Sohn Gottes mit dem bloßen Wunderthäter verwechselt würde.

Wenn keine von diesen beyden Glaubensarten, der doctrinalen und historischen, im vorliegenden Falle genügt, so wie dann keine Genüge thun kann; so wird der Glaube an den Sohn Gottes in Beziehung auf die Begehrungskraft, oder auf den Willen stehen, und entweder pragmatisch, oder moralisch — ein Vernunftglaube seyn; denn außer diesen ist nur noch der blinde und der Aberglaube übrig, von welchen aber unter Menschen, die ihre Vernunft zu gebrauchen wissen, wie billig, nicht anders Erwähnung geschieht, als nur, um sie zu verwerfen.

Pragmatisch, oder wenigstens einem pragmatischen Glauben ähnlich, würde der Glaube an den Sohn Gottes seyn, wenn er der Glaube an ihn, als einen sehr klugen (als den klügsten) Menschen wäre, der zu allen Zeiten und unter allen Umständen die passendsten Mittel, sein Wohlbefinden zu erhalten und zu befördern, sich ununterbrochenen Genuß zu sichern, gekannt und anzuwenden gewust, der während und unter dem ausgesuchtesten Vergnügen, vor allen Dingen darauf am ämsigsten gesonnen habe, wie sowohl in diesem als auch in einem etwa künftigen Leben, ewig daurendes Entzücken, ewiges Wohl nicht zu verdienen, sondern nur zu erwerben stehe, indem das Bemühen, dies ewige Wohl zu verdienen, also glükseelig zu werden, schon mit Unannehmlichkeiten verbunden seyn mögte, die doch vermieden werden könnten, sobald man nur den Gedanken an ein solches Verdienen aufgebe. Es würde also dieser Glaube höchstens der Glaube an einen Menschen seyn, der, während er ohne alles Bewustseyn eines eignen, nicht durch groben oder feinen, durch dies- oder jenseitigen Genuß, sondern lediglich durch sich selbst bestimmbaren Werthes wäre, vermittelst sklavischer Unterwürfigkeit unter die eigensinnige Bothmäßigkeit irgend eines mächtigen Wesens, das, wie er etwa wähnt, jenes Glück auszuspenden vermögte, die Gunst dieses Wesens, und durch blindes Dienstleisten von demselben einen Ueberfluß an allen Arten von Gütern zu erkaufen sucht.

Wenn der Leser über eine solche Vorstellungsart in Unwillen geräth; so hat er sich zu diesem Unwillen Glück zu wünschen, denn er beweist sich selbst damit, daß er einen dergleichen Glauben verabscheuen würde; so wie er jenen Menschen unmöglich für den Sohn Gottes erklären könnte. Allein für gottlos und boshaft wird er den Versuch einer Vorstellungsart, wie diese, darum nicht halten können, weil es mit derselben nicht darauf abgesehen ist, den Sohn Gottes zu entwürdigen; sondern im Gegen-

theil

theil Gelegenheit zu geben, ihn besser als wohl bisher geschehen, zu würdigen, und ein Verfahren bemerklich zu machen, dessen sich sehr viele Christen zu schämen haben. Sie wünschen nemlich und hoffen, durch bloßes Glauben an den Sohn Gottes hier und dort glüklich zu werden, und setzen, während sie um dieses Glücks oder Wohlbefindens willen, es einzig der Mühe werth halten, an ihn zu glauben, diesen Sohn Gottes, den Heiligen, zu einem blos klugen Menschen herab, der auf Erden erschienen sey, um wenn auch nicht hier, doch wenigstens im Himmel ein irdisches Reich zu stiften, und seinen Glaubigen endlose Freuden, ein ewiges Wohlbefinden zubereiten, der übrigens, um sie Theil daran nehmen zu lassen, nichts weiters von ihnen verlange, als daß sie seine Ankunft für wahr halten, ihn zum Muster eines klugen Benehmens wählen, und klüglich mit dem einen Auge immer in jener Welt, auf dieser blos mit dem andern aufmerksam ihre Geschäfte betreiben mögten; da sie doch beyder zur richtigen Führung ihres hiesigen Amts gar sehr bedürfen.

Wir wollen inzwischen annehmen, es wäre möglich und thunlich, irgend jemand, als Muster der Klugheit nachzuahmen, und im Vertrauen auf die Wirksamkeit der Mittel, wodurch er ungehindert und vollständig die Zwecke seines Begehrens überall erreichte, eben diese Mittel mit aller vorleuchtenden nirgends vernachläßigten Behutsamkeit, zu den nemlichen Zwecken anzuwenden; so kann dennoch der Glaube an ein solches Muster, so vernünftig er übrigens seyn mag, nicht von allen und jeden gefordert, sondern ihnen höchstens nur angerathen werden. Denn vielleicht ist es nicht jedermanns Sache, sich dergleichen Zwecke der Klugheit, die doch immer nur Zwecke der Sinnlichkeit sind, vorzusetzen, vielleicht liegt es nicht in dem Plane eines jeden, irgend einmal eine eigne Wohnung zu beziehen, und also auf Hoffnung ein eignes Gebäude zu errichten. Wie wird man ihm die Nothwendigkeit, selbst zu bauen darthun? durch Furcht

vor

vor Gefahren, die entweder nur vorgespiegelt werden, oder wirklich zu besorgen stehen, kann man nicht erwarten, etwas über ihn zu vermögen; denn wer nichts hofft, pflegt eben so wenig irgend etwas zu fürchten. Aber mag auch deine Absicht einzig und allein darauf gerichtet seyn, dich selbst zu einem alle Ewigkeit hindurch höchst glüklichen Menschen zu machen, mag das in dieser Absicht vorgestekte Muster noch so vollkommen, der Glaube daran noch so stark seyn; so wird dennoch zwischen deinen und den sinnlichen Verhältnissen dessen, der das Muster hergiebt, immer Verschiedenheit herrschen. Was ihn glüklich macht, wird dich vielleicht nicht zufrieden stellen. Mittel und Wege, die in seiner Lage gerade zum Ziele führten, werden in der deinigen vielleicht davon abführen. Und da die Lage eines Menschen niemals sein eignes Werk seyn kann; so wirst du, so musterhaft das vorliegende Beyspiel seyn, so sehr man dir rathen mag, dich darnach zu modeln, dennoch weit sicherer und zuversichtlicher deinen eignen Weg gehen, um zu einem Ziele zu gelangen, das die Sehnsucht aufstekt, die Einbildungskraft in der Nähe oder Ferne zu sehen wähnt, und das die Hoffnung für erreichbar hält.

Ist in pragmatischer Rüksicht gar kein Glaube an den Sohn Gottes möglich; so wird, wenn ein solcher Glaube dennoch statt finden, und sogar dem Menschen zur Pflicht gemacht werden soll, eine Beziehung desselben auf den menschlichen Willen, so wird ein allgemein nothwendiges Bedürfniß an ihn zu glauben. und ein Gesetzgeber da seyn müssen, der, damit diesem Bedürfniß abgeholfen werde, jenen Glauben gebietet. Wenn also auch die Annahme dieses Glaubens von der hier zu gebenden Antwort auf folgende drey Fragen: I) wer der Sohn Gottes, II) welches jenes Bedürfniß sey, und endlich III) wer den Glauben an ihn um dieses Bedürfnisses willen gebiete? keinesweges abhängt; so wird sie gleichwohl von diesen drey Fragen und einer richtigen

Be-

Beantwortung derselben immer nur abhängen können. Die gegenwärtige Antwort soll ein Versuch einer solchen richtigen Beantwortung seyn.

1) Wer ist der Sohn Gottes?

Daß zu irgend einer Zeit, unter irgend einem Himmelsstriche ein Mensch lebte, der von Kindheit an, unter seinen Zeitgenossen im Rufe einer vorzüglich reinen Sinnesart stand, sich vor allen durch hohe Einfalt des Herzens auszeichnete, daß er außer dieser Unschuld, außer dieser bescheidenen Genügsamkeit seiner sinnlichen Natur, bey jeder Gelegenheit Proben eines guten Lebenswandels, einer geläuterten Denkungsart ablegte, alle und jede an Herrschaft über sich selbst — an Tugend übertraf; das werden wir den Schriftstellern, die davon Meldung thun, ohne viele Schwierigkeiten glauben, denn es wird sich durch historische Gründe ausmachen lassen, ob, wann, und wie dieser Mann gelebt habe? Wenn sie ferner von ihm berichten: er habe sichs höchst angelegen seyn lassen, bey jeder Gelegenheit die Menschen aus ihrem moralischen Schlummer zu erwecken, gute Gesinnungen unter ihnen zu verbreiten, durch Unterricht in Lehre und Wandel sey er der Wohlthäter seiner Mitbürger geworden, und diese, statt dankbar sein Verdienst um sie anzuerkennen, hätten ihn vielmehr mit dem schmählichsten Tode dafür gelohnt; so wird auch diese Nachricht, sobald es ihr nur nicht an historischen Gründen gebricht, ohne Anstand Glauben finden: denn der Weltlauf, wie er zu allen Zeiten war, und eine geringe Bekanntschaft mit den Gebrechen, Schwächen, Fehlern und Lastern der Menschen, oder auch einige Bekanntschaft eines jeden mit seinem eignen Herzen, wird ein undankbares Verfahren dieser Art eher wahrscheinlich, als unglaublich machen. Wenn es weiterhin von diesem Wohlthäter seiner Mitbürger heißt: seine Absicht sey keinesweges gewesen, Anhänger um sich her zu sammeln, die Menschen von sich abhängig zu machen, sich Macht und Ehre zu verschaffen, und

in hohem Glanze und Wohlstande zu leben, oder seine Nation von weltlicher oder geistlicher Sklaverey, von der drückenden Herrschaft eines fremden Volks, oder blos vom schweren Joche des Aberglaubens zu befreien; er habe vielmehr als ein vollkommner Weltbürger gelebt, und sey jederzeit darauf bedacht gewesen, zunächst diejenigen, in deren Gesellschaft er lebte, und durch sie jedes andere Volk, die Menschen überhaupt aufmerksam auf sich selbst, auf ihre Bestimmung zu machen, und ihnen den Weg zu zeigen, auf welchem alle ohne Unterschied, sich dieser Bestimmung nähern, sittlich bessere Menschen werden könnten, kurz, wenn es von ihm heißt, nicht sein eignes oder das Wohlbefinden aller derer, die er erreichen konnte, sondern das Wohlverhalten aller und jeder sey seine nächste und unmittelbarste Sorge gewesen; so wird man auch dieser Nachricht, wenn ihre Zuverläßigkeit anders gesichert ist, gern und willig Glauben beymessen. Man wird es bey eigner, einigermaßen hervorstechender Güte des Herzens, der sittlichen Natur des Menschen überhaupt, für so verderbt man übrigens die Menschen ohne Ausnahme halten muß, wohl zutrauen, daß sie dieses Grades von Güte fähig sey.

Allein der Glaube in jeder dieser Rüksichten wird doch nur historisch seyn; man wird glauben, aber diesen Glauben höchstens nur für zuträglich zur eignen Bildung und Besserung, niemals für nothwendig, für einen allgemeinen Bedürfniß-Glauben anerkennen. Und alle die nicht glauben, entweder weil sie nie von der Sache gehört haben, oder die Gründe dieses Glaubens nicht gehörig untersuchen konnten, oder dieselben nach geschehener Untersuchung unzureichend fanden, werden darüber nicht getadelt werden dürfen; denn niemals wird sich die Unmöglichkeit davon darthun lassen, daß irgend jemand, ohne das Muster eines tugendhaften Menschen, der zu seiner Zeit wirklich unter den Lebendigen war, vor Augen zu haben, ein eben so tugendhafter Mensch werde. Was jenem, der nun zum Muster dienen mag,

ohne

ohne ein solches Muster vor sich zu haben, blos aus eigner Kraft gelang, das wird auch diesem, in so fern ihm das nemliche Vermögen nicht abzusprechen ist, blos durch und aus sich selbst gelingen können. Bey aller historischen Glaubwürdigkeit also wird dennoch ein solcher Glaube keinem unter uns zur Pflicht gemacht werden können.

Wenn hingegen von dem nemlichen Menschen behauptet wird: seine Denkungsart sey von Jugend auf rein, sein Wille von Anbeginn gut gewesen, man habe ihn, als das Muster eines in aller Absicht sittlich vollkommnen Menschen anzusehen; von ihm sey nie eine Sünde begangen worden, völlig rein und unbeflekt sey er ins Leben getreten, seine Gesinnungen während seinem Leben wären immer und unveränderlich gut gewesen, und die höchste Lauterkeit seines Herzens, obwohl diese den schmählichsten Tod über ihn gebracht habe, den er bey minderer Lauterkeit hätte vermeiden können, habe ihn dennoch selbst in diesem Tode nicht verlassen, er sey nicht blos als ein tugendhafter Mensch, sondern als ein ganz heiliges Wesen gestorben; er wäre folglich der Sohn Gottes, und es sey Pflicht für die Menschen ohne Ausnahme, an ihn als den Sohn Gottes zu glauben, wenn dies von jenem Menschen ausgesagt wird; so werden wir, so ausgemacht übrigens, so bestimmt die Nachrichten über ihn seyn mögen, auch nicht einmal in historischer Rüksicht glauben können, und jenes Aufgebot zu glauben, auch wenn es aus dem Munde dieses wundersamen Menschen selbst an uns ergienge, wird uns dennoch bedenklich vorkommen, und zwar unter andern aus folgenden Gründen, die jenem historischen Glauben und diesem historischen Befehle entgegen sind.

1) Es ist zwar nur ein Erfahrungssatz, daß kein Mensch ohne Sünde gebohren werde und lebe, daß es bey keinem Menschen eine ursprüngliche und unwandelbare Lauterkeit der Denkungsart gebe, allein dieser Satz steht dennoch so fest

und gilt so allgemein, als wäre er ein Urtheil aus reinen Vernunftgründen, wir lassen keine Ausnahme davon zu, und räumen keinem Menschen, der von sich oder irgend einem andern seiner Gattung behauptet, er sey immer reines Herzens gewesen, die Wahrheit dieser Behauptung ein. Dazu kommt

2) daß, wenn auch jene ursprüngliche Güte des Willens in und unter den Menschen möglich wäre, dennoch niemand einen Begriff von dieser wirklichen Güte seines Willens haben, und andere von derselben überzeugen kann, denn wo will er den Grad von deutlichem Bewußtseyn hernehmen, der erfordert wird, um die Acte des Willens genau von den Acten der Begehrungskraft zu unterscheiden? Wie wird er ausmachen, daß nirgends, wo der Wille hätte thätig seyn sollen, blos diese Begehrungskraft wirksam gewesen sey, daß er nirgend begehrt habe, wo er gewollt haben sollte, kurz wie wird er überall seine Sinnesart von seiner Denkungsart genau zu unterscheiden im Stande seyn? Kann aber niemand sich selbst, geschweige einem andern seine Denkungsart darlegen, so wird es

3) noch weniger möglich seyn, die Denkungsart eines andern irgend jemand darzulegen, und diesen bis zur Ueberzeugung von ihrer Lauterkeit zu überführen; denn was in jenem Falle gilt, das gilt noch mehr in diesem, nemlich: daß das menschliche Herz unerforschlich sey. Nur aus vorliegenden Handlungen lassen sich gute oder böse Gesinnungen errathen, aber niemals wissen, und derjenige, welcher andere bewegen will, historisch an irgend etwas zu glauben, der muß selbst wenigstens seiner Sache gewiß seyn, er muß selbst nicht glauben, sondern wissen.

4) Wenn

4) Wenn die genannten Schriftsteller, um die Heiligkeit der Person, von welcher sie reden, außer allen Zweifel zu setzen, sich darauf berufen, daß er der Sohn Gottes — des Heiligen sey, von diesem in die Welt gesandt, um die Menschen, sündhafte Wesen, von der Macht des Bösen und seinen Folgen zu erlösen; so wird die Frage seyn, womit sie die Wahrheit der Behauptung, daß er der Sohn Gottes sey, darzuthun suchen? Auf seine Heiligkeit werden sie sich in dieser Absicht nicht füglich berufen können, denn sie ist es eben, die erst bewiesen werden soll und muß, wovon wir, wenn auch nicht bis zur Gewißheit überführt, doch wenigstens überzeugt zu werden fordern. Das Wunder seiner Geburt, die Wunder, welche er während seinem Leben verrichtete, das Wunder, unter dem er nach seinem Tode in ihrer Mitte wiederum erschien, und die wundervolle Art, womit er endlich ihren Blicken sich auf immer entzog, werden sie gleichfalls nicht gebrauchen können, um ihn dadurch als den Sohn Gottes zu bestätigen, und so allen zu besorgenden Einwendungen gegen seine Heiligkeit auf immer vorzubeugen. Denn gesezt auch, sie selbst verrichteten unter unsern Augen Wunder, zur Bestätigung der angeführten, vom Sohn Gottes verrichteten; so werden wir dennoch niemals wissen können, daß die einen oder die andern wirklich Wunder sind, oder waren; indem, könnten wir dies wissen, die Wunder für uns aufhören würden Wunder zu seyn. Sie würden als Naturbegebenheiten erkannt werden. Mit der Vorstellung eines Ereignisses, welches Wunder genannt wird, würde, im Falle des Wissens, auch die Vorstellung von dem Grunde dieses Ereignisses, also von der Kraft, wodurch es möglich war, gegeben seyn, und diese Kraft müßte eine natürliche seyn, denn von einer übernatürlichen ist keine Vorstellung möglich — das Ereigniß würde also natürlich, Begebenheit, und nicht Wunder heißen.

Soll

Soll es für uns möglich seyn, irgend ein Ereigniß mit Ueberzeugung für ein Wunder zu halten, so kann eben darum diese Art des Fürwahrhaltens nicht ein Wissen, sondern höchstens nur ein Glaube seyn. Den Glauben an Wunder können diejenigen, die dergleichen verrichten, allenfalls in uns begründen, allein dieser Glaube ist doch nur zufällig; sie fordern zu viel und nicht ohne Anmaßung, wenn sie von uns ohne weiteres fordern, daß wir an das Geschehen der berichteten oder wie es scheinen mag, unter unsern Augen wirklich verrichteten Wunder glauben sollen. Und dieser Glaube, der, so vernünftig er seyn mag, doch immer nur zufällig seyn kann, wird eben daher nun und nimmer im Stande seyn, etwas, das wir, weil Gründe darwider sind, in historischer Rüksicht nicht glauben können — die zu ihrer Zeit gewesene Wirklichkeit des Sohnes Gottes — glaubhaft, oder gar den Glauben daran allen Menschen ohne Ausnahme zur Pflicht zu machen. Wenn es also irgendwo von einem rohen, an Sinn und Verstande noch kindischem Volke heißt: wo ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, da glaubet ihr nicht; so wird es von zum Theil gebildeten Menschen heißen müssen: Auch wenn ihr Zeichen und Wunder seht, so glaubet ihr darum dennoch nicht. Aber dieser Nichtglaube ist so weit davon entfernt, euch zur Schande zu gereichen, daß er vielmehr eurer Vernunft zur Ehre gereicht. Nur dann erst wird euer Herz sich seiner zu schämen haben, wenn er — ein bloßer Nichtglaube — als Unglaube befunden werden sollte.

In historischer Rüksicht giebt es keinen Glauben an den Sohn Gottes; der Zustand des Gemüths, von dieser Seite genommen, ist Nichtglaube oder — blinder Glaube; allein in moralischer Rüksicht ist dieser Glaube nicht nur möglich, sondern auch in allen denen, die auf dem Wege sind, gebesserte Menschen zu werden, wirklich — ein Glaube nicht blos an die Möglichkeit, sondern auch an die Wirklichkeit einer menschlichen völlig reinen Denkungsart,

art, an den Sohn Gottes, ein Glaube, der wie der Glaube an Gott selbst, auch wenn dir von seinem Gegenstande nie etwas zu Ohren gekommen ist, dennoch von dir gefordert werden kann und wird, den die Schriftsteller des N. T., den ihr göttlicher Lehrer (auf Erden der Repräsentant des Sohns Gottes, — denn der Sohn Gottes kann nur als des Menschen Sohn, unmöglich aber als der Sohn Gottes selbst, unter den Menschen sichtbar seyn; sie können seine Herrlichkeit sehen, aber nur als die Herrlichkeit des Erstgebornen vom Vater,) den sie, sag' ich nicht erfunden, sondern nur gefunden, aufgestellt und empfohlen haben, weil ohne ihn niemand den Herrn sehen werde; ein Glaube, dessen alle Menschen ohne Ausnahme bedürfen, weil er sich auf ein nothwendiges Bedürfniß aller gründet. Es wird demnach gefragt:

II) Welches das Bedürfniß, an den Sohn Gottes zu glauben, sey?

Wäre der Mensch ein blos sinnliches Wesen, gebohren einzig und allein mit Anlagen zu einer vollkommnen Sinnesart, — mit einem organisirten und thierischen Körper, als der äußern, und mit einem Vorstellungs= Gefühl= und Begehrungsvermögen, als der innern Bedingung derselben; so würde das Bestreben, eine solche Sinnesart zu erlangen, seine Bestimmung, und Genuß sein höchstes Ziel seyn; ein Ziel, das eigentlich nicht von ihm, sondern von der Natur ihm zum Besten aufgestekt wäre, und ein Bestreben, das genau genommen, nicht sein Werk, sondern nur eine Wirkung eben der Natur seyn würde, die ihn, ohne von ihm daran gehindert zu werden, als welches unmöglich wäre, jenem Ziele immer näher bringen könnte und würde. Ohne einen Willen, und folglich auch ohne ein Gesetz, dem gemäß sich dieser Wille bestimmen soll, würde er zwar mancherley zufällige Bedürfnisse fühlen, und unter ihnen auch das Bedürfniß eines pragmatischen sowohl als doctrinalen Glaubens; allein dies Bedürfniß

niß und dieser Glaube, der gleichwohl ein vernünftiger Glaube heißen könnte, würden eben so sinnlich seyn, wie ihre Quelle, und ihm lediglich von der Natur auferlegt werden. Der Glaube an Gott würde der Glaube an ein mächtiges, gewaltiges, mit einem weit umfassenden Verstande versehenes Sinnenwesen seyn. Das Bedürfniß, etwas Uebersinnliches für wahr zu halten, der Glaube an das Daseyn einer heiligen, allwissenden und allmächtigen Gottheit, oder der Glaube an Unsterblichkeit, würden ihm sogar nicht einmal in die Gedanken kommen, und wozu sollte er auch eines solchen Glaubens bedürfen? Eben so wenig würde in ihm die Vorstellung von einem Sohn Gottes, der heilig wäre, wie Gott selbst, oder das Bedürfniß an ihn zu glauben, oder gar dieser Glaube selbst möglich seyn. Er wird sein Glück auf Erden bauen, genau dem Risse gemäß, den ihm die Natur von eben dem Glück vorgezeichnet hat, und auf Antrieb sowohl, als unter der beständigen Aufsicht eben dieser Natur, unbekümmert übrigens und ohne einen Gedanken daran, ob er des Glüks, das er genießt, würdig sey oder nicht; denn er wird schlechterdings keine Vorstellung von einer solchen Würdigkeit oder Unwürdigkeit erzeugen können. Mag es die Natur halten mit ihm, wie ihre Gesetze es erfordern, und wie sie's für gut findet. Mag sie ihm reichen, was sie kann, versagen, was sie aus Unvermögen ihm verweigern muß, oder aus Laune zurückzubehalten geneigt ist; eigentlich reicht oder versagt sie sich selbst, was sie ihm gewährt oder abschlägt. Er hat keinen Willen, und wird, als ihr Untergebener zu allen Zeiten ohne eigenmächtiges Widerstreben aus ihren Händen annehmen, was sie freygebig ausspendet, oder nur sparsam zumißt. Fordern wird und kann er nichts von ihr, sondern höchstens nur wünschen oder verlangen daß sie ihm den Besitz dieses oder jenes Guts gewähren möge, doch so, daß selbst dieser Wunsch, dies Verlangen nicht sein unmittelbares Werk, sondern ein Werk eben der Natur ist, wodurch er, wo nicht mehr, doch eben so sehr, vermittelst ihrer

gütigen

gütigen Vorsorge beglükt wird, als durch den gegenwärtigen Genuß dessen, was von ihm gewünscht wird, selbst. Von lediglich sinnlichen Geschöpfen, auch wenn sie daneben die vernünftigsten sind, kann keine Art des Glaubens, und also auch nicht der Glaube an den Sohn Gottes gefordert werden, denn sie sind unvermögend einen solchen Glauben zu leisten oder nicht zu leisten; auch bedürfen sie desselben nicht. Sie bedürfen nicht erlöst zu werden, denn sie können weder sündigen noch nicht sündigen, weder Gutes noch Böses thun; sie können also sich selbst keine Art der Glükseligkeit bereiten, und derselben durch sich selbst auf keine Weise verlustig gehen. Für sie giebt es eben darum keinen Sohn Gottes; sie selbst können nicht Kinder Gottes, sondern höchstens nur Kinder der Natur heißen.

Auf der andern Seite: wären die Menschen nicht sinnliche Geschöpfe, sondern reine Vernunftwesen, ohne ein sinnliches Vorstellungs- ohne ein Gefühl- und Begehrungsvermögen, folglich ohne sinnliche Vorstellungen, ohne alle Gefühle und Begierden, unabhängig von einer sinnlichen Natur in ihnen, Macht habend und gebietend über die, außer ihnen etwa wirkliche Sinnenwelt, hätten sie einen Willen, der für sich selbst zur Wirksamkeit außer ihnen hinreichte, und ein Gesetz für diesen Willen, wären sie überdem ohne irgend einen Hang zum Bösen; so würde ihr Wille heilig, das Gesetz ein Gesetz der Heiligkeit seyn, sie wären heilige Wesen, nicht um der Lauterkeit einer Denkungsart willen, sondern der absoluten Güte ihres Willens wegen anbätungswürdig, Gott gleich, und nicht sowohl Kinder, als Freunde Gottes. Der Glaube an den Sohn Gottes würde unter dieser Voraussetzung ganz überflüßig seyn. Sie haben nicht gesündigt und können nicht sündigen wollen, sie werden auch nicht, sondern sie sind glükseelig. Auch nimmt sich der Sohn Gottes nicht der Engel, sondern nur der gefallenen Menschen an. Er ist nicht gekommen, um den Engeln das Evangelium zu verkün-

kün-

kündigen, um Engel zu erlösen: denn da sie nie in die Fallstricke des Bösen gerathen sind, so bedürfen sie nicht, aus denselben errettet zu werden. Wäre hingegen der menschliche Wille, als der Wille übrigens reiner Vernunftwesen, zwar mächtig, aber grundaus verderbt, wäre er bös gewesen von Anbeginn, und wäre das Gesetz für diesen Willen zwar heilig, bliebe aber alle Zeiten hindurch ohne Wirksamkeit auf denselben, wäre der Wille in Absicht auf dies Gesetz absolut ohnmächtig, diente die Vorstellung des Gesetzes bey den Menschen blos dazu, um sie zu desto ärgern Empörern gegen dasselbe zu machen; so würde der Glaube an den Sohn Gottes die unwiderbringlich Gefallenen nur noch tiefer hinabstürzen, den allgemeinen Aufruhr gegen das Gesetz nur noch mehr begünstigen. Die Teufel würden glauben, und höchstens zittern. Weit entfernt, Gottes Kinder zu heißen, würden sie vielmehr den Namen seiner Feinde, seiner Widersacher führen.

Und endlich sind die Menschen zwar sinnliche, aber zugleich sittlich vernünftige Wesen, einerseits zwar abhängig von der Natur außer und in ihnen vermittelst der ihnen eingepflanzten Triebe, von der andern Seite aber durch ihren Willen unabhängig von derselben; so werden sie theils unter den Gesetzen dieser Natur, theils unter dem Gesetz ihres Willens, unter dem Sittengesetz stehen, theils eine reine Sinnes- und theils eine reine Denkungsart haben können. Fände sich nun in ihrer Denkungsart kein Grund, dem Gesetz des Willens zuwider zu handeln, oder sich ohne auf dasselbe zu merken, irgend zu bestimmen; so würde ihre Denkungsart wirklich rein seyn; sie wären Unterthanen im Reiche der Sitten, im Reiche Gottes, und dürften nicht erst dazu umgebildet werden. Sie wären außerdem auch Unterthanen im Reiche der Natur, aber nicht ohne ihre eigne Einwilligung; folglich nicht sowohl eingebohrne als vielmehr zugelassene und in ihrem Gebiet einheimisch gewordene Bürger, die bewogen durch die daselbst geltenden zweckmäßigen Gesetze, Gebrauch von der

Er-

Erlaubniß sich darin anzubauen und auszubreiten gemacht haben, nicht rebellisch diesen Gesetzen widerstreben, aber sich auch nicht von denselben tyrannisiren lassen; in denen also zwar die Natur sich auf jede Art wirksam beweist, um sie zu Bürgern, wie sie für ihre Zwecke brauchbar sind, zu erziehen, die aber, wenn es möglich wäre, daß jene Zwecke ihrem eignen Zweck — Bürger im Reiche Gottes zu seyn, widerstritten, sich der Herrschaft dieser Natur entziehen sollten, und auch würden, indem der Voraussetzung nach, kein Grund da seyn könnte, warum sie ihr Gesetz und ihren Zweck den Gesetzen und Zwecken der Natur nachsetzen sollten. Ihre Triebe und Instinkte, ihre Neigungen und Begierden würden also zwar auf Geheiß der Natur, die sie erregt, Befriedigung fordern und wirklich befriedigt werden; aber sie selbst würden niemals verstatten, daß dieselben in Suchten oder Leidenschaften ausarteten. Kurz, sie würden den Namen der Unterthanen im Reiche der Natur, aber zugleich den Namen der Kinder Gottes im Reiche der Sitten führen; und als solche, die wirklich Kinder Gottes wären und von jeher gewesen seyn würden, dürften sie nicht erst durch den Sohn Gottes dafür erklärt werden; sie wären dem Sittengesetz niemals treulos gewesen, sie wären niemals gefallen, es gäbe für sie nichts Böses, und also auch keine Macht desselben über sie; es würde demnach auch keines Glaubens an den Sohn Gottes bedürfen, damit sie von ihrem Falle sich wiederum aufrichten, und erlöst werden mögten. Auch ist der Sohn Gottes nicht gekommen, ein Arzt für die Gesunden, denn die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.

Nur Menschen, die zwar nicht ohne das Sittengesetz, und nicht ohne einen Willen zur Befolgung desselben, sind, aber zugleich das Bewußtseyn mit sich herumtragen, von Jugend auf treulos an diesem Gesetze gehandelt, es durch den Willen nicht für das ihrige anerkannt zu haben, in denen zwar Anlagen zum

Guten

Guten sind, die aber gleichfalls einen Hang zum Bösen nicht verleugnen können, deren Wille unmöglich durch die Gesetze der Natur bestimmt wird, aber doch auch nicht lediglich vom Sittengesetz abhängt, sondern zugleich von dem Bösen in ihnen abhängig geworden ist, woher auch immer diese Abhängigkeit, das Böse selbst entstanden seyn mag; kurz, Menschen von einer unlautern Denkungsart können einzig und allein, nicht als sinnliche, sondern als unlautere, als gefallene Vernunftwesen, in sich ein Bedürfniß gewahr werden, das so allgemein seyn wird, wie das sittliche Verderben selbst, und das eben darum nicht ein zufälliges, sondern ein nothwendiges, ein Bedürfniß des Willens ist — das Bedürfniß nemlich, sich selbst aus dem Aergern ins Bessere empor zu arbeiten, den Hang zum Bösen zu bekämpfen und zu überwinden. Sie fordern von sich selbst Sieg über das Böse, und werden an die Möglichkeit eines solchen Sieges glauben, sobald sie die Wirklichkeit einer völlig reinen Denkungsart für wahr halten können. Sie sind also gehalten zu glauben, da sie sich jener Forderung durchaus nicht begeben dürfen, daß es eine völlig reine Denkungsart, daß es einen Menschen gebe, der heilig war von Anbeginn, der also, weil er sonst irgend einmal nicht lautern Herzens gewesen seyn würde, jenen Hang zum Bösen nicht erst zu besiegen, sondern der sich diesen Hang nie zugezogen hatte. Dieser Glaube aber wird der Glaube an einen Gottmenschen, an den Sohn Gottes seyn. Und da jenes Sittenverderben allgemein, das Bedürfniß also zu glauben nothwendig und ein einziges ist, so wird dieser Glaube nothwendig seyn, und ohne ihn keine Erlösung vom Bösen statt finden können. Es giebt folglich in moralischer Rüksicht einen Glauben an den Sohn Gottes, und der Zustand des Gemüths, weil dieser Glaube von einem jeden gefordert wird, ist wirklicher Glaube oder Unglaube.

Mit der Annahme dieses Glaubens, da er das Bedürfniß eines unlautern Willens, gefallener Menschen ist, wird eben darum

um eine völlige Aenderung der Sinnes- und Denkungsart, ein Uebergang vom Bösen zum Guten erfolgen. Er wird kein todter Glaube seyn können, weil er kein historischer, kein blinder, kein Frohn- oder Lohnglaube ist, sondern er wird auf den Willen der Menschen wirksam seyn müssen. Und sie, denen ihr Gewissen über ihre bis dahin begangenen Sünden Vorwürfe machen muß, die sich darüber verachten müssen, werden, nachdem sie im Kampfe gegen das Böse begriffen sind, ihre vorigen Vergehungen für getilgt ansehen dürfen; an die Stelle jener Verachtung wird beym Bewusstseyn gebesserter Gesinnungen Achtung treten. Sie werden sich beruhigt und erlöst fühlen. Und da er, der Sohn Gottes, der Erstgebohrne unter seinen Brüdern ist; so wird allen, die ihn annehmen, durch ihn die Macht gegeben werden, Gottes Kinder zu heissen, die an seinen Namen glauben. Die Folge von der Annahme dieses Erstgebornen wird bey der nie verlöschenden Vorstellung von demselben ein fortgesezt guter Lebenswandel seyn; sie werden sich als eine Familie, als ein Volk Gottes betrachten dürfen, und Gott selbst wird zu ihnen im Verhältniß eines Vaters stehen, denn da der Sohn Gottes und der Vater eins sind; so werden alle, die er seine Brüder nennt, von diesem für seine Kinder erkannt werden.

Nach dem bisher Gesagten scheint auf die Frage:

III. **Wer uns den Glauben an Gottes Sohn gebiete?**

kaum noch eine andere Antwort nöthig zu seyn, als die sich aus eben dem Gesagten von selbst ergiebt. Allein diese Frage wird dennoch berührt werden müssen, weil sie unrichtig verstanden, und unrichtig beantwortet zu mancherley Anmaßungen und Ungerechtigkeiten Anlaß unter den Menschen geben kann.

Wenn gefragt wird: wer uns den Glauben an den Sohn Gottes gebiete; so kann nicht irgend ein willkührliches Gebot, dessen Befolgung etwa zu unserm **Nutzen** gereicht, — denn dies

würde

würde dem Begriff vom Sohn Gottes widersprechen — sondern es muß ein Gebot darunter verstanden werden, das zu befolgen Pflicht für uns ist, wobey also keine Art des Vortheils oder Nachtheils in Anschlag kommt. Ein Gebot aber, das wir aus Pflicht befolgen sollen, muß in demjenigen, worinn alle unsre Pflichten ursprünglich und zulezt begründet sind, in unser gesetzgebenden Vernunft, in unserm Selbst gegründet seyn. Wenn wir also fragen: wer uns den Glauben an Gottes Sohn gebiete? so wird damit nicht gefragt: welches der außer unsrer Vernunft und ihren Gränzen befindliche Grund dieses Glaubens sey — denn ein solcher äußerer Grund würde dem Begriff vom Glauben, der im gegenwärtigen Fall statt haben muß, vom Glauben nemlich, als einem moralischen, widersprechen; — sondern wie unsere Vernunft selbst, den Grund zu diesem Glauben enthalten, und denselben von uns fordern könne?

Heißt es also irgendwo: es sey Gottes Gebot, an den Sohn Gottes zu glauben; so kann und muß diese Antwort als gültig und befriedigend zugelassen werden, in so fern das Gebot Gottes zugleich ein Gebot unserer eignen Vernunft, ein Selbstgebot ist. Denn wenn von irgend einem Wesen, außerhalb der gesetzgebenden Vernunft des Menschen, den Menschen, ohne die mindeste Rüksicht auf ihr moralisches Bedürfniß, und auf die Nothwendigkeit eines Vernunftglaubens zu nehmen, der Glaube an den Sohn Gottes abgefordert wird; so kann dies Wesen unmöglich Gott seyn, oder heißen; indem ein so geforderter Glaube nicht nur nicht moralisch ist, sondern auch schlechterdings nicht zu fordern steht. Er wird als Glaube an das Daseyn des Sohns Gottes außerhalb des Menschen, oder als Glaube an ihn lediglich um des eignen Wohlseyns willen, oder als Glaube an ihn in beyden Rüksichten zugleich, allenfalls historisch oder pragmatisch oder beydes zugleich seyn, und von den Menschen erwartet, aber da die Gründe, welche zu demselben verpflichten sollen, nicht

in,

in, sondern außer ihnen gelegen sind, durchaus nicht von ihnen gefordert, keinem zur Pflicht gemacht werden können.

Nun kann es aber, nach dem vorigen, keinen historischen oder pragmatischen Glauben an den Sohn Gottes geben, und der Glaube um eines Wunsches oder Verlangens willen kann uns von andern höchstens nur anempfohlen oder angerathen, nur der Glaube einer Forderung wegen kann uns von einem andern abgefordert werden, weil wir ihn von uns selbst fordern. Es wird demnach, wenn irgend ein Wesen ohne Zustimmung unsrer gesetzgebenden Vernunft (denn die kluge Vernunft könnte vielleicht einen solchen Glauben für rathsam halten, ohne daß er darum sofort auch von jener, von uns selbst gebilligt würde,) den Glauben an den Sohn Gottes gebietet, dieser nicht ein vernünftiger Glaube an den Sohn Gottes, sondern ein blinder Glaube höchstens nur an einen tugendhaften Wunderthäter seyn können. Und sollte uns mit dem Glauben an diesen zugleich ewige Seeligkeit verheissen seyn; so wird dennoch diese Verheissung nicht in Erfüllung gebracht werden können; denn der blinde Glaube ist zugleich ein todter Glaube ohne Wirksamkeit auf die Gesinnungen der Menschen, nicht im Stande, eine Aenderung in ihrem Leben und Wandel hervorzubringen, also auch unfähig, sie irgendwo und irgend einmal zur Seeligkeit zu führen. Zwar macht der Glaube seelig, aber gewiß nicht der blinde Glaube, nicht der Glaube ohne Werke, nicht der Glaube, dessen Folge ein guter Lebenswandel nicht war.

Unsere eigne Vernunft ist es, die den Glauben an den Sohn Gottes gebietet, damit nemlich ihr Ansehen, dem durch die Verderbtheit der menschlichen Denkungsart Abbruch geschehen ist, wieder hergestellt, und die einmal eingebüßte Würde des Menschen wieder erworben werde.

Wenn

Wenn daher die Schriftsteller des N. T. diesen Glauben, als auf Befehl Gottes den Menschen bekannt machen, und eben den Befehl Gottes als Grund gebrauchen, um sie zur Annahme jenes Glaubens, zur Aufnehmung des Sohnes Gottes zu bewegen; so muß vernünftiger Weise vorausgesezt werden, daß sie das, was uns von unser eignen Vernunft aufgegeben ist: eine reine Denkungsart zu erringen, — uns zu Kindern im Reiche Gottes umzuschaffen — als von Gott selbst uns aufgegeben betrachten. Und hieran thun sie ganz recht, indem das Gesetz unserer Vernunft zugleich als Gesetz Gottes, des Heiligen anzusehen ist. Wenn sie eben so anderwärts die Nothwendigkeit, an den Sohn Gottes zu glauben, als eine Forderung vorstellen, die der Sohn Gottes selbst an die Menschen thue; so wird auch dort die Stimme des Sohnes Gottes nicht von der Stimme der gesetzgebenden Vernunft des Menschen unterschieden werden dürfen; in so fern nemlich der Glaube an ihn wirklich gefordert werden, und nicht historisch, sondern moralisch seyn soll. Wir werden also ihre Aufforderung zum Glauben nicht als Befehl eines dritten, außer uns und ihnen, aber auch nicht als ihren eignen willkührlichen Befehl anzusehen haben. Sie werden zur Verkündigung des Evangeliums von Gott berufen und vom Sohn Gottes bestellt seyn, und was sie verkündigen, wird den Charakter des moralisch Nothwendigen, des sittlich Vernünftigen an sich tragen, und würde von einem Menschen, der völlig reines Herzens wäre, wenn es unter Menschen einen dergleichen geben könnte, geradezu für sein Eigenthum erklärt werden müssen. Sie werden im Namen Gottes und seines Sohnes, nicht aber in ihrem eignen Namen, die Menschen zum Glauben an diesen ermahnen. Nicht sinnliches Bedürfniß von irgend einer Art, sondern die Vorstellung der Pflicht wird aus ihnen Lehrer und Muster für die Menschen bilden. Das Interesse an der Verbreitung des Glaubens an den Sohn Gottes wird eben darum nicht ein sinn-

liches,

liches, sondern rein moralisch seyn, so wie es alle Menschen ohne Ausnahme zu der nemlichen Absicht beseelen sollte.

Ihre Nachfolger also in Lehre und Unterricht werden zu bedenken haben, was sie selbst immer bedachten, und wornach sie handelten, daß eben die gesetzgebende Vernunft des Menschen, die ihm verbietet, seinen Nächsten bloßer Meinungen wegen, zu hassen oder zu verfolgen, einem jeden den Glauben an den Sohn Gottes zur Pflicht mache, daß folglich ein jeder von ihnen, wenn er die Gründe dieses Glaubens ohne Partheilichkeit, ohne Vorliebe untersucht, und in der allgemeinen Menschenvernunft sattsam begründet gefunden hat, durch sich selbst die Verbindlichkeit habe, sie als solche seinen Schülern und Zuhörern vorzulegen, wo er alsdann hoffen darf, daß der Glaube selbst, oder was das nemliche ist, ein gebesserter Lebenswandel nachfolgen werde. Die Lehrer des Christenthums haben also lediglich dahin zu arbeiten, daß jeder ihrer Lehrlinge endlich zu sich selbst und aus sich selbst sage: du sollst glauben, und werden folglich aller der Bestimmungsgründe zu einem so heiligen Glauben, die sinnlich, nicht Bestimmungsgründe des Willens, sondern des Begehrens sind, in ihren Vorträgen sich zu enthalten, kurz darauf zu achten haben, daß sie keinem durch seine eignen Sinne auf eine grobe oder feine Art den Glauben an den Sohn Gottes aufdringen; indem er so bewirkt, kaum noch ein Glaube, geschweige der Glaube an Gottes Sohn seyn würde. Sie haben sich zu hüten, daß niemand, wärs auch mit dem dunkelsten Bewußtseyn zu sich selbst sage: du mußt glauben, denn diese Art des Zwanges, die durch List, sey es auch noch so fromm damit gemeint, bewirkt wird, ist von der Art des Müssens, die nur durch Gewalt möglich ist, blos im Aeußern unterschieden. Mit List aber, oder mit Gewalt darf keiner gegen einen andern, auch nicht einmal zum Besten dieses andern zu Werke gehen; indem er dabey seines eignen Besten, der Lauterkeit in Gesinnungen, nothwendig verlustig wird.

Als solche demnach, die den Glauben an den Sohn Gottes zu erläutern haben, giebt es für sie keine Verbindlichkeit, historische Untersuchungen anzustellen, aber wohl eine Pflicht, die Vernunft, als Gesetzgeberin, und den Menschen, als ein moralisch verderbtes Wesen aufs genaueste kennen zu lernen, und dort die Gründe des erwähnten Glaubens aufzusuchen: denn ohne dergleichen Untersuchungen, ob, wann, wie und unter welchen Umständen, der Sohn Gottes gelebt habe? die moralischer Seits ganz unfruchtbar sind, werden alle diejenigen, die zur Erkenntniß ihrer selbst und zum Bewußtseyn ihrer Verderbtheit gelangt sind, sich verbunden halten, an ihn zu glauben. Mehr aber kann billigermaßen nicht von ihnen gefordert werden: denn mit der Gewißheit, daß dieß Pflicht für sie sey, wird unmittelbar Aenderung ihres Sinnes, Besserung ihres Lebens erfolgen. Und wo gar keine solche Aenderung, nicht das geringste Bestreben, gegen das Böse zu kämpfen sichtbar ist, da wird bey allem Schein des Glaubens, bey aller vorgespiegelten Zerknirschung des Herzens dennoch der Unglaube, höchstens neben dem finstern Aberglauben die Herrschaft führen.

Zweyter Theil.

Es ist schon Glücks genug, sich selbst seiner Gesinnungen und Handlungen wegen, um seines Glaubens willen achten zu dürfen, und es ist schon Unglücks genug, sich als lasterhaft, seines Unglaubens wegen, immer fruchtlos verachten zu müssen. Wenn nun vollends den Glaubigen ewiges Leben, theils als mit ihrem Glauben verknüpft, theils als darauf folgend verheißen, und den Unglaubigen ein beharrliches Bleiben unter dem Zorn Gottes angedroht wird; so sollte man erwarten, daß niemand sein Herz dem Glauben an Gottes Sohn verschließen werde. Auch würde

man

man dies mit Zuversicht erwarten können, so wie es wirklich eben darum von vielen, denen die sittliche Besserung ihres Nächsten am Herzen lag, wiewohl immer vergebens erwartet wurde, man würde darauf rechnen können, wenn nur Hoffnung oder Furcht ohne Widerspruch die Annahme des wahren Glaubens zu befördern im Stande wäre. Aber davon sind beyde Gemüthsbewegungen so weit entfernt, daß man vielmehr jene Verheissung und diese Drohung, jenes Wohl- und dies Uebelbefinden, durchaus nicht als Bestimmungsgründe zum Glauben, sondern höchstens, als mit demselben verbunden oder darauf folgend anzusehen hat, indem beyde Zustände, der des Wohl und der des Uebelbefindens zwar für den Menschen, als Sinnenwesen gehören, aber doch nur insofern sie Folge seines Verhaltens, als des Verhaltens eines sittlichen Wesens sind. Beyde Zustände werden also hier als Verhältnisse desselben, insofern er bereits glaubig, oder noch unglaubig ist, theils im gegenwärtigen, und theils als seine Verhältnisse in einem erst nach dem Tode künftigen Leben betrachtet, und in nähere Erwägung gezogen werden müssen.

Da aber ergiebt sich gleich zu Anfange, als Aussicht für den Glaubigen im gegenwärtigen Leben, daß seine Sinnesart sich in eben dem Grade vervollkommnen werde, als seine Denkungsart reiner und immer mehr geläutert wird, und daß mit der zunehmenden Vollkommenheit in seiner Sinnesart, sein Glück auf Erden nothwendig begründet werden und immer zunehmen müsse. Wenn von Vollkommenheit der Sinnesart die Rede ist; so wird unmittelbar damit die Vollkommenheit der Erkenntniß ausgeschlossen, indem diese nicht für das Herz, sondern für den Verstand des Menschen gehört. Er wird also nicht als tiefdenkender, als scharfsinniger oder gelehrter, nicht als ein Mensch betrachtet, dessen Verstand, Vernunft, Gedächtniß u. s. w. bis zur Vollkommenheit ausgebildet worden ist, denn bey alle dem kann seine Sinnesart sehr unvollkommen, können seine Gefühle

sehr roh, seine Begierden sehr unrein und heftig, seine Leidenschaften übermächtig, er selbst kann der widerstrebendste und unbiegsamste seyn. Es kömmt vielmehr blos der Sinn desselben für Eindrücke von außen und von innen, seine Begehrungskraft, ingleichen seine Gefühl- und Vorstellungskraft, in wie weit diese Einfluß auf die erstere haben, in Anschlag, und hiervon wird behauptet, daß sie in dem Maaße, als die Güte des Willens zunimmt, vollkommner werden.

Sein Wissen, seine Erkenntnisse werden nicht vermehrt, sein Vorstellungskreis erweitert sich nicht damit und dadurch, daß er immer tugendhafter wird, aber seine Vorstellungskraft wird ihm unmittelbar damit mehr und mehr unterwürfig. Seine Phantasie schweift nicht aus, wird nicht üppig, er schwärmt nicht mit seinen Gedanken im Reiche der Hirngespinste umher, und entwirft kein Bild von irgend einem Zustande, worinn es ohne weiteres allen und jeden wohl gehe; sondern stellt sich höchstens nur den Zustand der Glückseeligkeit vor, in so fern ein jeder, der daran Theil nimmt, ihrer zugleich würdig ist. Er ist folglich frey von allen solchen Vorstellungen, die unbestimmte und eben darum widrige Gefühle, ein unruhiges und eben daher mit Mismuth verbundenes Sehnen veranlassen können. Eben so wenig verfeinern sich seine Gefühle, erweitern und erhöhen sich seine Begierden mit der zunehmenden Lauterkeit seiner Gesinnungen und durch dieselbe, denn ihre Bildung, ihre Stärke, ihre Feinheit, der Umfang und überhaupt die Vollkommenheit derselben hängt von sinnlichen Gründen und nicht vom Willen ab. Durch bloßes Wollen wird die Gefühl- und Begehrungskraft des Menschen keineswegs kultivirt. Aber mit der Auf- und Annehmung guter Gesinnungen wird er doch seiner Gefühlskraft mächtig, und nach und nach Herr über seine Begehrungskraft.

Je deutlicher nemlich das Bewußtseyn von der Nothwendigkeit: reines Herzens zu seyn, hervorspringt, je inniger er sich

davon

davon überzeugt, daß mit dem Glauben an den Sohn Gottes ein guter Wille von ihm gefordert werde; desto stärker wird und wirkt auf ihn Schaam und Reue, wenn er sich etwa über dem Wohlgefallen an schaalen Ergötzlichkeiten ertappt, oder von mächtigen Gefühlen überwältigt sieht, desto strenger wird er in der Folge gegen die einen, wie gegen die andern auf seiner Hut seyn. Vergnügen und Schmerz, Freuden und Leiden, Zufriedenheit und Verdruß, Entzücken, Eckel und Ueberdruß werden bey ihm, wie bey jedem andern Sinnenwesen seiner Art beständig mit einander wechseln; aber keiner dieser Gemüthszustände wird ihn betäuben, lustig bis zur Narrheit oder niedergeschlagen bis zur Verzweiflung machen können, denn ihnen allen wird die Achtung vor ihm selbst zur Seite gehen. Eben dies mit dem Bewustseyn seiner Tugend immer stärker werdende Gefühl der Achtung vor sich selbst wird die Heftigkeit seiner Begierden, — seiner Triebe, Neigungen und Instinkte mehr und mehr schwächen; Neigungen, die bereits in Suchten, Instinkte, die in Leidenschaften ausgeartet sind, werden allmählig zurück in ihre Schranken gewiesen werden; Eitelkeit, Stolz, Ehr- und Habsucht werden ihn nicht beunruhigen, leidenschaftliche Liebe, Neid, Haß und innerer Grimm werden ihn nicht quälen. Ueberall ohne Leidenschaften und ohne Affecten, außer wo diese mit einem guten Willen bestehen können, also höchstens nur durch Affecten von der rührenden, oder wackern Art, durch inniges Mitleiden, durch die zarteste Theilnehmung, durch Freundes- und Vaterlandsliebe, durch Enthusiasmus für alles, was gut oder nützlich ist, beseelt, wird er ziemlich überall und zu allen Zeiten mit sich selbst in Einigkeit leben. Er wird wo er kann und darf genießen, weil er will, und sich, wo er muß oder soll, des Genusses ohne zu großes Leidtragen begeben, weil er gleichfalls will. Mit dem allmähligen Siege über das Böse in seiner Denkungsart werden zugleich die Uebel desselben, als eines Sinnenwesen, nach und nach verbannt werden. Was er nicht haben kann oder darf, das wird er kaum begehren, und

so

so wird sein Herz immer ruhiger schlagen, es wird eine immer größere Harmonie seiner Vorstellungen, Gefühle und Begierden unter einander und in Verhältniß zu ihm selbst entstehen. Er wird zwar nicht überall glücklich, nicht immer im Stande seyn, unangenehme Eindrücke zu vermeiden, nicht immer Lust empfinden, sondern bald seinen Muth gehoben, bald niedergeschlagen, sich bald fröhlich, bald traurig, aber doch niemals bis zur Verzweiflung unglücklich fühlen, niemals in einen peinigenden Zustand gerathen, und also in so fern, schon auf Erden das ewige Leben haben.

Das Geständniß, völlig unglücklich, unwiderbringlich verlohren zu seyn, kann nur dem Unglaubigen, also dem Lasterhaften durch seine eignen Gefühle abgenöthigt werden, denn nur er kann bis in den Zustand einer gänzlichen Verzweiflung herabsinken. Wer nemlich dem Bösen unbekümmert die Herrschaft über seinen Willen läßt, nie irgend einen Versuch gemacht hat, dagegen zu kämpfen, den Sohn Gottes in sich aufzunehmen, der kann eben darum zwischen sich, als einem zur sittlichen Thätigkeit, zur Tugend berufenen Wesen, und zwischen sich als einem zum Genuß bestimmten, blos sinnlichem Geschöpf keinen Unterschied machen, der wird ohne alle eigne Kraft sich ganz der sinnlichen Natur in die Arme werfen, die dann nach Belieben ihr Spiel mit ihm treiben mag. Er wird lediglich von seiner Sinnesart, von seinen Begierden, Gefühlen und Vorstellungen abhängen, und da, wo er sich völlig frey dünkt, vielleicht aufs engste gefesselt seyn. Den Druck dieser Fesseln wird er vielleicht auch da noch nicht fühlen, wo ihm nichts nach Wunsch geht, wo alle seine Vergnügungen merklich und anhaltend unterbrochen werden, wo er mit Widerwärtigkeiten aller Art, mit dem heftigsten Schmerz ringen muß, sich selbst für unglücklich, und seinen Zustand für völlig trostlos erklärt, oder wenn er den genannten Druck fühlt; so wird dies Gefühl sein Unglück nur vermehren, seinen Zustand vollends peinigend und unerträglich machen.

Uebri-

Uebrigens mag es ihm nirgends an Stoff gebrechen, seine natürlichen sowohl, als seine künstlichen Bedürfnisse zu befriedigen, mag er der reichste und angesehenste seyn, seine Sinnesart aufs höchste verfeinert haben, alle Künste besitzen, wodurch der Genuß erweitert, verlängert und verstärkt wird, mag er alle seine Triebe, Neigungen und Instinkte aufs genaueste und scharfsinnigste untersucht, den Grad ihrer Stärke aufs richtigste erwogen und ausgemessen haben, und mit allumfassender Klugheit das Widrige sammt und sonders von sich entfernt zu halten, das Angenehme an sich zu ziehen wissen; er wird dennoch nicht hoffen können, daß die Natur überall seinen Befehlen und Winken gehorchen werde. Diese Hoffnung wird vielmehr, wenn er sie hegt, sein Unglück vermehren, denn sie muß nicht, und wird aus dem einfachen Grunde nicht erfüllt werden, weil die Natur nicht ihm, sondern er der Natur zu gehorchen gezwungen ist. Er wird endlich Leere, Eckel, Ueberdruß u. s. w. empfinden, sich völlig erschöpft, abgestumpft und gelähmt fühlen, und da er blos um des Genusses, um der Befriedigung seiner Begierden willen es der Mühe werth hielt, im Leben fortzudauren, da er nimmer wollte, sondern immer nur begehrte; so wird er endlich, obgleich dunkel den Mangel an aller Willenskraft in sich gewahr werden, und an das Ziel gelangen, zu welchem die Natur unausbleiblich jedes Sinnenwesen, das durch sich selbst ein sittlich gutes Wesen werden konnte, aber nicht wurde, zulezt hinführt, an das Ziel, wo er, auf Antrieb eben der Natur, die, lange seine Freundin, auf einmal zu seiner ärgsten Feindin wird, ganz übersättigt und von sich selbst verlassen, unter Verwünschungen und im Gefühl eines Mangels an Kraft, die nur durch ihn selbst möglich war, ausruft: alles ist eitel.

Der Glaube an den Sohn Gottes macht, im gegenwärtigen Leben glücklich, denn er lehrt, nöthigenfalls, jedes Glück entbehren; der Unglaube macht nicht nur nicht glücklich, sondern

ver=

verursacht auch, daß jedes ohne ihn statt gefundene, ohne ihn genossene Glück, auch wenn es nicht blos scheinbar, sondern wirkliches Glück war, zulezt dennoch in Unglück übergeht, und seinen Inhaber in ein bodenloses Verzagen und Verzweifeln hinabstürzt.

In Absicht auf das Leben nach dem Tode muß eben der Glaube mit Glückseeligkeit, der Unglaube mit Unseeligkeit verbunden seyn. Den Zustand der Glückseeligkeit bezeichnen die Schriftsteller des Neuen Testaments durch die Worte: ewiges Leben, Wohnungen des Himmels, Gemeinschaft der Seeligen, Gemeinschaft mit Gott und seinem Sohne ꝛc., den Zustand der Unseeligkeit durch die Ausdrücke: Hölle, ewiges Feuer, ewige Verdammniß, Verstoßen von Gottes Angesicht, Zorn Gottes. Durch diese Redensarten insgesammt, soll blos im Allgemeinen ein zweyfacher Zustand der Menschen nach dem gegenwärtigen Leben angedeutet werden; der eine, worinnen es den Glaubigen, den Guten wohl, der andere, worinnen es den Unglaubigen, den Bösen übel ergehen werde. Umgang mit Gott, Gemeinschaft der Seeligen, u. so w. wird jenen zugesagt, aber ohne irgend eine Erklärung über die Möglichkeit und Beschaffenheit dieses Umganges, weil keine Erklärung der Art möglich, nöthig, oder auch nur zuläßig ist. Denn was für Geschäfte sie dort zu verrichten, was sie bestimmt zu genießen, worüber sie sich zu freuen haben, und auf der andern Seite: worinn das Mißgeschick der Bösen bestehen werde, was sie etwa zu erdulten haben, davon schweigt die menschliche Vernunft, und also auch die Bibel; die Vernunft, weil sie davon schweigen muß, indem eine Erkenntniß dieser Art Erkenntniß des Uebersinnlichen seyn würde, die außerhalb den Gränzen aller menschlichen Vernunft liegt; die Bibel, weil, gesezt auch sie vermögte es, eine solche Sprache zu führen, dennoch kein Wort derselben von der menschlichen Vernunft verstanden werden könnte, und also ein solcher Unterricht für sie todter Buchstabe nothwendig bleiben müßte.

Wir

Wir haben allerdings von der Glückseeligkeit, als von der größten Summe angenehmer Empfindungen, in so fern mit ihnen das Gefühl ihrer würdig zu seyn verbunden ist, im Allgemeinen einen vollständigen nnd befriedigenden Begriff; aber wir reichen mit diesem Begriff nicht über das gegenwärtige Leben hinaus, weil es für uns unmöglich ist zu bestimmen, von welcher Art Empfindungen überhaupt in einem künftigen Leben seyn werden, indem wir die Gegenstände, wodurch sie erregt werden, die Bedingungen, unter denen sie statt finden mögen, — unser Vorstellungs- Gefühl- und Begehrungsvermögen, kurz unsre sinnliche und geistige Natur, wie sie etwa in Zukunft beschaffen seyn mag, ganz und gar nicht kennen.

Sobald Versuche gemacht werden, jenen allgemeinen Begriff von der Glückseeligkeit, der an und für sich keine nähern Bestimmungen verstattet, näher zu bestimmen; so bleibt er nicht mehr bey allen und jeden der nemliche. Alle haben alsdann nach der verschiedenen Beschaffenheit ihres Temperaments, nach dem verschiedenen Umfange ihres Vorstellungskreises, nach der verschiedenen Stärke oder Schwäche ihrer Gefühl- und Begehrungskraft, nach der größern oder geringern Lebhaftigkeit ihrer Phantasie, der eine diesen, der andere einen andern Begriff; jeder eine andere Welt, die er, wie Erfahrung, Hang und Gewohnheit, es mit sich bringen, bald mehr, bald minder verschönert und ausschmückt, in welcher er glücklich zu werden hofft, und ewig fortzuleben wünscht. Der Eine erwartet dort volle Befriedigung seiner körperlichen, der Andere, dem schon hier sein Körper mit allen Forderungen desselben lästig und verächtlich geworden ist, blos Befriedigung seiner geistigen Bedürfnisse. Der Eine läßt sich an einem eingeschränkten Orte irgendwo auf Erden, als seinem künftigen Aufenthalte, genügen; er sehnt sich nach den Inseln der Seeligen, der andere zieht das ganze Sternenheer mit in seinen Plan, und begehrt, in allen Theilen des Raums nach und nach

einheimisch zu werden. Dieser wünscht keinen seiner hiesigen Freunde und Bekannten, weil er ihrer insgesamt müde geworden ist, dort wieder zu finden; ein Anderer hofft wenigstens, mit denen, die ihm hier lieb und werth waren, dort wiederum zusammen zu treffen, und erwartet seine Vereinigung mit ihnen so sicher und gewiß, als ausgemacht es für ihn ist, daß er ohne sie, und doch voller Sehnsucht nach ihnen alle Ewigkeit hindurch unglücklich bleiben werde: dies aber ist ausgemacht für ihn, weil er voraussetzt, daß er seine Begehrungskraft, durch die jene Sehnsucht einzig und allein statt hat, mit in die andere Welt nehmen werde, als welches doch erst auszumachen wäre, wenn es nämlich ausgemacht werden könnte.

So lange nun eine solche Welt, lediglich ein Geschöpf der Einbildungskraft, für nichts weiter als für ein Produkt dieser Einbildungskraft, für eine Aussicht, woran man sich vergnügt, oder worinnen man Beruhigung für sich findet, ausgegeben wird; so lange kann und darf billigermaßen nichts darwider eingewendet werden, denn ein jeder hat das Recht, die Schöpfungskraft seines Geistes, seine Einbildungskraft, in wie weit kein anderer dadurch beeinträchtigt wird, nach Belieben anzuwenden, seinen eignen Blick an dergleichen Aussichten zu weiden, und sie zu dieser Absicht auch andern zu eröfnen. Nur wenn einer den andern zwingen will, an das Daseyn einer Welt, wie er selbst sich dieselbe vorgebildet hat, zu glauben, oder gar nach seinen Vorschriften hienieden geschäftig zu seyn, um in dieser Welt als Bürger zugelassen zu werden; nur dann bleibt ein Verfahren dieser Art nicht mehr ein blos unschuldiges Spiel der Einbildungskraft, ein blos gutmüthiges Anmuthen, es wird vielmehr Anmaßung, Eingriff des Einen in die Rechte und Freyheiten des Andern, indem einer von dem andern, in so fern dieser ihn von sich selbst fordern sollte, zwar Glaube an ein Leben nach dem Tode fordern, aber ihn keinesweges dazu, geschweige dann zu einem Glauben an die

Beschaffenheit dieses Lebens zwingen, oder auch nur einen solchen Glauben von ihm fordern darf. Denn der Glaube an ein Leben nach dem Tode ist zwar nothwendig, aber der Glaube an die Beschaffenheit desselben, an die Beschaffenheit der Glückseeligkeit oder Unseeligkeit ist nicht erforderlich. Wir glauben, daß das Gesetz der Sitten, welches hier unbedingt Gehorsam vom Menschen, als einem freyen Wesen forderte, auch dort gelten, und daß der Mensch, als sittliches Wesen seinen Willen mit hinüber nehmen werde; wir glauben, daß es dort dem Guten wohl, dem Bösen übel ergehen werde, weil es uns nicht an Gründen zu einem solchen Glauben gebricht, aber wir glauben nicht, daß der Mensch seine Vorstellungs- Gefühl- und Begehrungskraft mit in jene Welt bringe, sondern wir vermuthen es höchstens, wir glauben nichts von dem, was wir uns selbst, oder was uns andere über die Beschaffenheit jenes Wohl- und Uebelseyns kund thun, indem es unmöglich ist, auch nur eine wahrscheinliche Ahndung davon zu haben; wir glauben nichts davon, oder wenn wir glauben; so geschieht es blindlings.

Es ist unmöglich, von der Beschaffenheit des andern Lebens überzeugt zu seyn, und es ist zugleich unnöthig, denn um nach einer immer reinern Denkungsart zu streben, dazu bedürfen wir nicht des Glaubens an Glückseeligkeit, als eines Bewegungsgrundes, und noch weniger des Glaubens an die Beschaffenheit derselben, sondern lediglich des Glaubens an den Sohn Gottes. Wenn Glückseligkeit zur Bestimmung des Menschen, zu seinem Ziele gemacht, wenn von ihm gefordert wird, um ihretwillen an den Sohn Gottes zu glauben, wenn die Worte der H. Schrift „Glaubet; so werdet ihr seelig“ in die andern verwandelt werden: Glaubet, damit ihr seelig werdet; so muß dieser Vorstellungsart aus allen Kräften entgegen gearbeitet werden: denn sie macht die Annahme des Sohnes Gottes, die Lauterkeit der Gesinnun-

sinnungen unter den Menschen unmöglich, und durch sie ist gleichfalls viel moralisches Unheil in der Welt angerichtet worden.

Sie macht den Glauben an den Sohn Gottes unmöglich, weil, wenn Glückseeligkeit für die höchste Bestimmung des Menschen ausgegeben wird, diese Vorstellung nicht ein Erzeugniß seiner uneigennützigen, sondern seiner eigennützigen Vernunft ist, wozu der Hang zum Bösen, der in ihm ist, die Verkehrtheit seines Herzens unmittelbaren Anlaß gegeben hat. Dieser Verkehrtheit aber soll durch den Glauben an Gottes Sohn abgeholfen werden. Wird nun der Glaube an ihn um der Glückseeligkeit willen angenommen; so vermehrt er außerdem, daß er in diesem Falle nur ein blinder Glaube seyn kann, noch obendrein die Verderbtheit des menschlichen Herzens, statt ihr abzuhelfen, der Hang zum Bösen, die Trägheit im Guten, die an und für sich schon groß genug unter den Menschen ist, wird durch ihn verstärkt, und es wird ihnen durch die, sogar aus dem Leben nach dem Tode herüber gezogenen sinnlichen Bestimmungsgründe des Willens vollends unmöglich gemacht, ihr sündhaftes Wesen von sich zu thun und in einem neuen Leben zu wandeln.

Die Bestimmung des Menschen ist keine andere, als sich der Glückseeligkeit würdig zu machen, also an den Sohn Gottes zu glauben, weil nur dadurch es möglich wird, ein tugendhafter und folglich der Glückseeligkeit würdiger Mensch zu werden. Wird Glückseeligkeit, ein Zustand sinnlich-vernünftiger Wesen, der, wo nicht das Bewustseyn der Würdigkeit darinnen statt findet, gar den Namen nicht verdient, unmittelbar für ihre Bestimmung, und der Glaube an den Sohn Gottes um dieser Glückseeligkeit willen, wie sie genannt wird, für nothwendig ausgegeben; so ist gar nicht abzusehen, wie ein solcher Glaube den, der ihn blindlings annimmt — denn vernünftiger Weise kann er in dem Falle gar nicht angenommen werden — noch glückseelig

machen

nachen könne, da der Glaubige dieser Art in sich selbst ein blos genießendes, blos selbstsüchtiges Wesen erblikt, das, weil ihm eine innere Stimme sagt: es dürfe nicht blos genießen wollen, sich selbst verachten, verwerfen, folglich seinen Genuß schaal, widrig finden, und sich selbst unglücklich fühlen muß. Auch ist nicht abzusehen, warum niemand die Forderung an den Sohn Gottes zu glauben, in dem Falle von sich abweisen dürfte, denn wenn irgend jemand nicht glücklich werden will; so werden alle Werte, die man brauchen mag, um ihn davon zu überführen: es sey seine Bestimmung, glückseelig zu werden, vergebens an ihm verschwendet seyn. Da hingegen keiner das Ansinnen, ein tugendhafter Mensch zu werden, eine lautere Denkungsart zu erringen, und aus dem Grunde auch den Glauben an den Sohn Gottes nicht von sich wird ablehnen können, ohne sich selbst gleichsam aus der Gesellschaft der Menschen, sittlicher Vernunftwesen zu verbannen.

Es hat die erwähnte Vorstellungsart moralischer Seits vieles Unheil angerichtet, indem hauptsächlich durch sie die Streitigkeiten über Glaubenssachen, wo nicht veranlaßt, doch wenigstens verstärkt und verlängert, Verfolgungssucht, und eine daraus entspringende Heucheley, die dem Herzen um desto gefährlicher war, je größern Antheil Furcht vor Uebeln von außen daran hatte, angefacht und genährt worden sind. Ein heiliges, obgleich ganz im dunkeln wirksames Gefühl, das Gefühl der Achtung vor sich selbst, war ein Wink für denjenigen, welchem der Glaube an den Sohn Gottes um der Glückseligkeit willen verkündigt wurde, daß diese Glückseeligkeit so schlechthin seine Bestimmung nicht seyn könne; es empörte ihn, daß ihm selbst ein solcher Bewegungsgrund und durch diesen jener Glaube aufgedrungen werden sollte. Er verwarf also diesen Bewegungsgrund und mit ihm den Glauben selbst, weil man ihm nirgends sagte, daß auch ohne einen solchen Bewegungsgrund der Glaube statt haben könne,

und sogar ohne ihn statt haben müsse, indem er durch ihn schlechterdings als der Glaube an Gottes Sohn unmöglich sey. Das aber, daß er den Bewegungsgrund verwarf, erbitterte seine Lehrer, weil sie keinen andern, der besser wäre, kannten, und das, daß er hiermit sich auch des Glaubens selbst begab, empörte sie, indem gleichfalls eine innere, aber von ihnen eben so wenig verstandene Stimme, ihrem Herzen diesen Glauben zur heiligen Pflicht machte.

Erbittert und zugleich empört brachen sie nunmehr in einen heftigen Eifer aus, der ihnen desto gerechter scheinen muste, je reiner jener Glaube, aber auch je unerkannter der Grund desselben war. Man fühlte die Pflicht, die Menschen zum Glauben an den Sohn Gottes zu bekehren, aber getäuscht durch den falschen Glaubensgrund verwechselte man diese Pflicht mit dem Wahne: ein jeder, der dazu im Stande sey, habe die Verbindlichkeit, die Menschen zur Glückseeligkeit zu nöthigen. Diese Nöthigungen, anfangs bloße Versuche zu überreden, arteten dann mit dem immer steigenden Eifer für die gute, aber leider mißverstandene Sache allgemach in Versuche zu überwältigen, in Verfolgungen aus. Nun liessen sich endlich die Gegner, denen durch die aus einem andern Leben hergeholten Gründe nicht beyzukommen war, größtentheils durch die angedrohten, oder auch unter ihren Augen ausgebrochenen Verfolgungen wenigstens überreden, nicht zwar zum wahren Glauben, denn dieser kann durch keinerley Art von Ueberredungen bewirkt werden, aber doch zum Scheine eines wahren Glaubens. Ihre Ruhe, ihr Glück im gegenwärtigen Leben war ihnen zu theuer, als daß sie nicht ihm zu Liebe die Glückseeligkeit eines künftigen Lebens, als Bestimmungsgrund und den Glauben um dieser Glückseeligkeit willen hätten gelten lassen sollen. Was also bey ihren gewaltigen Lehrern Lohnglaube war, das wurde bey ihnen Frohnglaube. Sie erheuchelten gegen andere, und endlich auch wohl gegen sich selbst Ueberzeugun-

zeugungen, die sie in der That nicht hatten, wurden als Heuchler sogar des Glücks, das sie bereits genossen, unwürdig, und setzten somit die Glückseeligkeit des künftigen Lebens, die nur eine Folge des wahren Glaubens seyn kann, aufs Spiel.

Es ist unmöglich von der Beschaffenheit des andern Lebens einen Begriff zu haben, der mehr wäre, als ein Geschöpf der Einbildungskraft; es ist aber auch nicht nöthig, indem selbst nicht einmal der allgemeine Begriff von Glückseligkeit oder Unseeligkeit erfordert wird, oder dazu dienen kann, den Glauben an den Sohn Gottes zu begründen, vermittelst seiner eine lautere Denkungsart zu erringen; und es würde sogar auch nicht einmal zuträglich, es würde vielmehr nachtheilig seyn, wenn wir die genannten Zustände nicht blos im Allgemeinen denken, sondern eine anschauliche Erkenntniß von ihnen haben könnten.

Wenn jener Nachtheil blos die sinnlichen Verhältnisse des Menschen im gegenwärtigen Leben träfe, wenn die Vorstellung, wenn die anschauliche Aussicht in die Freuden eines künftigen Lebens ihm blos seine hiesigen Freuden schaal und zuwider machte, wenn die Schrecken einer mit empfindlichen Quaalen drohenden Ewigkeit ihm blos die Stunden der Ruhe und des harmlosen und unschuldigen Genusses im gegenwärtigen Leben verbitterten; so würde das allenfalls zu ertragen und zu verschmerzen stehen. Denn dies Leben, auch wenn es am längsten dauert, währet doch nur eine kurze Zeit. Unendliche Glückseeligkeit nimmt endlich doch ihren Anfang, und zwar um desto gewisser, je größer die Furcht vor dem entgegenstehenden Zustande, je abschreckender also die Vorstellung vor demselben von allem demjenigen war, das, von welcher Art es auch immer seyn mogte, Verlust der Seeligkeit hätte nach sich ziehen müssen. Der vermeindliche Nachtheil wäre also für den lediglich eigennützigen Menschen im Grunde Gewinn, und er würde nichts mehr zu wünschen haben, als jene Aussicht,

nichts

nichts mehr bedauren müssen, als daß ihm der Blick in ein anderes Leben versagt worden sey.

Aber der Mensch hat auf Erden nicht blos Klugheitsregeln zu befolgen; er soll Tugenden ausüben, Gott fürchten, sich selbst und seinen Nächsten lieben, seinen Freund in der Noth nicht verlassen, seinen Feind retten, nicht aber tiefer ins Verderben stürzen; er hat Pflichten der Gerechtigkeit und Güte gegen sich selbst und gegen andere zu erfüllen, er kann diese Pflichten einzig und allein, ohne Rücksicht auf Vortheil oder Nachtheil zu nehmen, erfüllen; nur dadurch, daß bey seinen Entschliessungen Schaden oder Nutzen nicht in Anschlag kommt, werden sie zu Willenshandlungen, seine Unternehmungen zu Tugenden, nur dadurch, daß er in sich selbst ein uneigennütziges Wesen erblikt, und als ein solches handelt, da wo er nicht handeln muß, sondern soll, nur dadurch wird er achtungswürdig und ein der Gottheit wohlgefälliger Mensch. Wäre nun die Kraft seines Willens so stark, die Reinigkeit seines Herzens so groß, daß er überall, wo er handeln soll, auch unmittelbar wollte, daß es nirgends beym Wollen im Allgemeinen bliebe, sondern, wo die Pflicht gebietet, immer der Entschluß unmittelbar nachfolgte; so mögte immerhin das treuste Gemählde von dem Zustande der Glaubigen und Unglaubigen, wie er im künftigen Leben seyn wird, vor den Augen seines Geistes liegen; über ihn selbst würde dennoch weder Begierde nach den Freuden der Seeligen, noch Abscheu vor den Leiden der Verdammten irgend etwas vermögen. Sein Wille würde Herr über seine Begehrungskraft bleiben. Er selbst würde auch bey der größten Gewißheit von der künftigen Fortdauer seines Lebens und der Beschaffenheit desselben, dennoch seine Pflichten erfüllen, als gäbe es für ihn kein solches Leben nach dem Tode, er würde niemals sehnsuchtsvoll nach der Hand hinblicken, die ihn etwa belohnen mögte.

Allein

Allein die Kraft des menschlichen Willens ist nicht stark genug, das menschliche Herz ist nicht mehr ursprünglich rein, das Böse hat den Sieg über den Menschen davon getragen. und selbst bey der rühmlichsten Anstrengung, bey der stärksten Tugend vermag er es dennoch nicht, dasselbe von Grund aus auszurotten. Er sucht sich größtentheils das Erfüllen seiner Pflichten bequem und leicht zu machen, die Regeln der Klugheit dem Gesetz der Sittlichkeit, wo nicht über-, wenigstens beyzuordnen, da sie doch nach dem Ausspruche dieses Gesetzes selbst, ihm überall nur untergeordnet werden sollten. Wäre ihm nun vollends eine Aussicht in die Wohnungen des Himmels und in die Abgründe der Hölle eröffnet, so daß er die Gegenstände in beyden deutlich zu unterscheiden vermögte; so würde seine Sinnlichkeit, die an dem Bösen in ihm den Schlüssel zu seinem Herzen gefunden hat, sich seiner ganz und gar bemeistern. Denn fand er es schon bey seinem Blick in die gegenwärtige Sinnenwelt für sich zuträglicher, anstatt Pflichten zu erfüllen, blos Regeln der Klugheit in Ausübung zu bringen; so würde bey der lachenden Aussicht in die Gefilde der Seeligen, und beym Blick in die Todesstille der Unterwelt seine eigennützige Vernunft, wenn sie anders nicht durch seine Sinnlichkeit bey dieser doppelten Ansicht ganz betäubt worden wäre, ihm vollends rathen, klüglich dahin zu arbeiten, daß er nicht in diese Unterwelt hinabgestoßen, sondern in den Aufenthalt der Seeligen aufgenommen werde. Und so würde er wiederum nicht seine Pflichten erfüllen, nicht dem Sittengesetz Gehorsam leisten, sondern den Rathschlägen der Klugheit allein Gehör geben, seinem Eigennutz fröhnen, und — sein Ziel, so deutlich dasselbe auch immer vor ihm stände, verfehlen; indem, sogar wenn er zum Sitz der Seeligen zugelassen werden sollte, seines Bleibens daselbst nicht seyn würde, denn ohne das Gefühl ihrer würdig zu seyn, (und woher wird er als ein lediglich eigennütziges Wesen dies Gefühl nehmen?) kann es keine Freuden des Himmels geben.

Wird aber seine Vernunft durch jenen Anblick überwältigt, kann sie ihm nicht einmal ihren klugen Rath zuflüstern; so muß die Begierde nach diesem vorausgesehenen, ewigen Glück, die Hoffnung, seiner theilhaftig zu werden so groß, und der Abscheu, die Furcht vor endlosem Unglück so mächtig seyn, daß dadurch wiederum die Macht des Bösen in ihm verstärkt wird, und so endlich alle Willensfreyheit verlohren geht. Er wird nicht tugendhaft seyn, weil er soll, nicht Gott gehorchen, weil dieser durch die uneigennützige Vernunft des Menschen unbedingten Gehorsam von ihm fordert, nicht an den Sohn Gottes glauben, weil er sich eines guten Willens, eines guten Lebenswandels befleißigen soll, sondern er wird alles das thun, oder vielmehr zu thun den Schein haben, (denn an und für sich kann aus einem solchen Grunde nichts dergleichen wirklich gethan werden), weil seiner eine überschwengliche Seeligkeit wartet, die er vor sich sieht, während die Ansicht des entgegengesetzten Zustandes, der gleichfalls vor ihm daliegt, des Aufenthalts der Gottlosen, ihn sogar wider Willen zwingt, zitternd und sklavisch die Gesetze Gottes, dessen, der einem jeden seinen Aufenthalt anweist, zu befolgen, damit ihn nur nicht ein eben so trauriges Loos, wie die Gottlosen treffen möge. Kurz mit Offenbarung der Beschaffenheit jenes zweyfachen Zustandes würde, wenn sie möglich wäre, der Character des Menschen, als eines übersinnlichen Wesens, das nicht schlechterdings eigennützig seyn muß, so gut wie völlig ausgetilgt seyn. Der Mensch hätte ferner keinen Werth und keine Würde, er wäre nicht länger das edelste unter den Geschöpfen dieser Erde, nicht länger der Liebling seines Schöpfers. Er würde nicht ferner in diesem Schöpfer seinen Vater verehren, sondern in ihm blos einen allmächtigen und zürnenden Oberherrn erblicken, von dem, wie er vor Augen sähe, jede Uebertretung seiner Vorschriften an dem Frevler, der sich ihrer schuldig machte, aufs strengste bestraft würde.

Wenn

Wenn nichts desto weniger die Bibel an mehrern Stellen von Gott, als einem zürnenden, als einem Rächer redet; so wird hiermit dennoch nicht auf die Beschaffenheit des Zustandes der Unglaubigen nach diesem Leben hingedeutet, so wie es nicht mit Rücksicht auf die Beschaffenheit des Zustandes der Glaubigen in jenem Leben gesagt ist, wenn sie Gott den Vater der Menschen nennt, der sich ihrer um seines Sohnes willen, wie seiner Kinder erbarme. Es bedarf vielmehr kaum angemerkt zu werden, daß dies eigenthümliche Sprache der Bibel sey, daß es, wenn wir von Gott reden, wie er an sich selbst ist, nicht wie wir uns denselben vorstellen, nicht menschlich von ihm verstanden werden müsse. Denn in der Gottheit findet keine Gefühl- keine Begehrungskraft, und also auch kein Affekt, weder Zorn noch Erbarmen, Gemüthsbewegungen, die nur in und mit der Begehrungskraft möglich sind, sondern blos ein heiliger Wille statt. Sie kann nicht zürnen, denn sie als das unendliche Wesen kann von keinem Wesen außer ihr, das eben darum endlich ist, beleidigt werden. Sich die Gottheit an und für sich zürnend oder liebend denken, enthält einen Widerspruch. Aber heilig müssen wir uns Gott an und für sich denken, und als der Alleinheilige kann er nur das Gute wollen das Böse nicht wollen. Als der heilige Weltschöpfer und Gesetzgeber fordert er von allen vernünftigen Wesen, die einen Willen haben, daß sie wie er das Gute lieben, das Böse verabscheuen. Thun sie wirklich dieser Forderung Genüge, ohne zu forschen, was für ein Lohn ihnen dafür werde zu Theil werden; so bleibt ihnen ihre Belohnung gewiß. Sind sie hingegen blos lohnsüchtig; so gehen sie eben darum eines jeden Lohns verlustig. Ihre Frömmigkeit, ihre Tugend, ist in

dem Falle nicht Tugend, nicht Frömmigkeit, sondern Trug und Heucheley. Zwischen ihnen und dem erklärten Bösewicht, der weder Lohn sucht, noch Strafen fürchtet, sondern Gedanken- und Gewissenlos seine Tage verlebt, ist in so fern kein Unterschied. Sie sind verächtlich und strafwürdig wie er, und werden, wie er, theils schon in diesem, theils im künftigen Leben ärndten, wie sie gesäet haben; dies drückt die Bibel mit den Worten aus: der Zorn Gottes bleibet über ihnen.

VI.

Glaube an Unsterblichkeit.

Εγω — ει μεν μη ωμην ηξειν πρωτον μεν παρα Θεους αλλους σοφους τε και αγαθους, επειτα και παρ' ανθρωπους τετελευτηκοτας αμεινους των ενθαδε, ηδικουν αν, ουκ αγανακτων τῳ θανατῳ. νυν δε ευ ιστε, οτι παρ ανδρας τε ελπιζω αφιξεσθαι αγαθους. και τουτο μεν ουκ αν πανυ διισχυρισαιμην. οτι μεντοι παρα Θεους δεσποτας πανυ αγαθους ηξειν, ευ ιστε οτι, ειπερ τι αλλο των τοιουτων, διισχυρισαιμην αν και τουτο. ωστε δια ταυτα ουχ ομοιως αγανακτω, αλλ' ευελπις ειμι, ειναι τι τοις τετελευτηκοσι και ωσπερ γε και παλαι λεγεται, πολυ αμεινον τοις αγαθοις η τοις κακοις.

Socrates Platonis.

Einleitung.

Der vernünftige Glaube an die Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem gegenwärtigen Leben, der zugleich ein nothwendiger, ein Vernunftglaube ist, würde weit früher dafür anerkannt worden seyn, weit leichter und allgemeiner Eingang unter den Menschen gefunden haben, wenn die absichtliche Cultur dieses Geistes nicht hauptsächlich eine Cultur seiner Sinnes- und Erkenntnißart, sondern von jeher zuvorderst Cultur seiner Denkungsart gewesen wäre. Man würde die Unsterblichkeit desselben weder leichtsinnig bespöttelt, noch auch jemals scharf- oder tiefsinnig bezweifelt haben, wenn während dem ämsigen Bestreben, seine Gefühl- und Begehrungskraft aufs höchste zu stärken und zu verfeinern, den Umfang seiner Erkenntnisse, wo möglich über alles und jedes auszudehnen, Verstand und Vernunft auf die höchste Stuffe der Vollkommenheit zu erheben, Gedächtniß, Urtheils- und Einbildungskraft aufs angelegentlichste zu üben, zu schärfen und zu erweitern, wenn unter diesen Zurüstungen, und wichtig scheinenden, an und für sich aber nichts weniger als wichtigen Bemühungen, die Unthätigkeit und Trägheit in Bildung und Veredlung der menschlichen Denkungsart weniger groß, weniger herrschend geblieben wäre. Diese Unthätigkeit und Trägheit aber würde nicht so tief in dem Herzen der Menschen Wurzel geschlagen haben, nicht so allgemein unter ihnen

nen verbreitet worden seyn; wenn man von jeher weniger gleichgültig gegen den Werth des Menschen geblieben wäre, wenn man ihn früher auf seine Würde, auf seinen einzigen, wahren und höchsten Beruf, auf das, was er seyn soll, und auch wirklich werden kann, aufmerksam gemacht, kurz, wenn man früher nicht sowohl ein genießendes oder speculirendes, sondern ein sittliches Wesen in ihm gefunden hätte.

Daß gegenwärtig so genau und bestimmt, als nur immer geschehen kann, zwischen der menschlichen Sinnes- Erkenntniß- und Denkungsart unterschieden werden muß, daß man sich genöthigt sieht, die Begriffe von Pflicht und Neigung, von Gesetz, Regel und Vorschrift, von Sollen und Dürfen, von Müssen und Können, ingleichen von Wollen und Begehren, von Wissen, Glauben und Hoffen aufs deutlichste anzugeben, und aufs schärfste von einander zu unterscheiden, kurz daß man irgend eines Aufwandes von Wissenschaft und Gelehrsamkeit bedarf, um über die Bestimmung des Menschen mit einander einig zu werden; davon trägt jene Verkehrtheit, eher in ihm ein Sinnen- als ein sittliches Wesen, oder wohl gar in seiner sinnlichen, die sittliche Natur desselben begründet zu finden, und daraus abzuleiten, einzig und allein die Schuld. Denn einem jeden sollte, so wie sie es an und für sich auch wohl kann, seine Bestimmung unmittelbar vor Augen liegen, und stracks von ihm erkannt werden, wo dann jede Untersuchung über dieselbe überflüßig seyn würde, da hingegen, so wie die Sachen nun einmal stehen, niemand dergleichen Untersuchungen, sogar der weitläuftigsten nicht ferner entbehren kann.

Der Mensch, blos als ein genießendes Wesen, von der Natur zu diesem Behuf blos mit einem Vorstellungs- Gefühl- und Begehrungsvermögen ausgestattet, würde nichts von einem Glauben an das, noch über das Grab hinaus fortdaurende Daseyn

dessen, z

dessen, worin jene Vermögen insgesammt begründet sind — seines Geistes wissen können, und sogar nichts davon zu wissen begehren. Nicht einmal der blinde Glaube an eine solche Fortdauer wird ihm in den Sinn kommen; denn was könnte wohl in ihm den Wunsch, oder gar die Hoffnung rege machen, noch nach dem Tode, oder vollends ewig fortzuleben? Gesund an Geist und Leib betritt er seinen Wohnplatz, die Erde, um sich das ganze Leben hindurch, bey aller anscheinenden Thätigkeit, blos leidentlich zu verhalten. Seine Kräfte werden nach und nach ausgebildet, und erreichen endlich das Ziel ihrer Vollkommenheit. Er reift, während die Natur ihn bald genießen, bald entbehren, jezt im Ueberfluß schwelgen, dann am Nothdürftigen darben läßt, und durch diesen Wechsel ihren Wohlthaten bey ihm einen bleibenden Werth zu verschaffen sucht, er reift bald im Genuß entbehrend, bald im Entbehren genießend allmählich dem höchsten, stärksten und längsten Genusse entgegen.

Die Schätze der Natur liegen endlich alle ausgebreitet vor ihm da. Er hat endlich von ihnen insgesamt Gebrauch zu seinem Vortheil oder Nachtheil gemacht. Sie sind endlich, und mit ihnen auf Veranstaltung der Natur auch seine Kräfte verbraucht. Allgemach verläßt ihn seine Gefühlkraft; seine Sinne nutzen sich mit der Menge, Stärke und Dauer seiner Gefühle endlich ab, werden stumpf und verlöschen gleichsam. Seiner Begierden werden immer wenigere, so wie seiner Tage immer mehrere, und hiermit die genossenen Vergnügungen immer zahlreicher geworden sind. Seine Begehrungskraft läßt nach, und scheint endlich auch zu verschwinden. Matt und schwer, versunken in Genuß und übersatt sehnt er sich höchstens noch nach Ruhe, und die Natur macht ihm Hoffnung, daß er diese im Grabe finden werde. An ein Leben jenseit des Grabes, oder, welches bey ihm das nemliche ist, an ein Leiden in Genuß und Mangel noch nach dem Tode, wär's auch nur blindlings zu glauben, kann ihm gar nicht einfallen,

fallen, denn seine Begehrungskraft behält endlich kaum noch so viel Stärke übrig, um in ihm die Begierde nach Ruhe zu erzeugen, geschweige, daß er sich nach einer neuen Reihe von Freuden und Ergötzlichkeiten in einem andern Leben sehnen sollte. Er wünscht vielmehr nicht sowohl den Tod, als Aufhören alles Genusses, gänzliche Vernichtung.

Etwas von einem solchen Glauben zu wissen, aus Gründen, d. h. vernünftig an die Unsterblichkeit seines Geistes zu glauben, das ist ihm vollends versagt; denn wo wird er die Gründe zu diesem Glauben aufsuchen, oder hernehmen? Sie könnten der Voraussetzung nach nur in seiner Begehrungskraft liegen, finden aber darin so wenig statt, daß vielmehr aus den Begierden und Wünschen, die sie am Ende etwa noch erzeugen mag, gerade das Gegentheil hervorgeht — der Glaube nemlich an Vernichtung. Zu wissen endlich, nicht etwa nur zu glauben, daß sein Geist unsterblich sey, Gewißheit, nicht etwa nur Ueberzeugung davon zu haben, wird für ihn ganz unmöglich seyn. Denn vorausgesezt, sein Vorstellungsvermögen sey zugleich ein Erkenntnißvermögen; er besitze Vernunft, zugegeben sogar, er könne mit seiner Vernunft über alle Erfahrung hinausreichen, und durch Schlüsse sich selbst die vollständigste Gewißheit über die Fortdauer seines Geistes nach dem gegenwärtigen Leben verschaffen; so wird er dennoch nicht im geringsten ein Bedürfniß in sich gewahr werden, Gebrauch von seiner Vernunft zu diesem Ende zu machen; er wird vielmehr vor einer solchen zu besorgenden Gewißheit erschrecken, alle seine Schlußkraft aufbieten, um das Gegentheil zu beweisen, und sich wohl gar überreden, er habe es bis zur völligen Gewißheit dargethan, so wie wir uns aus einem entgegengesetzten Grunde vielleicht auch nur schmeicheln, die Unsterblichkeit unsers Geistes bis zur Gewißheit dargethan, durch Vernunftschlüsse bewiesen zu haben.

Der

Der lediglich genießende Naturmensch, so vernünftig er daneben seyn mag, kann ein Bedürfniß fühlen, an seine Fortdauer nach dem Tode nicht zu glauben. Wenn nun Menschen, die ein Erkenntniß Gefühl und Begehrungsvermögen, aber auch einen Willen, und ein Gesetz für diesen Willen haben; die Lust oder Unlust, Vergnügen oder Schmerz empfinden; aber auch tugend- oder lasterhaft seyn können, ein Bedürfniß in sich gewahr werden, wo nicht zu wissen, daß ihr Geist unsterblich sey, wenigstens an die Unsterblichkeit desselben mit Ueberzeugung zu glauben: so wird unter ihnen die Frage entstehen: worinn der Grund dieses Bedürfnisses zu suchen, ob im Begehrungsvermögen oder im Willen, ob er ein Verlangen, ein Wunsch, oder eine Forderung sey?

Darüber aber, daß dieser Grund nicht unmittelbar im Begehrungsvermögen gelegen, daß nicht eine Begierde, — ein Verlangen oder ein Wunsch der Anlaß sey, Gründe zu einem solchen Glauben oder Wissen aufzusuchen, darüber werden sie sich bey einigem Nachdenken, bey einer einigermaßen lebhaften Vorstellung von ihrem gegenwärtigen, als einem lediglich genußvollen Leben, endlich wohl vereinständigen. Einem jeden nämlich wird ein Leben, das zwar nicht ewig dauert, aber doch, so lange es dauert, immer nur Genuß, immer nur Vergnügen und Freude, und damit beyde desto inniger empfunden werden, abwechselnd Leid und Mißvergnügen verspricht, schon in der bloßen Vorstellung anneckeln. Der Gedanke aber, daß es etwa gar ewig dauern könne, wird ihm vollends unerträglich, und nur um desto unausstehlicher werden, je größer der Glanz, worin er wirklich lebt, je behaglicher seine Wohlhabenheit, je reizender, stärker und daurender das Vergnügen ist, welches ihm mit allen den Entbehrungen, wodurch es nur noch reitzender und erquickender gemacht wird, zu allen Zeiten und unter allen Umständen wirklich zu Gebot steht.

Ein

Ein jeder kann sich zwar vorstellen, als begehre er das gegenwärtige Leben mit allen seinen Freuden und Leiden, mit allen seinen Abwechselungen ins Unendliche verlängert zu haben, aber niemand kann eine solche Begierde wirklich hegen. Alle werden endlich, selbst jener Abwechselungen satt und überdrüßig werden. Der Tod und gänzliche Zernichtung werden, wenn nach jedem Wechsel immer und überall nur Genuß auf sie wartet, endlich die willkommensten unter ihren Freunden seyn; denn es wird sogar nicht einmal der leiseste Wunsch in ihrem Herzen entstehen, ein Leben nach dem Tode ewig fortzusetzen, wenn darinnen wiederum alles blos auf Genuß, so verschieden, so neu und ungewöhnlich er übrigens seyn mag, abgesehen ist. So lästig also einem jeden die Vorstellung von seinem gegenwärtigen, bis ins Unendliche verlängerten, aber blos genußvollen Leben seyn muß, so sehr er sie meiden wird; eben so sehr wird er den Gedanken an ein nach dem Tode künftiges Leben fliehen, wenn darinnen wiederum nicht gehandelt, sondern nur genossen, wenn auch dort kein Bewustseyn eigner Thätigkeit und Unabhängigkeit, sondern blos das endlich drückende Gefühl gänzlicher Abhängigkeit und Hingebung statt finden, wenn es darinnen ewig gleichgültig bleiben soll, wer, und wie er denkt oder handelt, so lange nur sein Genuß durch die Anstalten zu demselben nicht gestört, seine Freuden durch seine Handlungen nicht gänzlich unterbrochen werden. Kurz sogar der Eigennutz und die Selbstsucht können nicht einmal die ewige Fortdauer eines Lebens wünschen, worinnen sie ewig und unabänderlich die Hauptrolle spielen. Im Gemüth des Menschen wird demnach, in so fern man ihn blos als ein sinnlich-vernünftiges Wesen betrachtet, der Glaube an Unsterblichkeit kaum erwachen, geschweige daß er jemals Bedürfniß werden könnte. Der Mensch selbst wird vielmehr, wenn es überall nicht darauf ankommt, ob er einem Gesetz gemäß oder zuwider gewollt, ob er sittlich oder unsittlich gehandelt habe, die Frage: ob es ein Leben nach dem Tode gebe? für ganz unerheblich, und die Untersuchung,

ob sein Geist unsterblich sey, oder nicht? für völlig überflüßig halten.

Sollte es hingegen durchaus nicht gleichgültig seyn, ob er als ein selbstthätiges Wesen Tugenden oder Laster ausübe, ob sein Wille gut oder bös, dem Vernunftgesetz gehorsam oder ungehorsam sey; so wird die Frage über die Unsterblichkeit seines Geistes nicht ferner unerheblich bleiben. Und sollte zugleich in diesem Willen ein Grund liegen, Unsterblichkeit des menschlichen Geistes zu fordern, sollte es ein nothwendiges Bedürfniß geben zu glauben, daß der Mensch unsterblich sey; so wird jene Forderung, jenes nothwendige Bedürfniß zum Glauben selbst hinreichen, und wir werden uns an diesem Glauben genügen lassen, ohne weiter nöthig zu haben, Gründe, gesezt, daß es deren gäbe, aufzusuchen, durch die mehr noch ausgemittelt, durch die unsre ewige Fortdauer bis zur Gewißheit erwiesen — aus denen sie gewußt werden könnte.

Nemlich: mit dem Bewußtseyn von unsrer eignen Thätigkeit tritt anfangs ein bloßer Wunsch, der Wunsch, ewig fortzuleben ein, — wir wünschen, selbst Urheber endloser Freuden, für uns zu seyn. Mit dem dunkeln Bewußtseyn, Tugenden oder Laster ausüben zu können, steigt dieser Wunsch bis zur Hoffnun — wir hoffen, in und mit unsern Tugenden unser Glück zu bauen. Diese Hoffnung hört auf, und es tritt mit dem Bewußtseyn von der Nothwendigkeit, tugendhaft zu seyn, eine Forderung an ihre Stelle. — Wir fordern, da wir tugendhaft seyn sollen, es seyn zu können, und unter der Bedingung, daß wir wirklich tugendhaft sind, nicht, wenigstens nicht immer unglücklich zu seyn. Wir fordern Unsterblichkeit, und glauben unmittelbar mit dieser Forderung an dieselbe. Die größere oder geringere Stärke dieses Glaubens, die Unerschütterlichkeit oder das Schwankende desselben hängt dann von eines jeden Thun und Lassen, von seinen wirklichen Tugenden, Untugenden und Lastern ab.

Der

Der gutmüthige Mensch, der seine Bestimmung zu erreichen sucht, ohne gerade eine deutliche Vorstellung von derselben zu haben, hofft auf Unsterblichkeit, weil er nicht weiß, daß er sie fordern darf und soll; der Gutgesinnte, der seine Bestimmung kennt und ganz oder zum Theil erreicht, glaubt an dieselbe, weil er sie wirklich fordert. Sokrates hofft und trachtet, durch Schlüsse sein Hoffen in Gewißheit zu verwandeln. Der Stifter der christlichen Religion glaubt, läßt alle Schlüsse auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen, und hat an der Ueberzeugung von seiner Fortdauer nach dem Tode genug.

Es soll in der gegenwärtigen Betrachtung ein Versuch gemacht werden, durch das Beyspiel des leztern den Satz zu erläutern: daß mit guten Gesinnungen und einem guten Lebenswandel der Glaube an Unsterblichkeit bis zur unerschütterlichsten, von völliger Gewißheit kaum noch zu unterscheidenden Ueberzeugung steigen könne. Es wird also erlaubt seyn, hier von dem Stifter des Christenthums, als von einem weisen und tugendhaften Menschen zu reden, ohne seiner als des Sohnes Gottes zu erwähnen, welches leztere darum nicht füglich geschehen kann, weil weiter unten von Zwecken die Rede seyn wird, die jener hätte haben können, aber nicht hatte, die hingegen der Sohn Gottes auch nicht einmal haben kann, indem sein Zweck nothwendig und einzig und allein ein Zweck der Heiligkeit ist. Gegen den hier gewagten Versuch wird man um so weniger Einwendungen machen, da der Stifter der christlichen Religion, außerdem, daß in ihm der Sohn Gottes wohnte, sich zugleich als des Menschensohn ankündigte.

Text:

Text:

Evang. Lucä Cap. 23, V. 46.

Und Jesus rief laut und sprach: Vater ich befehle meinen Geist in deine Hände. Und als er das gesagt, verschied er.

Der erwähnten Absicht gemäß zerfällt die Betrachtung selbst in folgende zwey Theile. Es wird nemlich zu untersuchen seyn:

1) was für einen Einfluß die Denk- und Handlungsweise des Erlösers auf seinen Glauben an Unsterblichkeit hatte? und

2) wie umgekehrt dieser Glaube auf seine Art zu denken und zu handeln zurükwirkte?

Erster Theil.

Bey der Aufgabe: wie die Lebensweise Jesu auf sein Vorstellungsvermögen wirkte, so daß er mit Ueberzeugung an die Unsterblichkeit seines Geistes glaubte? wird es hauptsächlich auf die Beantwortung folgender drey Fragen ankommen:

I. Welche Lebensart er wählen, welchen Wirkungskreis er betreten konnte?

II. Welchen Wirkungskreis er wirklich betreten, und

III. Warum er eben diesen und keinen andern gewählt habe?

Die Frage I. was für einen Wirkungskreis Jesus wählen konnte? ist nur durch die Angabe des Orts und der Zeit, wo und wann, und der Umstände, unter denen er gebohren wurde, beantwortlich. Das heißt: es muß gezeigt werden, in welchen

Ver-

Verhältnissen das glückliche Menschenpaar lebte, das den Namen seiner Eltern führte, und auf welcher Stuffe sittlicher und physischer Vollkommenheit das Volk stand, wie die Sinnes- und Denkungsart der Menschen beschaffen war, die ihn, als Mitbürger in ihrer Mitte hatten?

Bekanntlich gehörten die Eltern des Erlösers zur Classe derjenigen Bürger, die den Nährstand ausmachen. Sie waren nicht vornehm, nicht angesehen, standen in keiner Verbindung mit den Großen und Mächtigen des Landes, sondern lebten vielmehr fern von der Hauptstadt, von niemand gekannt, von niemand gesucht zufrieden, und sich selbst genug in einem kleinen, unbedeutenden Städtgen der Landschaft Galiläa. Bis dorthin konnten sich die zu ihrer Zeit unter den Juden rege werdenden Streitigkeiten und Zweifel in Sachen der Religion kaum verbreiten. Sie wenigstens blieben, unbekannt mit allen solchen Zweifeln, ohne über den Geist der ihnen vom Mose gegebenen Gesetze nachzuforschen, unbekümmert über den Sinn ihres Gottesdienstes, in voller Einfalt des Herzens dem Glauben ihrer Vorfahren treu, erschienen zur gesetzten Zeit in frommer Absicht zu Jerusalem, und brachten, wann es nach dem Gesetz erforderlich war, bereitwillig ihre Opfergaben dar. Sie waren weder reich noch begütert, nicht einmal wohlhabend, aber doch auch nicht dürftig; denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie durch Arbeit und Betriebsamkeit jederzeit so viel gewannen, als hinreichte, um wenn gleich arm, doch in einem glücklichen Mittelstande, ohne merkliches Ungemach still und ruhig ihre Tage zu beschließen.

Zwar ist das Gewerbe, welches Joseph zu seiner und der Seinigen Erhaltung trieb, eins der mühsamsten und beschwerlichsten; allein da Jesus anfangs seinem Vater in diesem Gewerbe beygestanden zu haben scheint, und nachher, als jener todt war, dasselbe noch eine Zeitlang fortgetrieben haben mag; so würde,

wofern dies nicht bereits der Fall bey ihm war, wenn er ferner darinnen fortgefahren wäre, endlich durch den fortgesezten Gebrauch seine Kraft stark genug, und durch Uebung und Gewöhnung das Schwere leicht, das Unangenehme angenehm geworden seyn. Er konnte also die nämliche Lebensart, die sein Vater ergriffen hatte, oder eine ähnliche gleichfalls wählen, und für sein ganzes Leben auf Erden beybehalten. Dabey durfte er hoffen, durch Arbeitsamkeit und Fleiß das Nöthige zur Befriedigung seiner Bedürfnisse herbey zu schaffen, sogar bis zu einem genügenden Wohlstande zu gelangen, und so in einer wünschenswerthen Unbekanntschaft mit der Welt und den Menschen mehr glückliche, als unglückliche Tage zu zählen. Auch würde er vielleicht eine solche Lebensart gewählt und beybehalten haben; wenn nicht ungewöhnliche Anlagen, vorzügliche Talente seines Geistes, vollkommne Unschuld des Herzens, und eine wunderbar und unbegreiflich reine Denkungsart ihn früh schon anderswohin abgerufen, seine Aufmerksamkeit auf eine ganz andere Bestimmung gelenkt hätten.

Bereits im zwölften Jahre seines Alters sizt er im Tempel zu Jerusalem mitten unter den Lehrern seiner Nation, fragt, antwortet, und wird von allen die ihn hören, seines Verstandes wegen, so wie er aus den gegebenen Antworten hervorleuchtet, bewundert. Diese damals zuerst, wahrscheinlich über Gegenstände der Moral und Religion öffentlich gepflogene Unterredung scheint ihm den ersten Gedanken an seine Bestimmung eingegeben zu haben; denn er antwortet seiner Mutter auf die Klage, daß man ihn überall vergebens gesucht habe: „Wisset ihr nicht, daß ich seyn muß in dem, was meines Vaters ist?“ Die Verkehrtheit des Herzens, welche die genannten Lehrer während und in ihrer Unterredung etwa verriethen, mogte ihm, so jung er war, bey der Lauterkeit des seinigen vielleicht nicht entgangen seyn, und den ersten Anlaß gegeben haben, über den sittlichen Zustand sei-

ner Mitbürger ferner Beobachtungen anzustellen, und weiter nachzudenken, wo dann in kürzem sich die Bemerkung von selbst darbieten mußte, daß ein allgemeines Sittenverderben durch alle Stände hin, von dem vornehmsten bis zum geringsten Bürger herunter verbreitet und eingewurzelt sey.

Wenn diese Sittenverderbniß etwa nur inneres blindes Empören unter den Gliedern einer Familie, wie zu den Zeiten Jakobs, wo ein Bruder zum Verräther am andern wurde, oder wenn sie blos ein blindes Verführen zur Abgötterey wie unter den älteren Königen gewesen wäre, wo bald das Volk den König, bald der König das Volk zum Dienst fremder Götter verleitete; so würde es weit schwerer gehalten haben, sie für eine Verderbniß der Sitten anzuerkennen, auch würde in dem einen Falle schon das Ansehen eines Patriarchen hinreichend gewesen seyn, um die Ordnung und den Frieden in der Familie wieder herzustellen, und in dem andern würde es blos der eindringenden Vorstellungen irgend eines frommen Israeliten, dem der Gottesdienst seiner Väter ausschließend am Herzen lag, eines Propheten bedurft haben, um diesem Gottesdienst endlich wiederum Eingang bey allen und jeden zu verschaffen.

Allein der Grund jenes Verderbens lag dermalen tiefer, die Sinnlichkeit wirkte nicht blindlings vermittelst des Hanges zum Bösen, den der Mensch hat, auf das Herz desselben, sondern sie bediente sich zu dem Ende der Klugheit. Es war ein Verderben, worauf man raffinirt, das man klug herbey geführt hatte, aber um desto eher mußte es einem Jünglinge bemerklich werden, der sein Herz ganz rein, völlig frey von Verderbtheit; von Ausgelassenheit und Heucheley wußte. Die Unlauterkeit in Leben, Wandel und Gesinnungen seiner Mitbürger mußte ihm desto schärfer in die Augen springen, je zügelloser einerseits und doch je sklavischer, je gebundener andererseits und doch je ausgelassener

der-

derjenige Stand unter ihnen lebte, dessen Bildung und Lenkung die Herzen und Sinne der Nation überlassen waren.

Der Lehrstand nämlich theilte sich damals in zwey große Partheien, von denen die eine das gemeine Volk, die andere alle vornehmern Stände bis zum Könige hin, auf ihrer Seite hatte. Pharisäer und Saducäer waren es, die den Ton angaben; leichtsinnige Unbesonnenheit characterisirte die leztern, scheinbare Aengstlichkeit in Leben und Wandel die erstern. Die Grundsätze beyder, mit einander in Widerspruch, und zugleich mit einem guten Willen schlechterdings unverträglich, mußten von einem Manne, der nicht mit dem Strome schwamm, abscheulich befunden und nur für desto verwerflicher erklärt werden, je gröber oder feiner die Selbstsucht war, die ihren Untergebenen, dergleichen Grundsätze zuflüsterte, und je allgemeiner sich dieselben durch Lehre und Beyspiel unter dem Volke verbreitet hatten.

Um einer der geehrtesten Männer seiner Zeit zu werden, mit allen Großen in Verbindung zu treten, selbst am Hofe, als der wichtigste Mann des ganzen Landes eine Rolle zu spielen; oder um vom Volke angestaunt und bewundert, als der Liebling desselben von ihm vergöttert zu werden, durfte Jesus mit seinem hellen Geiste, mit der feinen Klugheit, durch die er nachher auf Anrathen seiner Weisheit zum öfteren den ihm gelegten Fallstrikken entging, mit der scharfen, sehr geübten Urtheilskraft, so wie sie in der Folge an den Lehren und Reden, die er vor dem Volke hielt, bemerklich war, nur einer von beyden Partheyen beytreten; ohne weiter auf die Stimme der Weisheit zu achten — entweder die Saducäer begünstigen, wenn sie Religion und Glauben, hiermit, wiewohl ohne davon den Schein haben zu wollen, auch alle Gesetze muthwillig unter die Füße traten, und an alles, was heilig und achtungswürdig ist, ihre unheiligen Hände legten, — oder er durfte nur den Pharisäern beypflichten, wenn sie un-

ter dem Schleier der Frömmigkeit allerley Laster verübten, mit der täuschendsten Miene der Enthaltsamkeit die Einfältigen überlisteten, Witwen und Waisen um ihre Habseligkeiten betrogen, und den Raub in der Stille verzehrten und verschwelgten. Die eine oder die andere dieser Absichten würde Jesus, wofern er anders eine dergleichen Absicht hätte haben können, höchst wahrscheinlich erreicht haben.

Die erstere, sich geehrt und reich, oder gar als Günstling des Königs zu sehen, würde nicht fehlgeschlagen seyn, entweder weil er den Saducäern als Gehülfe in Ausübung, Verkündigung und Verbreitung ihrer Lehren, oder weil er, als ein sehr kluger und verschlagener Mann dem Könige selbst sehr willkommen gewesen seyn würde. Herodes nemlich war, wie alle Könige, die vor ihm auf Davids Thron saßen, David selbst nicht ausgeschlossen, abhängig von dem Wahnsinn, den Thorheiten, Launen und mitunter auch wohl von den Bosheiten eines Oberpriesters, und diesem in mehr als einer Rücksicht sogar unterwürfig. Er mußte, was seinen Vorgängern vielleicht nie, oder doch nicht in dem Maaße begegnete, diese Abhängigkeit und Unterwürfigkeit desto stärker fühlen, je näher er sich der Sekte der Saducäer, der Freygeister unter den Juden, anschloß. Er stand außerdem unter der Zucht eines fremden, mächtigen Volks, und so gelinde ihn auch immer der Beherrscher dieses Volks behandeln mogte, so mußte ihn dennoch das auferlegte Joch um so schwerer drücken, je mehr er selbst Despot, je lasterhafter er war. Auch konnte er, was die Sicherheit seines Throns betraf, nicht wohl ohne Sorgen, ohne Furcht vor seinen eignen Unterthanen seyn; gesezt auch, diese Furcht wäre einzig und allein durch die Besorgnisse und das Verfahren seines nächsten Vorgängers erregt worden, der, um desto gewisser einer künftigen Empörung vorzubeugen, eine Anzahl kleiner Kinder umbringen ließ, unter denen seiner Meinung nach der Meßias, wie er wähnte der künftige Rädels-

führer

führer bey der zu besorgenden Empörung, befindlich war. Jener Herodes also, so stolz und übermüthig er war, würde bey so bewandten Umständen einen jungen Mann, der sich von Seiten seines Kopfs und seines Herzens so vortheilhaft auszeichnete, vielleicht sehr bereitwillig aufgenommen, auf ihn sein Vertrauen gesezt, und von ihm Rath und Beystand, um sich auf eine oder die andere Art gänzliche Unabhängigkeit, oder wenigstens völlige Sicherheit zu verschaffen, erwartet haben, wenn nur Jesus es über sein Herz hätte erhalten können, sich bis zu ihm herunter zu lassen, und unter seinen Augen, oder doch nicht zu weit vom Throne entfernt, Proben seiner Klugheit und Geistesgegenwart abzulegen. Allein es lag so sehr außer seinem Wege, vom Könige bemerkt zu werden, oder gar mit ihm in irgend ein Verhältniß zu treten, daß er vielmehr auf alle Weise zu vermeiden suchte, bey ihm von sich auch nur reden zu machen.

Noch leichter würden ihm die damaligen Umstände das Erreichen der andern Absicht gemacht haben, wenn er nemlich als Liebling des Volks oder gar als Oberhaupt desselben mit der größten Gemächlichkeit im Ueberfluß hätte leben, oder allgemein bewundert und gepriesen seyn wollen. Die Pharisäer würden ihn, wenn er auf ihre Seite getreten wäre, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von sich gestoßen, sondern vielmehr ihren ganzen Einfluß, all ihr Ansehen beym Volke aufgeboten haben, um ihn zu einem eben so geehrten, eben so begüterten Lehrer zu machen, als die vornehmsten unter ihnen selbst waren, oder auch, um an ihm die Hauptstütze ihrer Parthey zu haben. Und sollte er gar geneigt gewesen seyn, als der damals erwartete Meßias unter dem Volke aufzutreten; so würden sie ihm, wenn er nur ihre Parthey begünstigte, ohne Zweifel allen möglichen Vorschub gethan haben, damit er als dieser bey demselben eingeführt würde. Das Volk aber würde ohne Bedenken einen Meßias, den es aus

den

den Händen solcher von ihm allgemein geliebten und verehrten Männer empfieng, mit offenen Armen angenommen haben.

Die Juden waren von jeher stolz darauf, das Volk Jehovas zu heißen, unter dem Schutze einer einzigen Landesgottheit zu stehen, von der sie annahmen, daß sie die Welt lediglich für sie erschaffen, und daß sie die Oberherrschaft über alle Reiche der Erde einzig und allein zu ihrem Besten übernommen habe. Alle ihnen bekannte und unbekannte Völker, meinten sie, sollten und würden endlich auch ihr Ansehen, wohl gar ihre Herrschaft über sich anerkennen. Selbst irgend einer fremden Nation zinßbar, oder unterwürfig zu seyn, den Gedanken verabscheuten sie seit ihrem Ausgange aus Aegypten über alles. Sie empfiengen zu seiner Zeit ihre Könige unmittelbar aus den Händen Jehovas, und waren eben darum diesen Königen von ganzem Herzen zugethan. Unter ihnen zeichneten sich zu verschiedenen Zeiten mehrere als Unmenschen, als die ärgsten Wüthriche aus, von deren Allgewalt das Volk aufs empfindlichste überzeugt wurde. Daneben unterlag es einigemale der Gewalt dieser oder jener ausländischen Macht, und mußte alsdann seine Unterwürfigkeit um so mehr empfinden, je größer der Stolz, womit man auf jede fremde Nation herabzusehen pflegte, je stärker der Abscheu vor jedem ausländischen Gebieter von jeher gewesen war.

In allen solchen Fällen fehlte es dann nicht an Männern (an Propheten), die ihren Mitbürgern Muth einzuflößen, sie bey dem in- oder ausländischen, bereits gegenwärtigen oder zu besorgenden Druck zu trösten, auf ihr fehlerhaftes Verfahren aufmerksam zu machen suchten, und ihnen wo nicht Mittel, durch die dem Uebel abgeholfen würde, doch wenigstens Gründe an die Hand gaben, bey denen sie sich beruhigen könnten. Jehova, sagten sie, werde sein Volk nicht immer im Druck leben, im Elend schmachten lassen; er werde endlich einem Könige über sie die

Sal-

Salbung geben, der allen ihren Leiden ein Ende machen, sie gerecht und gütig beherrschen, zu dem ersten und blühendsten unter allen Völkern der Erde machen und Gelegenheit geben würde, Jehova selbst, als den mächtigsten unter allen Göttern, als den einzigen Herren der Erde überall anzuerkennen und zu verehren. Dieser König nun, den man Vorzugsweise den Gesalbten, den Meßias genannt hatte, wurde so oft erwartet, als sich das Volk auf eine oder die andere Art vorzüglich bedrükt oder unterdrükt fühlte, und es war nach und nach Nationalglaube geworden, daß er endlich erscheinen und von Davids Thron und Reich Besiz nehmen werde.

Zur Zeit, wo Jesus lebte, hatte das doppelte Elend der Juden ziemlich den höchsten Grad erreicht, sie wurden nicht nur von mehrern grausamen Königen nach einander aufs Aergste bedrükt, sondern sie waren auch von einer fremden Nation, von den Römern, ihrer Vorzüge, bis etwa nur auf den Schein derselben, beraubt, gänzlich unterdrückt und ihnen zinßbar geworden. Ihnen also würde damals der Meßias, wenn er für gut gefunden hätte, unter ihnen aufzutreten, mehr als jemals willkommen gewesen seyn, und Jesus, wenn er mit Zuziehung der Pharisäer die Rolle dieses Meßias hätte übernehmen wollen, würde in kurzem einen zahlreichen Anhang bekommen haben, wo es dann auf den Grad des frommen und zugleich politischen Enthusiasmus im Einzeln und aller insgesammt angekommen seyn würde, ob eben der Anhang zugleich mächtig werden, und ob das Unternehmen den einheimischen und ausländischen Despotismus abzuschütteln gelingen sollte oder nicht. Allein der edle Jüngling von Nazareth schien gar nicht auf jenen politischen Aberglauben zu achten; er erwähnte zwar der Vorstellung seiner Mitbürger von einem Meßias, aber weder um dieselbe zu widerlegen, noch auch um sie zu bestätigen, sondern er bediente sich ihrer nur, als der Vorstellung von einem Könige Jehovas, um

der

der andern, vom Sohn Gottes Eingang unter ihnen zu verschaffen.

Politisch sollte (so wollte es das Gesetz der Heiligkeit,) sein Wirkungskreis nicht seyn. Er wollte weder ein Gewerbe treibender Bürger bleiben, noch auch als Lehrer seines Volks auf Anrathen der Klugheit, oder als Staatsmann, oder endlich gar als Usurpateur auftreten.

Auf die Frage II.) welchen Wirkungskreis Jesus wirklich betreten habe? antworten sämtliche Schriftsteller des N. Testaments, ingleichen mehr oder minder, treffend oder irrig, die christlichen Schriftsteller aller folgenden Zeitalter, diese Zeitalter selbst, und in unsern Tagen jedes Land, jeder Himmelsstrich, wo die christliche Religion wirksam gewesen ist. Er beschloß nemlich, als Lehrer seiner Nation, ihrer Priester, ihrer Staatsmänner, ihrer Volkslehrer aufzutreten, und dem oben erwähnten, immer weiter um sich greiffenden Sittenverderben auf alle Art und Weise Einhalt zu thun. Sich Gehülfen bey seinem Unternehmen zu suchen und zu bilden, damit fing er an. Allein diese konnte er weder unter den Saducäern, noch auch unter den Pharisäern, als solchen, indem von ihnen hauptsächlich das moralische Verderben ausging, noch überhaupt unter den höhern, vorzüglich durch Saducäer gebildeten, oder unter den niedern Ständen, die größtentheils von den Pharisäern verführt worden waren, zu finden hoffen. Nur in der niedrigsten Volksclasse, wohin die Grundsätze und Laster der Vornehmern wegen der Entfernung und aus Mangel an Verkehr mit ihnen, noch nicht vorgedrungen waren, fand er Menschen, deren Unschuld und Natureinfalt der Lauterkeit in Gesinnungen und der sittlichen Einfalt im Leben und Wandel zur Hälfte entgegen kam. Arme Fischer gesellten sich zunächst zu ihm, und es hielt nicht schwer, diese zu ihrem künftigen Amte vorzubereiten, indem der Vorbereitung selbst wenigstens keine künstlichen Hindernisse im Wege standen. Von ihnen anfangs blos als

Zu-

Zuhörern, und dann allmählig als Gehülfen bey seinem Belehrungs- und Besserungsgeschäft begleitet, hob er nunmehr an, die Menschen auf sich selbst aufmerksam zu machen, sie unbefangene Blicke in ihr eigenes Herz thun zu lassen.

Auch dies konnte nicht überall schwer halten, weil seine Mitbürger, Hohe und Niedere auf seine Lehre nicht ganz unvorbereitet waren. Vor ihm her nemlich war ein Mann gegangen, der rauh wie seine Sprache, unbeugsam wie die Moral, die er predigte, ein ziemlich allgemeines Aufsehen erregt hatte. Johannes der Täufer hatte ihm redlich und nach bestem Vermögen vorgearbeitet, durch ihn war die Bahn gebrochen, der Weg zum Theil geebnet worden. Denn der Eifer, womit er überall auf Reinigung des Herzens, auf Buße und Bekehrung drang, die Macht, womit er sprach, die unerbittliche Strenge, mit der er die groben Sünden aller die ihm zu Gesicht kamen, angriff, weß Standes sie immerhin seyn mogten, die Festigkeit, womit er allem, was er einmal als gut anerkannt hatte, ergeben blieb, seine Unerschrockenheit vor dem Tode, endlich sein Tod selbst, alles das mußte auf diejenigen, die Zeugen der Hauptauftritte in dem Leben dieses Mannes gewesen waren, Eindruck gemacht, und sie bis ins Innerste erschüttert haben. Seine Beharrlichkeit, die Standhaftigkeit, womit er starb, mußte hier und da ein dunkles Bewußtseyn von menschlicher Hoheit und Würde; die nichtswürdige Veranlassung zu seinem Tode mußte bey diesem und jenem Abscheu und das innigste Gefühl der Verachtung gegen gewisse Verfahrungsarten erregt, man mußte hin und wieder wenigstens gefühlt haben, daß es eine Selbstverleugnung gebe, mit welcher nichts von dem, was man bisher etwa für Tugend gehalten hatte, keine Art des irdischen Glanzes, der menschlichen Macht und Größe eine Vergleichung aushalten könne.

Unter diesen Umständen, unter solchen gleichsam durch einen Gewittersturm aufgeschreckten Menschen trat nun Jesus von Nazareth

zareth auf. Seine Sprache war ruhig, wie seine Sinnesart, sein Vortrag lebhaft und voll blühender Einfalt, wie seine Jugend, seine Lehre rein, wie seine Denkungsart, sanft war das Joch, und leicht die Last, die er auflegte. In ihm war Johannes der Täufer gleichsam wieder von den Todten erstanden, aber nicht der stürmische Eiferer, nicht der überall geradezu durchgreifende Sittenrichter, sondern vermenschlicht, in stiller Erhabenheit, nachgiebig, wo die Menschlichkeit es forderte, unerbittlich zwar, wo das Gesetz der Menschheit sprach, aber doch ohne von sich zurückzustoßen, stand er da, wie der eingebohrne Sohn Gottes. Mit einem Muthe, wie ihn Johannes nur haben konnte, aber zugleich milde und wohlwollend, und eben darum mit einem weit schnellern und glücklichern Erfolge wurde von ihm dem Unglauben der Krieg angekündigt, womit dann der blinde und der Aberglaube, Gemüthszustände, die er unangefochten ließ, außer wo sie dem wahren Glauben Eintrag thaten, zugleich stürzen mußten. Schonend wurde der Heuchler von allen seinen Zierrathen entkleidet, der Verirrte zurecht gewiesen, der Bösewicht sich selbst in seiner Blöße und der grau gewordene Sünder in seiner Abscheulichkeit dargestellt.

Täglich mehrten sich die Freunde seiner Lehre, die, da sie unmittelbar aus dem reinen Herzen eines Menschen ihren Ursprung nahm, in dem Herzen aller derer, welche von sinnlichem Interesse nicht durchaus geblendet und gefesselt waren, eine Stelle fand. Mit jedem Tage wurden seiner Verehrer und Vertheidiger mehrere. Aber, (so tief eingewurzelt war das allgemeine Verderben!) mit jedem Tage mehrten sich zugleich die Feinde des großen Menschenfreundes. Jede zur Unsittlichkeit führende Thorheit, die er besiegte, jedes Laster, das er bekämpfte, jede Stütze, die durch seine triftigen Vorstellungen dem Weichling und Wollüstling entsank, erzeugte neue Widersacher. Man war, besonders höhern Orts durchaus abgeneigt, sich einen gleichsam

auf=

aufgeerbten Glauben, das Polster, worauf man bisher sorglos und sicher geruht hatte, oder einen an seine Stelle gebrachten Unglauben, das Schiff, auf welchem man ohne Steuer und ohne Mast leichtsinnig, ein Spiel der Winde, dahin schwamm, nehmen zu lassen. Der Erlöser blieb indessen seinem weise gefaßten Entschluß und seinem Berufe getreu, that, litt und duldete alles, wodurch der Zweck seiner Sendung — den Sohn Gottes unter den Menschen einzuführen, befördert wurde. Die Tugend, welche er predigte, das Wohlwollen, die Milde, den Frieden, die wechselseitige Theilnahme der Menschen, des einen an den Schicksalen des andern, die Duldsamkeit, die Gedult und Standhaftigkeit, welche er und seine Jünger eindringend und herzlich empfohlen, übten sie selbst mit der strengsten Gewissenhaftigkeit aus.

Es giebt, so erscholl es von allen Orten und Enden, es giebt allgemeine Menschenrechte und Pflichten, Rechte und Pflichten, die einzig und allein im Reiche Gottes gelten, deren Ausübung einen jeden zu einem würdigen Unterthan in diesem Reiche machen wird. Das Reich Gottes, das Himmelreich ist nahe herbey gekommen; ihr seyd berufen Besitz darinnen zu nehmen; ihr seyd Kinder Gottes, des Heiligen, der sich in dem Herzen der Menschen einen Tempel errichtet hat, und sollt heilig seyn, wie Gott, euer Vater heilig ist. Wir verlangen von keinem unter euch geehrt, angebätet, vergöttert zu werden; wir sind Menschen wie ihr, aber wir fordern, weil jeder unter euch diese Forderung an sich selbst thun sollte, daß ihr die Pflichten der Gerechtigkeit und Güte gegen euch selbst und gegen einander gewissenhaft und treu erfüllen wollet. Und hiermit fordern wir nicht mehr, als wir selbst zu leisten entschlossen sind. Wir sind entschlossen, überall das Gesetz unser eignen Vernunft, den durch dies Gesetz uns kund gewordenen Willen der Gottheit zu erfüllen, den Sohn Gottes an- und in uns aufzunehmen, und uns in allen Stücken als seine würdigen Nachfolger finden zu lassen. Unser Leben, unser Wandel,

del, unsre Lehren, Verheissungen und Drohungen liegen euch vor Augen, forschet, prüfet, und das Gute behaltet.

Immer reger, immer reiner wurde nun der Eifer für die gute Sache der uneigennützigen Menschenvernunft; mit jedem Tage sahe der Erlöser den Erfolg glücklicher, sein angefangenes Belehrungs- und Besserungsgeschäft unter den Menschen jedes Standes, jedes Alters, trotz allen Hindernissen, immer wirksamer, mächtiger und geseegneter. Zugleich aber bemerkte er, wie die Anzahl seiner Gegner immer mehr zunahm.

Die Lehren vom Reich Gottes und vom Sohn Gottes, dem Stifter dieses Reiches, wurden misverstanden. Man stellte sich darunter ein irgendwo zu stiftendes sichtbares Reich der Menschen vor, dessen Gesetze, wie die Gesetze anderer irdischen Reiche, ihren Ursprung nicht der Weisheit, sondern der Klugheit, nicht der uneigennützigen Vernunft, sondern der Begehrungskraft verdanken, die nicht vom menschlichen Willen befolgt zu werden, forden; sondern ihre Erfüllung von der Begehrungskraft verlangen und erwarten würden, und zu dem Ende durch angehängte Verheissungen und Drohungen, durch Hoffnung und Furcht ihre Sanction erhalten hätten. Man konnte eben darum weder ein sittliches, noch ein sinnliches Interesse an diesem Reiche und an seiner Begründung nehmen; das erstere nicht, weil man es nicht für ein Reich der Sitten erkannte, und das andere nicht, weil man bereits anderweitig gewählt und sich für ein anderes Reich interessirt hatte, der römische Landpfleger nebst seinem Anhange für die Macht des römischen Volks, Herodes aber und die ihm ergeben waren, für den Schatten seiner königlichen Regierung, und was die Aussicht in ein Reich jenseit des Grabes betraf, die Römer für Elysium, die Juden grösstentheils für Abrahams Schoos.

Da

Da nun bey so bewandten Umständen der menschliche Wille gänzlich aus dem Spiele blieb; so ist nicht zu verwundern, daß mit der Furcht, dies neue Reich mögte nicht etwa in dem Willen der Menschen, daran dachte man nicht, sondern irgendwo auf Erden, wie man wähnte, Grund und Boden gewinnen, auch die Erbitterung gegen den Stifter desselben, immer höher stieg, und endlich überhand nahm. An menschlicher Gewalt fehlte es seinen Feinden nicht, sie bemächtigten sich also seiner, erklärten ihn aus Mißverstande spottend, für den König der Juden, und riefen ohne weiteres ihr „Kreuzige" über ihn aus. Mit der völligsten Ruhe und Gelassenheit gieng er seinem Tode entgegen, großmüthig verzieh er seinen Feinden, und im Todeskampfe selbst empfohl er mit der Besonnenheit und Ergebung eines Weisen seinen Geist in die Hände seines Vaters. Drey Jahre seines Lebens waren hinreichend gewesen, um das Reich Gottes in den Herzen der Menschen zu begründen, und so mächtig gegen fremde Einfälle zu verwahren, daß, wie er selbst sagt, die Pforten der Hölle es niemals ganz überwältigen werden.

Die Frage III.) warum Jesus gerade diesen Lebensweg, der, wie bey einiger Einsicht in die damaligen Verhältnisse der Menschen leicht voraus zu sehen war, endlich zum Tode führen mußte, eingeschlagen habe? beantwortet er theils selbst, theils ergiebt sich die Antwort darauf aus dem schon Gesagten. Er sagt irgendwo: „des Menschensohn ist nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zur Erlösung für viele". Die Wahrheit dieser Aussage bestätigt sein ganzer Lebenslauf. Früh war die Vorstellung von Tugend und Heiligkeit in ihm erwacht. In seiner Seele lebte und herrschte ausschliessend das Bewußtseyn von dem Werthe des Menschen, in sofern er gerecht und gütig handeln kann, das Bewußtseyn von der Würde eben des Menschen, wenn er wirklich Gerechtigkeit und Güte ausübt. Ein tugendhafter Mann zu seyn, dies erkannte er

für die erste und für eine unerlaßliche Forderung, welche die Vernunft an den Willen eines jeden thut; Sinn für diese Tugend in dem Herzen anderer zu wecken, gute Gesinnungen überall zu verbreiten, dies war für ihn eine unmittelbar aus der erstern folgende, eben so unerlaßliche Forderung, die noch überdem die Vernunft des einen an den Willen des andern thun kann und soll. Nach völliger Einsicht und Erkenntniß von dem Gesetz der Heiligkeit und seiner Forderung an ihn, blieb es nicht ferner seiner sinnlichen Willkühr überlassen, ob er, lauter an Gesinnungen, unbescholten in Leben und Wandel, als Lehrer öffentlich aufzutreten begehre oder nicht. Er sollte, so lautete die Stimme des Gesetzes, der Befehl Gottes, so lauteten die Ansprüche der Menschen an ihn, er sollte als Lehrer und Muster unter ihnen auftreten, und so wollte er es selbst, ohne sich darnach umzusehen, ob für ihn, als begehrendes Naturwesen, dabey irgend etwas gewonnen würde, oder verlohren gienge.

Mit der innigsten Ueberzeugung davon, daß ein jeder für sich rechtschaffen, ein Gott gefälliger Mensch seyn, und nach allen seinen Kräften eine lautere Denkungsart überall unter den Menschen verbreiten solle, trat er aus der Dunkelheit hervor: diese Ueberzeugung bestimmte ihn, denn so erforderte es damals die Beschaffenheit der Umstände, häusliches Glück, die Ruhe des Mittelstandes aufzuopfern, den Glanz und die Gemächlichkeit der höhern Stände auszuschlagen, auf die Verehrung und Bewunderung des Volks freywillig Verzicht zu thun, und mit stiller Bescheidenheit, mit Sanftmuth und Schonung die Menschen über ihre Bestimmung zu belehren, und ihnen die Mittel zu nennen, durch deren Gebrauch sie dieser Bestimmung näher kommen, den Weg zu zeigen, auf welchem sie in Gottes Reich eingehen können.

So wie mit seinem, aus diesen Gründen übernommenen und völlig tadellos bis ans Ende hinausgeführtem Geschäft der

unerschütterlichste Glaube an das Daseyn Gottes, des Heiligen, in seiner Seele entstand, eben so mußte damit der Glaube an die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes in seinem Herzen Wurzel schlagen, und bey seinem Tode nahe an völlige Gewißheit gränzen, so daß er mit der lebendigsten Ueberzeugung sagen konnte: Vater in deine Hände befehl' ich meinen Geist.

Mit dem Bewußtseyn nemlich von der Lauterkeit seiner Gesinnungen, von der ungeheuchelten Rechtschaffenheit und Tugend, wie er sie ausübte, mußte das Bewußtseyn von dem Glauben an die ewige Fortdauer seines Geistes verbunden seyn. Mit dem Bewußtseyn von der Lauterkeit seiner Absicht, mit dem Gedanken, Treue, Aufrichtigkeit, Wohlwollen, Menschenliebe unter seinen Brüdern erwekt zu haben, mit der Achtung für die Menschheit in seiner eignen, und in der Person jedes andern muste eben dieser Glaube eine Stärke und Festigkeit gewinnen, wogegen weder die subtilsten Einwürfe, noch die künstlichsten Beweise für's Gegentheil irgend etwas vermogten.

An die Vorstellung der Tugenden, die der Mensch erringen, der Laster, die er fliehen soll, mußte sich die Vorstellung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes so innig und unzertrennlich anknüpfen, daß die eine nicht ohne die andere seyn, daß der Bestimmung des Menschen nicht gedacht werden konnte, ohne zugleich seiner Unsterblichkeit Erwähnung zu thun. Wirklich finden wir in den meisten, auf uns gekommenen Unterredungen, die er mit seinen Jüngern, in den meisten Vorträgen, die er hin und wieder öffentlich ans Volk hielt, beyde Vorstellungen fast immer in Verbindung zusammen. Geht hin, sagt er zu seinen Jüngern, belehrt, bessert die Menschen, verkündigt ihnen den Glauben an Gottes Sohn, zeigt ihnen den Weg, der zum Leben führt, empfehlt ihnen Tugend und Reinigkeit des Herzens, und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele vermögen

sie nicht zu tödten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Das Volk ermahnt er mit den Worten: Ihr sollt euch nicht Schätze sammlen auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nach graben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen, und da die Diebe nicht nach graben, noch stehlen. Denn wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Und bey einer andern Gelegenheit: Setzet entweder einen guten Baum, so wird die Frucht gut, oder setzet einen faulen Baum, so wird die Frucht faul: denn an der Frucht erkennt man den Baum. Ein guter Mensch bringt gutes hervor aus seinem guten Schatz des Herzens, und ein böser Mensch bringt böses hervor. Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben u. s. w. Kurz der Glaube an Unsterblichkeit war überall seiner Seele so gegenwärtig, wie die Vorstellung von Tugend und Reinigkeit des Herzens, und blieb unter allen Umständen so unerschütterlich, wie seine Tugend und die Lauterkeit seiner Gesinnungen selbst.

Zweyter Theil.

Wir wenden uns zu der andern Aufgabe: wie nemlich der Glaube an Unsterblichkeit auf die Denk- und Handlungsweise des Erlösers zurückgewirkt habe? Auch hier treffen drey andere Fragen zusammen, mit deren Beantwortung die Hauptfrage selbst zu Genüge beantwortet seyn wird.

I. Wenn es Jesus ganz dahin hätte gestellt seyn lassen, ob der Geist des Menschen unsterblich sey oder nicht, welchen Einfluß würde eine solche Gleichgültigkeit auf die Bildung seines eignen Charakters und auf die Wahl seines Wir-

kungskreises gehabt, zu welcher Lebensart würde er sich aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt haben?

II. Wie würde er gedacht und wie gehandelt haben, wenn er davon überzeugt oder gar gewiß gewesen wäre, der Geist des Menschen sey nicht unsterblich? Und endlich

III. Wie mußte bey den vortreflichen Anlagen seines Geistes und Herzens, und bey der Regellosigkeit, worinnen seine Mitbürger lebten, nothwendig seine Sinnes- Denkungs- und Handlungsart beschaffen seyn, wenn er wenigstens glaubte, der Geist des Menschen sey unsterblich?

I.) Wenn wir annehmen, Jesus habe es ganz dahin gestellt seyn lassen, ob der Mensch unsterblich sey, oder nicht; so bleibt die Beharrlichkeit im Guten, so wie sie überall, sogar in den kleinsten seiner Handlungen sichtbar ist, so bleibt das geflissentliche Bestreben, zu allen Zeiten und unter allen Umständen, nicht als ein der sinnlichen Natur untergebener, sondern als ein über sie gebietender, selbstthätiger, uneigennütziger, ganz das Gesetz seiner uneigennützigen Vernunft befolgender Mann befunden zu werden, völlig unerklärbar; so war der Eifer, womit er überall auf Reinigkeit des Herzens, auf wahre, uneigennützige Tugend drang, wo nicht unmöglich, wenigstens zwecklos, und bleibt für uns gleichfalls unerklärbar.

Es giebt vielleicht Menschen, denen ihre Fortdauer nach dem Tode etwas ganz gleichgültiges ist, und die dennoch, indem ihnen eine durch Erziehung, Beyspiel und anderweitige Verhältnisse glücklich gebildete Sinnesart, ein glückliches Temperament, eine glückliche Organisation und eine gleichsam angebohrne Gutherzigkeit und Milde zu Hülfe kommt, die, sag' ich, den meisten Pflichten gegen sich selbst und gegen ihren Nächsten Genüge leisten; allein diese Menschen werden sich doch zuweilen auf Irr- und Abwegen finden lassen; musterhafte Selbstthätigkeit, unerlaßliche

Strenge gegen sich selbst wird kaum oder niemals an ihnen bemerklich werden. Sie werden ihrer Bestimmung, als sittlicher Wesen, weil sie dieselbe nicht erkennen (denn hätten sie ein deutliches Bewustseyn davon; so würde ihnen die Unsterblichkeit ihres Geistes durchaus nicht gleichgültig seyn) zum öftern zuwider handeln. Wenigstens wird es solchen Menschen durchaus an Muth und Entschlossenheit fehlen, um öffentlich als Volkslehrer aufzutreten und die Sache der Tugend, die sie nur aus unbestimmten, schwankenden Gefühlen kennen, mit völliger Selbstverleugnung und mit Nachdruck zu führen. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß sie in irgend einer Aufwallung unter ihren Freunden und Gesellschaftern, bey diesem oder jenem Anlaß, die Schönheit, Liebenswürdigkeit und Erhabenheit der Tugend mahlerisch schildern und enthusiastisch anpreisen, allein diese Aufwallung geht, wie jede Aufwallung, schnell vorüber, und an ihre Stelle tritt Ermattung und Gleichgültigkeit. Kühle, ruhige Ueberlegung, ein geflissentlich fortgeseztes Bestreben, ein vernünftiger, nie ermattender Eifer in Ausübung und Beförderung des Guten, gänzliche Partheylosigkeit, immer gleiche Entschlossenheit, sobald vom sittlichen Thun und Lassen der Menschen die Rede ist, allen und jeden sinnlichen Rüksichten zu entsagen, sind und bleiben unter ihnen unmöglich. Sie suchen und finden im Gegentheil wohl gar ihre Bestimmung da, wo sie nicht gesucht werden sollte und nimmer gefunden werden kann — in der Schwärmerey und im Aberglauben.

Wäre Jesus einer von diesen Menschen gewesen; so würde die natürliche und erworbene Vollkommenheit seiner Sinnes- und Gemüthsart ihn zwar vor Schwärmerey und Aberglauben verwahrt haben, aber seine Zeitgenossen und ihre Nachkommen würden, bey seiner Gleichgültigkeit über ihre Fortdauer nach dem Tode, vielleicht noch lange in der tiefsten Unwissenheit über Gutes und Böses geblieben, wenigstens nicht von ihm aus ihrem Schlummer erwekt worden seyn. Er würde, wie Sokrates, als

ein

ein gutdenkender Mann gelebt haben, als ein solcher gestorben, von seinen wenigen Freunden und Bekannten betrauert, und nur so lange in ihrem Andenken geblieben seyn, als sie Beweise seiner Liebe und Treue, seiner Freundschaft und seines uneigennützigen Wohlwollens in Händen gehabt, und sich dabey dankbar seiner erinnert hätten. Mit seinen Freunden würde auch das dankbare Andenken an ihn erloschen, der Welt und Nachwelt würde er bis auf seinen Namen und den Ruhm seiner Tugenden, unbekannt geblieben seyn.

Auf der andern Seite II.) hätte Jesus die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes in Zweifel gezogen, oder gar geleugnet, so würde er wiederum entweder in stiller Zurückgezogenheit von der Welt, gewissenhaft und zufrieden als ein genügsamer Bürger gelebt haben, oder er würde, wenn er gleichwohl das Geschäft die Menschen zu belehren und zu bessern übernommen hätte, zu dem Entschluß, sich einem solchen Geschäft zu unterziehen, durch eins von beyden bestimmt worden seyn; durch die Vorstellung, Ehre, Ansehen und die damit verbundenen Vortheile zu erwerben, wohl gar seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, oder durch den Gedanken, der bürgerlichen und häuslichen Verfassung seiner Zeitgenossen eine andere Richtung zu geben, sie zu glücklichern und wohlhabendern Menschen umzubilden und zu erziehen. Allein die Vorstellung von Ansehen, Ehre und Gemächlichkeit, die etwa bey gemeinnütziger Thätigkeit zu erwarten stehen, würde bey seiner Klugheit und bey einigem Nachdenken über die in diesem Falle beständig nöthige Wachsamkeit und unvermeidliche Unruhe, über den von mancherley Seiten her unausbleiblich zu erwartenden Verdruß, und über den ungewissen, endlichen Ausgang seiner Unternehmungen — Nachtheile, die leicht alle jene Vortheile überwiegen mögen, schwerlich so viel über ihn vermogt haben, daß er seinen stillen, freylich engen, aber eben darum sicheren Wirkungskreis gegen einen weiten, geräuschvollen und unsichern

hätte umgetauscht haben sollen. Welchen Reiz aber könnte wohl für einen nachdenkenden Mann die Unsterblichkeit seines Namens haben, wenn er die Unsterblichkeit seines Geistes leugnet oder bezweifelt? Mag immerhin die Vorstellung von einem alle Zeitalter hindurch bleibenden, sich immer weiter verbreitenden Ruhme, in diesem Augenblicke in ihm die Begierde rege machen, durch große Unternehmungen, durch unverdroßenes Arbeiten und durch die edelmüthigsten Aufopferungen einen solchen Ruhm zu erwerben; die im nächstfolgenden Augenblick gemachte Bemerkung, daß er an der Vorstellung dieses erworbenen Ruhms, der Unsterblichkeit seines Namens, doch nur während der kurzen Dauer seines Lebens sein Herz weiden, und sich damit aufs angenehmste unterhalten könne, wird verhindern, daß die erwähnte Begierde mehr als Sehnsucht werde, daß sie den Entschluß, zu diesem Behufe thätig zu seyn, hervorbringe. Er wird es schwer über sich erhalten können, auf jedes wirkliche Glück, wenn die Absicht, Ruhm zu erwerben, eine Aufopferung desselben nothwendig macht, Verzicht zu thun, um in der Einbildung desto glücklicher zu seyn.

Und endlich die Verbesserung des politischen oder auch nur häuslichen Zustandes seiner Mitbürger, wird demjenigen sehr gleichgültig seyn, der, entweder am Ruder des Staats mit sitzend, oder als blos Gewerbe treibender Bürger unter den übrigen lebend, durch eine solche Verbesserung, selbst mit zu gewinnen nicht hoffen kann. Ist aber irgend einige Wahrscheinlichkeit da, daß er seiner Seits auch dabey gewinnen werde; so wird er freylich wohl seine Hände dazu bieten, allein seine Dienstfertigkeit wird doch nur so weit reichen, als er für sich selbst in der Nähe oder in der Ferne wichtige, oder geringe Vortheile aus seinen Bemühungen entspringen sieht. Kann er für sich auf keinen Vortheil rechnen, ist keine Wahrscheinlichkeit da, daß bey seinen gemeinnützigen Unternehmungen auch für ihn etwas abfallen werde, so wird vielleicht dennoch das von ihm bemerkte Elend, der Kum-

mer und die Noth seiner Mitbürger, oder der Menschen überhaupt, so weit er sie kennt, und die an sich selbst bemerkte Klugheit, Kraft und Geschicklichkeit, diesem Elende sämmtlich ein Ende zu machen, anfangs bey ihm den Wunsch erregen, ohne weitere Rüksicht auf eignen Verlust oder Gewinn, blos zum allgemeinen Besten wirksam zu seyn; allein wenn er die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes leugnet, so wird der bey weiterm Nachdenken endlich eintretende Gedanke, daß das Glück oder Unglück der Menschen, so groß und allgemein es seyn mag, mit dem Tode ein Ende nehmen werde, jenen Wunsch um vieles schwächen, und nun wird endlich auch die Furcht vor Gefahren die ihn treffen, vor Aufopferungen, die nothwendig seyn mögten, ihr Recht behaupten und den erwähnten Wunsch gänzlich verdrängen.

Aber gesetzt auch, Jesus hätte den einen oder andern der angeführten Zwecke wirklich gehabt; so war bey seiner Klugheit, die ihm auch in dem Falle nicht abzusprechen seyn mögte, vorauszusehen, daß er ihn auf den Wegen, die er einschlug, nicht erreichen würde. Ehre und Ansehen konnte er nicht durch die Mittel, deren er sich bediente, wenn er sich ihrer zu dieser Absicht bediente, und noch weniger konnte er dadurch Ruhm und Gemächlichkeit zu erlangen erwarten. Unsterblicher Ruf, ein unsterblicher Name, wenn es darauf abgesehen gewesen wäre, stand vielleicht auf eine oder die andere Art zu erwerben, aber nicht ohne den schändenden Zusatz, daß es lediglich darauf abgesehen gewesen sey, also nicht eigentlich Ruhm, nicht mit Achtung verbundene Ehre eines uneigennützigen Menschenfreundes, sondern ein blinder Ruf, der bey der Reinigkeit seiner Sinnesart für ihn, wie nicht zu zweifeln ist, ohne allen Reiz gewesen seyn würde.

Und endlich, auch auf das bürgerliche oder häusliche Glück seiner Zeitgenossen, wenn es ihm einzig und allein um einen solchen vorübergehenden Zustand derselben zu thun gewesen wäre,

würde er schwerlich haben wirken, die Verfassung seiner Mitbürger würde er nicht haben umändern können, ohne einen ganz andern Weg einzuschlagen, als der war, den er wirklich betrat. Wenn er ihr Zutrauen, welches in dem Falle durchaus nicht vernachläßigt werden mußte, gewinnen wollte, wenn seine klugen Rathschläge und Anstalten Eingang finden sollten; so mußte er, je nachdem ihm mehr oder weniger an öffentlichen oder privat Verbesserungen, oder an beyden gleichviel gelegen war, sich ausschliessend entweder an das gemeine Volk, oder an die vornehmern Stände anschließen, und also das Zutrauen entweder der Pharisäer oder der Saducäer zunächst zu erwerben, oder beyde Partheyen, und durch sie das Volk überhaupt mit einander zu vereinigen suchen, aber durchaus nicht keine von beyden begünstigen, denn dadurch, daß er von beyden sich trennte, brachte er beyde gegen sich auf, und vereitelte auf diese Weise seine Absicht, wofern er nemlich eine solche Absicht wirklich gehabt hätte.

Allein er kann, wie aus den Umständen und dem Erfolge klar ist, keinen der genannten Zwecke gehabt haben, nicht den: Ehre, Ansehen, und hiermit Güter zu erlangen, gemächlich und in vollem Ueberflusse zu leben, weil vom Anfang an alle seine Handlungen eher auf das Gegentheil, als auf Ehre und Wohlhabenheit abzuzwecken scheinen; nicht den: sich einen alle Menschenalter hindurch bleibenden Namen zu machen, weil sein Ruhm, als der Ruhm eines völlig anspruchslosen und uneigennützigen Mannes bis auf uns gekommen ist, welches, wenn dies das Ziel seiner Wünsche und Thaten gewesen wäre, nicht geschehen seyn würde. Und endlich konnte er auch nicht unmittelbar die Absicht haben, seine Zeitgenossen zu glücklichen Bürgern oder Hausvätern u. s. w. zu machen, denn die Juden sind durch ihn zwar nicht unglücklicher als sie schon waren, aber auch nicht glücklicher geworden, außer in so fern das Glück mehrerer unter ihnen eine Folge, aber eine von ihm nicht unmittelbar beabsichtigte Folge seiner

seiner wahr befundenen, angenommenen und befolgten Lehre war.

Der einzige Zweck also, den Jesus, als ein kluger Mann während seinem Leben hätte haben können, wofern er nemlich die Unsterblichkeit des menschlichen Geistes in Zweifel zog oder ableugnete, wäre der gewesen, daß er im Mittelstande als Gewerbe treibender Bürger sich und die Seinigen so glücklich machte, als Menschen mit Anwendung und beym klugen Gebrauch ihrer Kräfte nur immer werden können.

Er würde nemlich in dem Falle etwa folgende Betrachtung angestellt haben: Es giebt kein Leben nach dem Tode, folglich ists ganz gleichgültig, wie ein jeder bis zum Tode hin gedacht, und gehandelt hat, ob er tugend= oder lasterhaft, glücklich oder unglücklich gewesen ist. Es giebt zwar Tugenden und Laster, aber es ist völlig einerley, ob andern der Weg zu diesen oder jenen gezeigt, und ob ihr Glück oder Unglück von und durch einander befördert wird. Keiner kann seine eigne Handlungsart, wie sie auch immer beschaffen seyn mag, billigen oder mißbilligen, sich darob weder achten noch verachten, und eben so wenig kann einer die Verfahrungsart des andern lobenswürdig oder bedenklich finden. Denn wenn gleich während diesem Leben laut der einstimmigen Vorstellungsart, laut den Gefühlen aller und jeder ein Unterschied seyn mag, zwischen Tugend und Laster, zwischen dem Wohl= und Uebelbefinden der Menschen; so hört doch im Tode dieser Unterschied auf. Ein einziges, großes Grab verschlingt endlich alle Leiden und Freuden, alle unsere Zeitgenossen, alle ihre Nachkommen und mit ihnen alle ihre Tugenden und Laster.

Gesetzt also auch, die menschlichen Vollkommenheiten, Reinigkeit der Gesinnungen, und das dieser angemessene Glück der Erde, das Wohlverhalten und Wohlbefinden der Menschen, steigen immer höher; so stirbt doch endlich auch die am meisten gebildete,

bildete, tugendhafteste und glücklichste Nachkommenschaft aus, und mit ihr, als wäre sie nie gewesen, verwesen und vermodern zugleich alle ihre Vollkommenheiten. Es mag immerhin für einen jeden, so lange er lebt, Pflicht seyn, sich für die Bildung und Beglückung seiner Zeitgenossen aus allen Kräften zu verwenden: sie sterben endlich doch alle dahin, und da es ihnen im Tode völlig einerley seyn wird, ob sie während ihrem Leben als gebildete, tugendhafte und glückliche Menschen lebten, oder nicht, so werden sie jeden unter ihnen, und ein jeder wird sich selbst alsdann wenigstens von jener Pflicht lossagen. Kann aber dies dann geschehen, so wird es auch früher geschehen können; es wird also nicht sowohl Pflicht, Nothwendigkeit, zur Bildung und Beglückung unser selbst und anderer beyzutragen, was wir vermögen, als vielmehr eine Regel seyn, die man, wenn es rathsam scheint, befolgen, oder vernachläßigen, oder auch nach Belieben übertreten mag.

Und mögen immerhin, so lange die Welt dauert, Menschen auf dieser Erde wohnen, mag aber die Welt, und also auch die Erde ewig dauren; so wird freylich das Menschengeschlecht, in sofern es ewig dauert, einer immer größern Vollkommenheit entgegen sehen, und obgleich einzelne Menschen, einzelne Zeitalter die höchste Vollkommenheit nie erreichen können, derselben entgegen reifen, wenn irgend einmal der Anfang mit der Bildung und Beglückung, deren das menschliche Geschlecht fähig ist, gemacht wurde. Allein es wird völlig gleichgültig seyn, wann und wo dieser Anfang gemacht wird, denn die Vorstellungen von Früher oder Später fallen aus, sobald von einer Ewigkeit die Rede ist. Ist es blos auf die Bildung und Beglückung des ewig fortdaurenden Menschengeschlechts abgesehen, und nehmen die Menschen hieran nicht Theil; (sie aber können nicht Theil daran nehmen, denn sie verschwinden der Voraussetzung nach einzeln nach einander mit allen ihren Vollkommenheiten) so wird,

wann er auch immer gemacht werden mag, der Anfang zur Vervollkommnung eines Dinges, von dem man nicht recht weiß, was es seyn soll, des Menschengeschlechts in der Idee, immer zur rechten Zeit gemacht werden.

Wer fühlt bey einem solchen Glauben, oder vielmehr Unglauben, bey einer solchen Vorstellungsart noch Kraft genug in sich dem Sittengesetz Genüge zu leisten, sich reiner Gesinnungen eines guten Lebenswandels zu befleißigen? Was will er aufgeben die verbindende Macht des Sittengesetzes, oder seinen Unglauben? Gesetzt er könnte jener entsagen, um diesen zu fristen; nun so wird er es zu seiner Hauptsache machen, diejenige Lebensart sorgsam aufzusuchen und zu wählen, wo der Leiden und des Ungemachs wenig, der Freuden desto mehrere sind. Weit entfernt, unverdrossen und mit Entsagung aller Vortheile überall auf Bildung und Besserung des Herzens, auf Gerechtigkeit und Güte zu dringen, wird er vielmehr allen und jeden, in so fern es ihm rathsam, und für ihn selbst vortheilhaft scheint, Klugheit, ein feines und genaues Berechnen ihres Vergnügens, und vor allen Dingen Genuß empfehlen. Gleichwohl drang Jesus sein ganzes Leben hindurch ausschließend auf Rechtschaffenheit, und billigte nur den Genuß, der zugleich neben der Tugend bestehen konnte — einer Chimäre, wenn der Glaube an Unsterblichkeit nicht so innig und unauflöslich in seinen Vorstellungskreis verwebt gewesen wäre. Aber eben das, daß er an sich ein uneigennütziges Wesen erkannte, das, wenn es auch wollte, dennoch dem Gesetz seiner uneigennützigen Vernunft, seinen Obliegenheiten nicht entsagen könne, sicherte ihm die ewige Fortdauer seines Geistes, und der Glaube an diese Fortdauer veranlaßte dann mittelbarer Weise, daß er selbst überall ohne Eigennutz zum Besten der Menschen thätig seyn konnte.

Er

Er war III.) wirklich in ihm unerschütterlich, dieser Glaube, und daher die zu allen Zeiten gleich große Reinigkeit seiner Gesinnungen, der sich immer und überall gleiche Wille, alle Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, daher sein unerschütterlich fest stehender Entschluß, alles zur Besserung und Veredlung der Menschen beyzutragen, daher seine nie ermattende Lebhaftigkeit, die rastlose Thätigkeit, sobald es darauf ankam, auch nur einzelne Menschen, diesen und jenen dem großen Ziele näher zu führen, das für sie alle ohne Ausnahme aufgestellt ist; oder neben und mit der Einführung des Sohns Gottes zugleich häusliches Glück, Freude und Zufriedenheit hier oder dort, in einer von Leiden und Widerwärtigkeiten niedergebeugten, über ihren Verlust untröstlichen Familie zu verbreiten.

Er hatte zwar auf die unbedingte Forderung seiner Vernunft das Amt eines Lehrers der Menschen übernommen und angetreten, das Sittengesetz hatte ihm unbedingt die Führung dieses Amts zur Pflicht gemacht; allein daran, daß er ohne zu säumen, ohne sich im mindesten zu bedenken, auf Ruhe und Bequemlichkeit, weil die Umstände es nicht anders wollten, Verzicht that, daß er ohne Bedauern die unschuldigsten und reinsten Freuden des Lebens gegen Mühseeligkeiten und Beschwerden austauschte; daran hatte ohne Zweifel der Glaube an die Unsterblichkeit seines eignen, so wie des Geistes aller Menschen keinen geringen Antheil.

Der Tugendhafte, der sittlich gute Mensch, auch wenn er ohne Rüksicht auf Vortheil oder Nachtheil unermüdet nach Reinigkeit des Herzens strebt, denn diese Rüksicht und gute Gesinnungen stehen allerdings mit einander im Widerspruch, der Tugendhafte, der Mensch ohne Selbstsucht muß dennoch, so gut wie jeder andere wünschen, glücklich zu seyn oder zu werden;

diesen

diesen Wunsch nöthigt ihm sogar wider Willen seine sinnliche Natur ab. Noch mehr, er muß hoffen können, glücklich zu werden, denn so wie sich durchaus kein Grund denken läßt, warum gute Gesinnungen, als solche an und für sich den der sie hegt, beglücken sollten; da jene in seiner übersinnlichen Natur begründet sind, alles Glück aber bey ihm nur als einem Sinnenwesen statt finden kann; eben so wenig läßt sich irgend ein Grund denken, warum Reinigkeit des Herzens unglücklich machen sollte. Der Gutgesinnte darf endlich sogar fordern, daß es ihm nicht alle Zeiten hindurch übel, sondern nach Maaßgabe seiner Würdigkeit irgend wo und irgend einmal wohl ergehe; denn so wie seine Vernunft unbedingt Gehorsam von seinem Willen fordert; so thut der Wille, im Falle des wirklich geleisteten Gehorsams jene Forderung zurück. Findet nun eben der Gutgesinnte, daß seine Gerechtigkeitsliebe, seine Redlichkeit und Treue statt der Achtung, der Schonung und des Zutrauens, worauf er Anspruch machen kann, Haß, Bedrückung und Verfolgung über ihn brachte, daß er bey allem guten Willen, bey immer gleicher, immer unerschütterlicher Rechtschaffenheit in Gedanken, Worten und Werken mit allerley Ungemach kämpfen müsse, während sein ungerechter und liebloser Nachbar, vom blinden Schicksal begünstigt, in völliger Ruhe und Bequemlichkeit lebt; so kann nur der Glaube an die ewige Fortdauer des menschlichen Geistes, und an ein Leben, wo endlich die Tugend belohnt werden wird, seinen Muth aufrecht erhalten, und verhüten, daß er nicht an der Würde des Menschen, an der Möglichkeit reiner Gesinnungen, eines guten Willens in und unter den Menschen gänzlich verzweifelt.

Jesus wurde, während er unter seinen Mitbürgern als der größte Wohlthäter derselben lebte, beynahe von ihnen allen vernachläßigt. Mit Mühe und nur zur höchsten Noth wußte

er die zum Leben erforderlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Füchse, sagt er, haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschensohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. Nirgends wurden seine Bemühungen ihrem ganzen Werthe nach anerkannt, nirgends wurde auch nur die geringste seiner uneigennützigen Dienstleistungen belohnt. Seine Herzensgüte, sein Wohlwollen und seine Theilnahme an den Schicksalen anderer wurde vielleicht niemals von einem derselben in gleich hohem Grade erwiedert. Dagegen lauerten beständig von allen Seiten Leiden, Verläumdung, Neid, Haß und Verfolgung auf ihn. Allein das alles duldete er mit unaussprechlicher Festigkeit des Geistes. Ueberall schützte und unterstützte ihn der Glaube an Unsterblichkeit. Am Creutze selbst blieb der Gedanke daran der herrschende in seiner Seele. Mit festem Muthe ermahnt er den einen von den beyden neben ihm Leidenden zur Standhaftigkeit „noch heute, sagt er zu ihm, wirst du mit mir die Wohnungen der Seeligen beziehen"! und endlich empfiehlt er sich selbst mit beyspielloser Gegenwart des Geistes, Gott, seinem Vater, dessen Sache er so ausharrend und unermüdet auf Erden geführt hatte.

Schluß.

Wer nicht sorglos und ohne Nachdenken über sich und seine Bestimmung dahin lebt, wer über die Reinigkeit menschlicher Gesinnungen und Handlungen nebst ihren Folgen, nicht etwa blos glänzend und mit Geschmak zu reden weiß, sondern derselben den Vorzug vor jedem andern Gute einräumt, kurz wer es zur Sache seines Herzens, zum angelegentlichsten Geschäft seines Lebens macht, ein tadelloser, ein würdiger Mensch zu werden, in dem

wird

wird der Glaube an die Unsterblichkeit seines Geistes ohne weiteres von selbst entstehen. Denn der Tugendhafte kann diesen Glauben zu seiner Beruhigung, wenn er die Tugend leiden, zu seinem Troste, wenn er sie wanken sieht, nicht entbehren, und dem Lasterhaften dringt sich eben derselbe, wenn gleich noch so dunkel und unmerklich, so oft auf, als er über seinen Wandel nachdenkt, und seiner Laster sich entwöhnen zu können wünscht.

Keinem war es gegeben, außer dem einzigen, den uns das Evangelium als den weisesten und tugendhaftesten unter allen Menschen schildert, keinem ist es gegeben, von allen Hindernissen frey, unter allen Umständen sich gleich, selbstständig und der Würde seiner Natur überall gemäß zu denken und zu handeln. Aber einem jeden ist durch sich selbst die Hoffnung, und noch mehr — die bündigste Ueberzeugung zu Theil geworden, der Glaube nemlich, daß er so wie in diesem, eben so auch in einem andern Leben aus eigner Kraft und Thätigkeit immer weiser, besser und vollkommner, und durch die gütige Veranstaltung des Schöpfers der ganzen Natur wo nicht hier, doch dort in eben dem Maaße, als er tugendhafter wird, auch immer zufriedner und glücklicher werden könne, und werde.